This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

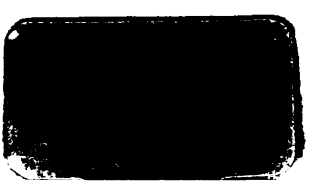
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



die Bemühungen der Aerzte nachtheilig, oder wenigstens blieben sie fruchtlos. „Wir verstehen uns nicht auf Krankheiten solcher Art," sagte der Leibarzt Boudin. — Der sterbende Prinz selbst, dessen Sinn schon völlig einer andern Welt zugewandt war, enthielt sich mit strenger Gewissenhaftigkeit jeder Aeußerung oder Klage, durch die Mißtrauen und Verläumdung hätte verbreitet werden können.

Der 18. Februar war der Tag seines Todes; und wohl kann man die schmerzliche Stunde, die ihn hinweg rief, zugleich eine verhängnißvolle und vielentscheidende nennen. Denn an zarte Fäden knüpft sich das Schicksal ganzer Völker, wie einzelner Menschen. Wer vermag mit Bestimmtheit die Frage zu beantworten, ob ohne das Fieber, welches den Herzog von Bourgogne so früh in's Grab stürzte, die Revolution mit allen Gräueln, die in ihrem Gefolge waren, in Frankreich zum Ausbruch gekommen seyn würde. Die Treue eines solchen Vaters würde über die Leitung seiner Söhne gewacht, würde jener Indolenz, welche in der späteren Zeit dem jüngeren so gefährlich ward, Ernst und Anregung entgegengestellt haben; und vielleicht hätte eine Reihe sich weit über Ludwig den Vierzehnten erhebender Bourbons die Wunden des Landes wohlthätig gelindert, ja allmählich geheilt, welche durch eine schlimme Regentschaft und ein noch schlimmeres Buhlerinnenreich jetzt unrettbar entzündet wurden.

Der würdige Fenelon überlebte nur um drei Jahre seinen Zögling, in dessen für alles Edle glühende Seele jede Tugend überging, die ihm der Lehrer im Vorbilde zeigte. Wäre der Dauphin zur Regierung gekommen, so würde

gefunden. Mit jedem Augenblick erhob sich die allgemeine Stimme lauter und deutlicher gegen den, der, wie es schien, am meisten bey allen diesen Todesfällen gewinnen konnte. Wildes Geschrey des Volks hatte den Herzog von Orleans verfolgt, als er gekommen war, die Leiche der Prinzessin mit Weihwasser zu besprengen. Das Gerücht von dieser Erbitterung und ihrer Ursache war bis zu dem unglücklichen Könige gedrungen, der alle seine Kinder auf einmal beweinte, und nun zwischen den übrigen Mitgliedern seiner Familie Mörder und Giftmischer suchen sollte. Eine neue Leiche erhöhte noch das Schauerliche dieser Auftritte; das sechsjährige Kind, welches jetzt den Titel eines Dauphins führte, erlag einer Krankheit, über die man zu jeder andern Zeit keinen Zweifel gehabt haben würde: es war wieder der Friesel, aber ohne Verwicklung mit hinzutretenden Uebeln. Bey Oeffnung der Leiche fanden sich ganz andere, und weit weniger furchtbare Zeichen, als bey der des Herzogs von Bourgogne; dennoch beharrten die meisten Aerzte bey ihren Aeußerungen über Vergiftung *). Der zweyjährige Herzog von Anjou, dessen nachherige Regierung eine der längsten aller Französischen Könige war, hatte am Rande des Grabes gestanden; und man behauptete, dies Kind, welches schwer und langsam genaß, sey durch ein Gegengift erhalten worden, das ihm

*) Fast könnten diese wiederholten und hartnäckigen Aeußerungen auf den Verdacht leiten, die Eitelkeit und Selbsttäuschung der Aerzte habe ihnen auf diese Weise das drückende Gefühl erleichtern wollen, drey Wesen, an deren Leben die Freude und Hoffnung des Königs, wie des Volks, hing, nicht haben erhalten zu können.

ſeine Gouvernante, die Herzogin von Ventadour, gegeben.

Gerüchte wie dieſe waren unter dem Volk im Umlauf, als es durch einen Trauerzug die Leiche der Dauphine und zweyer Dauphins dem Grabe zuführen ſah. Bald in Thränen zerfließende, bald wüthende Schaaren folgten dem Zuge; beſonders unter den armen Bewohnern der Stadt vermiſchten ſich ungeſtüme Klagen mit ſtiller Trauer über den Verluſt eines Prinzen, der ſo ernſtlich mit ihnen beſchäftigt geweſen war. Der Tumult ſtieg, als der Zug ſich dem Palais Royal näherte. Dort wohnte der Herzog von Orleans, und laute Verwünſchungen brachen aus, als man es erreicht hatte. Das Geſchrey: „Hier iſt unſer lieber Dauphin! hier die gute Dauphine! hier ihr Sohn! Komm, ſchändlicher Giftmiſcher, und ſieh' dein Werk!“ ward deutlich unter der Menge gehört; und wenn der Polizeylieutnant d'Argenſon nicht durch die kräftigſten Maßregeln den Unordnungen vorgebaut hätte, welche man für dieſen Tag fürchten mußte, ſo würde das halbwahnſinnige Volk die wohlthätigen Beſchützer, deren Verluſt es beweinte, durch blutigen Mord gerächt haben.

Der König rang jetzt im ſchmerzlichſten Kampfe. Was konnte von ſeiner Seite geſchehen? Das Volk forderte Rache durch lautes Geſchrey, der Hof durch immer wiederholte, empörende Gerüchte. Das Faktum der Vergiftung ward durch Sachkundige bezeugt. Selbſt Frau von Maintenon, und Andere, die, gleich ihr, aus religiöſer Gewiſſenhaftigkeit behutſam in ihrem Urtheil waren, ſchienen an das Verbrechen zu glauben, und kaum noch zu zweifeln, wer der Verbrecher ſey. Der König von Spa-

Darſtellungen
aus der
Geſchichte des Franzöſiſchen Hofes
im achtzehnten Jahrhundert.

Nach Franzöſiſchen Quellen. Von C. Stille.

I.

Vielfach und mit den lebhafteſten Farben ſinden wir, im Buche der Geſchichte wie im Roman, die glänzenden Regierungsjahre Ludwigs des Vierzehnten geſchildert; auch hier, wie überall, wendet ſich der Blick vorzugsweiſe dem Schimmer des Glückes zu. Weniger beachtet in ihren kleineren Zügen, weniger hervortretend ſchon deshalb, weil ſie in Schatten gehüllt ſind, erſcheinen die ſpäteren Tage dieſes Fürſten; und ſo möchte ſich hier vielleicht manchem Auge ein minder bekanntes Gemälde darbieten. Gewiß wenigſtens ſind die Ereigniſſe, welche Ludwigs zweyjährigen, kaum in's Leben gerufenen Urenkel, auch ſchon zur Königswürde beriefen, ergreifend für jedes fühlende Herz; und mancher Schimmer eines edleren Geiſtes, mancher Abglanz eines würdigern Gefühls ſtrahlt in ihrer Schilderung doppelt wohlthuend hervor, weil er im Contraſt gegen flache Leere, blinde Heftigkeit und zügelloſe Ausgelaſſenheit erſcheint.

Nicht die leiſeſte Wahrſcheinlichkeit zeigte ſich bey der Geburt des jungen Prinzen, daß man ihn jemals als König begrüßen werde. Der nächſte Erbe des Thrones

Darſtellungen
aus der
Geſchichte des Franzöſiſchen Hofes
im achtzehnten Jahrhundert.

Nach Franzöſiſchen Quellen. Von C. Stille.

I.

Vielfach und mit den lebhafteſten Farben finden wir, im Buche der Geſchichte wie im Roman, die glänzenden Regierungsjahre Ludwigs des Vierzehnten geſchildert; auch hier, wie überall, wendet ſich der Blick vorzugsweiſe dem Schimmer des Glückes zu. Weniger beachtet in ihren kleineren Zügen, weniger hervortretend ſchon deshalb, weil ſie in Schatten gehüllt ſind, erſcheinen die ſpäteren Tage dieſes Fürſten; und ſo möchte ſich hier vielleicht manchem Auge ein minder bekanntes Gemälde darbieten. Gewiß wenigſtens ſind die Ereigniſſe, welche Ludwigs zweyjährigen, kaum in's Leben gerufenen Urenkel, auch ſchon zur Königswürde beriefen, ergreifend für jedes fühlende Herz; und mancher Schimmer eines edleren Geiſtes, mancher Abglanz eines würdigern Gefühls ſtrahlt in ihrer Schilderung doppelt wohlthuend hervor, weil er im Contraſt gegen flache Leere, blinde Heftigkeit und zügelloſe Ausgelaſſenheit erſcheint.

Nicht die leiſeſte Wahrſcheinlichkeit zeigte ſich bey der Geburt des jungen Prinzen, daß man ihn jemals als König begrüßen werde. Der nächſte Erbe des Thrones

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

SEP 04 1986

PN5214
W6D3
v. 5-6

Darstellungen
aus der
Geschichte des Französischen Hofes
im achtzehnten Jahrhundert.

Nach Französischen Quellen. Von C. Stille.

I.

Vielfach und mit den lebhaftesten Farben finden wir, im Buche der Geschichte wie im Roman, die glänzenden Regierungsjahre Ludwigs des Vierzehnten geschildert; auch hier, wie überall, wendet sich der Blick vorzugsweise dem Schimmer des Glückes zu. Weniger beachtet in ihren kleineren Zügen, weniger hervortretend schon deshalb, weil sie in Schatten gehüllt sind, erscheinen die späteren Tage dieses Fürsten; und so möchte sich hier vielleicht manchem Auge ein minder bekanntes Gemälde darbieten. Gewiß wenigstens sind die Ereignisse, welche Ludwigs zweyjährigen, kaum in's Leben gerufenen Urenkel, auch schon zur Königswürde beriefen, ergreifend für jedes fühlende Herz; und mancher Schimmer eines edleren Geistes, mancher Abglanz eines würdigern Gefühls strahlt in ihrer Schilderung doppelt wohlthuend hervor, weil er im Contrast gegen flache Leere, blinde Heftigkeit und zügellose Ausgelassenheit erscheint.

Nicht die leiseste Wahrscheinlichkeit zeigte sich bey der Geburt des jungen Prinzen, daß man ihn iemals als König begrüßen werde. Der nächste Erbe des Thrones

entgegenkam. Jene lebendige Hoffnung erleichterte manches Elend, welches er allein nicht mehr zu vergüten im Stande war. Er hatte sein ganzes Leben hindurch Tugend und Frömmigkeit geachtet, und für seinen Enkel empfand er eine Art von Verehrung, die alle Eifersucht ausschloß. Nur zuweilen behandelte er das Kleinliche, welches hie und da dessen Frömmigkeit entstellte, mit einer leisen Spur von Geringschätzung; und so fühlte er sich neben ihm immer noch als den großen König. — Die Dauphine gewann mit jedem Tage entschiedener das Recht, die schleichenden Stunden ihres mehr als siebzigjährigen Großvaters zu verkürzen; und Frau von Maintenon *) fand es erfreulich, daß eine liebenswürdige Fürstin sie in dem schweren Geschäft unterstützte, einen König zu beruhigen und zu erheitern, der in Gefahr stand, seinen ganzen Ruhm zu überleben. Aber ach! diese Freude war von kurzer Dauer.

Am 5ten Februar 1712 empfand die Dauphine die ersten Regungen einer Krankheit, die man für den Scharlachfriesel halten konnte, welcher damals in Paris epidemisch war, und in einem Monat mehr als fünfhundert Personen dahinraffte. Die Gewalt des Uebels nahm mit jedem Augenblick zu; wie in die Flamme gegossenes Oel, schienen die Heilmittel es zu verdoppeln; und der Schmerz stieg bis zu solcher Heftigkeit, daß die Dauphine versicherte, sie habe bey ihrer Entbindung weit weniger gelitten. Die Aerzte wurden ungewiß, was zu thun sey; vom trüglichsten Anschein geleitet, überredeten sie sich,

*) Welche bekanntlich durch eine heimliche Trauung zur Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten erhoben worden war.

dieſe Krankheit überſchreite die Gränzen ihrer heilenden Kunſt, begingen den Fehler, dies zu äußern, und liehen dadurch den Gerüchten, die am Hofe verbreitet wurden, eine willkührliche Unterſtützung. Man ſprach von Vergiftung, und der Argwohn bahnte ſich, auf mancherley Weiſe, den Weg bis zum Herzog von Orleans. — Der König und Frau von Maintenon kamen, die Dauphine zu beſuchen, und ſahen mit Beſtürzung die Verlegenheit und die ängſtliche Miene der Aerzte. Faſt eben ſo ſehr ward der König durch den Zuſtand ſeines Enkels bekümmert; keine Bitte noch Vorſtellung vermochte dieſen aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin zu entfernen, die in ſeinem reinen, liebevollen Herzen ohne Theilung herrſchte. Seine Züge waren ſchon verändert und entſtellt; allein er ſah nichts, und wollte nichts fühlen, als die Gefahr, in welcher die Dauphine ſchwebte. Die ſtarre Troſtloſigkeit, die er nicht zu äuſſern wagte, und deren Uebermaß die Religion ſelbſt ihm verbot, durchdrang um deſto ſchneidender das Innerſte ſeines Gemüths. Schon war er von dem nämlichen Uebel ergriffen, mit welchem die Dauphine rang, oder von einem eben ſo gefährlichen; aber das Verlangen, wenigſtens noch die letzten Pflichten der Liebe am Sterbebette ſeiner Gemahlin zu erfüllen, lieh ihm mehr als menſchliche Kraft. Endlich wurden die Aerzte auf das ſchleichende Fieber aufmerkſam, welches ihn aufzureiben begann; und der König zwang ihn, wenigſtens auf einige Stunden zu ruhen. Während er das Zimmer verlaſſen hatte, empfing die Dauphine, nicht ohne Beſtürzung und Schmerz, doch frei von zagender Schwäche, den Rath, ſich auf den Beyſtand der Kirche vorzubereiten. Mit

charakteriſtiſchem Erſtaunen erfuhr der Hof, daß ſie dem Pater la Rüe (einem zu ihrem Beichtvater ernannten Jeſuiten) den Wunſch geäußert habe, in dieſen Augenblicken von einem andern Geiſtlichen unterſtützt zu werden, welchen er auch herbeyrief. Man begriff nicht, wie eine mit dem Tode ringende Fürſtin es wagen konnte, in dieſem Punkt den Willen des Königs nicht als Geſetz anzuſehen. — Am 12ten Februar ſtarb die Dauphine. Selbſt der plötzliche Tod, der — ein neuer Beweis, daß ein feindliches Schickſal das Haus Stuart verfolge — im Jahr 1670 des Königs Schwägerin, Henriette von England, dahinraffte, hatte geringere Beſtürzung am Hofe, und minder tiefen Schmerz in Ludwigs Seele erregt. Damals umgab ihn noch der Schimmer jedes Glücks; die Lockungen des anmuthigſten Hofes, der Zauber der Künſte und des Ruhms — dies alles ward ihm durch den Verluſt einer liebenswürdigen Frau nicht entzogen, der ſein Herz voll romantiſcher Gefühle gehuldigt hatte. Aber mit dem Tode der Dauphine verſchwanden die letzten Strahlen von Hoffnung und Freude, die bisher noch einen tröſtenden Schein auf ſeine jetzt ſo düſtre Bahn warfen.

In der Einſamkeit von Marly brachte er, und mit ihm Frau von Maintenon, dem Lenker jedes Geſchicks die Ergebung eines gebrochenen Herzens als Opfer dar. Des Dauphins Naturanlage machte ihn für leidenſchaftliche Gefühle und heftige Eindrücke empfänglich. Dennoch bekämpfte er jeden Ausbruch troſtloſer Klage, der ihm Empörung gegen den Himmel geſchienen haben würde; und durch dieſen Kampf, der ſeine Kraft überſtieg, rief er den Tod herbei, der ihm ſchon nahe war. Er hatte ſich mit

seinem Beichtvater, seinem Bruder dem Herzog von Berry, und Beauvilliers, dem würdigen Führer seiner Jugend, eingeschlossen. Fenelon fehlte seinem sterbenden Zögling; er war damals vom Hofe verbannt. — Die Zurüstungen zum Begräbniß der Dauphine wurden gemacht; die Hammerschläge, die ihren Sarg bereiteten, drangen schon bis in's Ohr ihres gebeugten Gatten. Man wünschte ihn zu entfernen, und glaubte, er werde die Fahrt nach Marly ertragen. Sein Bruder allein begleitete ihn im Wagen dahin. Er kam an, als der Hof versammelt war, um das Erwachen des Königs zu erwarten. Zuerst besuchte er Frau von Maintenon, welche die Herzogin von Bourgogne so innig geliebt, und sie seit ihrem eilften Jahr erzogen hatte; doch war seine Unterredung mit ihr kurz und abgebrochen. Dann mischte er sich unter die Herren des Hofes, welche im Vorzimmer warteten. Er stand mitten unter ihnen; niemand wagte, ihm ein tröstendes Wort zu sagen; dumpfes Schweigen herrschte in dem weiten Saal. Seine Miene war verstört; fast lag etwas Irres im Ausdruck seiner Züge; sein Gesicht war mit röthlichen Flecken bedeckt. Den schmerzlichen Gruß Mehrerer, deren treue Ergebenheit er kannte, beantwortete er mit Blicken, die das Herz durchbohrten. Mitten unter ihnen trat er zum Lever des Königs ein; und für diesen war der Anblick seines Enkels, der das Bild des Todes in allen Zügen an sich trug, ein neuer tiefbeugender Schlag. Er trat ihm entgegen, schloß ihn mit Innigkeit in seine Arme, und erkannte nun jene furchtbaren Krankheitszeichen, welche der Hof schon bemerkt hatte. „Ruhe, mein Sohn!“ sagte er, während ein Arzt den Puls des Prinzen

man erkannt haben, was auf dem Throne die reinste Menschenliebe, und die schwere Vereinigung religiöser Gefühle mit staatsklugem Geiste vermag. Kraft und weise Vorsicht hätten in der Reihe seiner Tugenden nicht fehlen können; denn welche Fülle von Energie mußte in einem Gemüth entwickelt worden seyn, welches so beharrlich an sich selbst gearbeitet hatte, daß es ihm gelungen war, eine himmlische Milde an die Stelle jenes wilden Ungestüms zu setzen, dem man, nach der Charakteranlage des Prinzen in früher Jugend, hatte entgegensehen müssen. — Wenige seines Alters können — dem Umfang wie der Auswahl nach — durch Kenntnisse ausgezeichneter gewesen seyn, als er. Die Regierungskunst in ihren schwierigsten Aufgaben, die verwickeltsten Theile der Staatsverwaltung beschäftigten fortwährend seinen eben so durchdringenden, als ausdauernden Geist. Anspruchlos, scharf beobachtend und gerecht, wie er war, würde er an Ludwig den Vierzehnten weder durch den Prunk des Ruhms und der Eroberungen, noch durch die lange Reihe unglücklicher Tage erinnert haben, mit welchen jener die Fehler und Verirrungen seiner früheren Jahre abbüßte.

Als die Nachricht vom Tode des Dauphins sich verbreitete, war der Schmerz des Volks düster, ungestüm, den Geist des Argwohns wie der Rache weckend. Man wollte das Schicksal von diesem neuen Schlage freisprechen, um die Verworfenheit eines Menschen anzuklagen. Schon wußte man, daß auch des Dauphins beide Söhne, die Herzoge von Bretagne und von Anjou, gefährlich krank seyen. Die Leiche des Prinzen war geöffnet; man hatte alle edlen Theile angegriffen, ja einige völlig aufgelöf't

gefunden. Mit jedem Augenblick erhob sich die allgemeine Stimme lauter und deutlicher gegen den, der, wie es schien, am meisten bey allen diesen Todesfällen gewinnen konnte. Wildes Geschrey des Volks hatte den Herzog von Orleans verfolgt, als er gekommen war, die Leiche der Prinzessin mit Weihwasser zu besprengen. Das Gerücht von dieser Erbitterung und ihrer Ursache war bis zu dem unglücklichen Könige gedrungen, der alle seine Kinder auf einmal beweinte, und nun zwischen den übrigen Mitgliedern seiner Familie Mörder und Giftmischer suchen sollte. Eine neue Leiche erhöhte noch das Schauerliche dieser Auftritte; das sechsjährige Kind, welches jetzt den Titel eines Dauphins führte, erlag einer Krankheit, über die man zu jeder andern Zeit keinen Zweifel gehabt haben würde: es war wieder der Friesel, aber ohne Verwicklung mit hinzutretenden Uebeln. Bey Oeffnung der Leiche fanden sich ganz andere, und weit weniger furchtbare Zeichen, als bey der des Herzogs von Bourgogne; dennoch beharrten die meisten Aerzte bey ihren Aeußerungen über Vergiftung *). Der zweyjährige Herzog von Anjou, dessen nachherige Regierung eine der längsten aller Französischen Könige war, hatte am Rande des Grabes gestanden; und man behauptete, dies Kind, welches schwer und langsam genaß, sey durch ein Gegengift erhalten worden, das ihm

*) Fast könnten diese wiederholten und hartnäckigen Aeusserungen auf den Verdacht leiten, die Eitelkeit und Selbsttäuschung der Aerzte habe ihnen auf diese Weise das drückende Gefühl erleichtern wollen, drey Wesen, an deren Leben die Freude und Hoffnung des Königs, wie des Volks, hing, nicht haben erhalten zu können.

seine Gouvernante, die Herzogin von Ventadour, gegeben.

Gerüchte wie diese waren unter dem Volk im Umlauf, als es durch einen Trauerzug die Leiche der Dauphine und zweyer Dauphins dem Grabe zuführen sah. Bald in Thränen zerfließende, bald wüthende Schaaren folgten dem Zuge; besonders unter den armen Bewohnern der Stadt vermischten sich ungestüme Klagen mit stiller Trauer über den Verlust eines Prinzen, der so ernstlich mit ihnen beschäftigt gewesen war. Der Tumult stieg, als der Zug sich dem Palais Royal näherte. Dort wohnte der Herzog von Orleans, und laute Verwünschungen brachen aus, als man es erreicht hatte. Das Geschrey: „Hier ist unser lieber Dauphin! hier die gute Dauphine! hier ihr Sohn! Komm, schändlicher Giftmischer, und sieh' dein Werk!“ ward deutlich unter der Menge gehört; und wenn der Polizeylieutnant d'Argenson nicht durch die kräftigsten Maßregeln den Unordnungen vorgebaut hätte, welche man für diesen Tag fürchten mußte, so würde das halbwahnsinnige Volk die wohlthätigen Beschützer, deren Verlust es beweinte, durch blutigen Mord gerächt haben.

Der König rang jetzt im schmerzlichsten Kampfe. Was konnte von seiner Seite geschehen? Das Volk forderte Rache durch lautes Geschrey, der Hof durch immer wiederholte, empörende Gerüchte. Das Faktum der Vergiftung ward durch Sachkundige bezeugt. Selbst Frau von Maintenon, und Andere, die, gleich ihr, aus religiöser Gewissenhaftigkeit behutsam in ihrem Urtheil waren, schienen an das Verbrechen zu glauben, und kaum noch zu zweifeln, wer der Verbrecher sey. Der König von Spa-

nien schrieb seinem Großvater nachdrückliche Briefe gegen den Herzog von Orleans, dem er nie seine Plane auf den Spanischen Thron verziehen hatte. *) — Wenn Ludwig in der Furchtbarkeit des Vergehens einen Grund suchte, es bezweifeln zu dürfen, so ward Alles, was sich mit Recht gegen den Herzog sagen ließ, als Kennzeichen einer Gesinnung dargestellt, die ihn jeder Schändlichkeit fähig mache. „Welche Sitten! welche Verbindungen! welche Freunde!“ wiederholte man täglich; „welcher Abstich gegen das Beyspiel der Frömmigkeit und jeder Tugend, das der Hof gibt!“ Schon in früher Jugend, ward mit immer steigendem Unwillen erzählt, sey der Herzog durch seinen Unterlehrer, den Abbé Dübois, in den tiefsten Abgrund der Verworfenheit gestürzt. Dieser habe ihn den Himmel verachten gelehrt; und der höchste Reiz seiner schändlichen Gelage bestehe in Gotteslästerungen. Ja, er sey so heftig, so leidenschaftlich in seinem Unglauben, daß man auf den Argwohn kommen müsse, er suche Gewissensvorwürfe zu unterdrücken.

So war man unaufhörlich geschäftig, die empörendsten Vorstellungen in dem altersschwachen, dem Grabe

*) Es ließ sich nicht läugnen, daß dergleichen Plane von dem Prinzen entworfen worden waren; doch nur für den Fall, wann, wie er vorherzusehen glaubte, der König von Spanien, den die Deutschen und Engländer hart bedrängten, sein Reich im Stich lassen, und nach Amerika flüchten würde. Allein Philipp der Fünfte blieb seinen Unterthanen treu; die Intriguen des Herzogs wurden entdeckt, und mächtige Stimmen erhoben sich zu so erbitterter Anklage wider ihn, daß sogar verlangt ward, er möge als Hochverräther und Rebell behandelt werden.

nahen König zu nähren. Ein Einziger wagte es, der Fürsprecher des Herzogs von Orleans zu seyn; dies war Marechal, der erste Wundarzt des Königs, dessen etwas rauhe Wahrheitsliebe ihm das Wohlwollen seines Gebieters und die Abneigung der Höflinge gewann. Er hatte laut und unwillig gegen die Behauptung der Aerzte gesprochen; und selbst nach Oeffnung der Leiche des Dauphins die Vergiftung geläugnet. Derselbe Zustand der innern Theile, versicherte er, werde hundertmal, auch nach gewöhnlichen Krankheiten gefunden. — Der König unterhielt sich häufig mit ihm; und er benutzte diese Gespräche, um die Abneigung gegen den Herzog von Orleans in Ludwigs Seele zu bekämpfen. Er selbst, versicherte er, habe lange Zeit eben so ungünstig über den Prinzen gedacht, in einer bedeutenden Krankheit aber, von welcher er ihn befreyt, eine Zuneigung für ihn gewonnen, die er keineswegs verheimliche. Er habe in ihm einen liebevollen und ehrerbietigen Sohn, einen Gatten, der wenigstens durch jeden Beweis von Achtung den Mangel an Treue zu vergüten suche, und einen nur allzu nachsichtigen Vater gefunden. An allen seinen Kindern hange er mit gleicher Innigkeit; und dies widerlege die Verläumdung, die ihm aus der Liebe für seine älteste Tochter ein Verbrechen mache. Doch sey es wahr, daß er durch seine Sittenlosigkeit zu den härtesten Urtheilen Anlaß gebe; diese sey die Folge eines leidenschaftlichen, allzu leicht hingerissenen Wesens, und einer in den Lagern verlebten Jugend. Allein manche gute Seite finde sich noch in seinem Gemüth; und niemand vermöge den Herzog von Bourgogne aufrichtiger und dankbarer zu verehren, als er. Ja, wenn man

ihn nicht für einen wahnsinnigen Bösewicht erklären, so könne man ihm nicht einmal den Gedanken zuschreiben, das Leben eines Prinzen haben antasten zu wollen, der seine Stütze gewesen sey. *) Auch würde zuverläßig niemand, der über Frevel solcher Art gebrütet, so einfältig gewesen seyn, vorher öffentlichen Unterricht in der Vergiftungskunst zu nehmen **), wie man unsinniger Weise von dem Prinzen behauptete: im Gegentheil, er würde jeden bösen Schein gemieden und, um dem Verdacht zu entgehen, bey dem dreyfachen Morde längere Zwischenzeiten gelassen haben.

Die Theilnahme, mit welcher der König dem geraden Urtheil dieses redlichen Mannes sein Ohr lieh, bewies, wie sehr er wünschte, seinen Neffen unschuldig zu finden. Auch ward ihm die Einstimmigkeit verdächtig, mit welcher der ganze Hof den Prinzen verfolgte, und er mißtraute

*) Zu der Zeit nämlich, als der Herzog von Orleans wegen seiner Intriguen in Spanien angeklagt worden war. Der damalige Dauphin, an dem man sonst weder Leidenschaft noch Charakter kannte, wagte jetzt zum Erstenmal in Gegenwart des Königs seine Meinung bestimmt auszusprechen, und reizte diesen zur Strenge gegen den Herzog auf. Doch die edelmüthige Stimme des Herzogs von Bourgogne erhob sich vertheidigend. Er gab zu, daß sein Vetter gefehlt habe, wußte ihn aber über den Punkt der Verrätherey zu rechtfertigen. Lebhaft empfand der König, wie rührend und vielgeltend die Vertheidigung eines Prinzen, den jede Verführung dahinriß, im Munde dessen sey, der an sich selbst die strengsten Forderungen machte; und gern verdankte er es seinem Enkel, daß er nicht zu harten Schritten gegen seinen Neffen gezwungen ward.

**) Dies seltsame Gerücht war durch Anweisungen zum Studium der Chemie entstanden, welche ein gewisser Homberg dem Herzog eine Zeitlang ertheilt hatte.

dem Urtheil, welches er selbst, im Uebermaß des Schmerzes, vielleicht fällen könne. Allein dennoch hatten die Schilderungen der Sittenlosigkeit und Irreligiosität des Herzogs, mit denen man ihn überhäufte, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diesen in seiner Seele zurückgelassen. Er begann ihn zu hassen, zitterte aber, ihn zu verdammen, und schwankte noch zwischen diesen Gefühlen, als der bis zur Verzweiflung getriebene Prinz vor ihm erschien, Gefangenschaft und gerichtliche Untersuchung zu fordern. Dies geschah auf den Rath seiner Freunde, die wenigstens das e i n e Verdienst hatten, ihm auch im Unglück treu zu bleiben. Sie hofften durch diesen Schritt die Ankläger des Prinzen zu verwirren und zurückzuschrecken.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Ludwig, ohne den Herzog anzusehen, sobald dieser eintrat. „Sire,“ antwortete er, „ich komme, das Nämliche zu verlangen, was einst der angeklagte Herzog von Luxemburg von Ihnen erhielt: Gefangenschaft, Richter, und Ankläger, die sich nennen.“ — Ludwig nahm diesen Vorschlag mit bitterer Verachtung auf, obgleich er der einzige war, den er unter diesen Umständen von seinem Neffen erwarten konnte. Er zuckte die Achseln, und brach endlich sein drückendes Schweigen mit den finstern Worten: „Ich kann Ihnen die einzigen Ankläger nennen, die Sie bey mir haben: Ihr sittenloses Leben und Ihre schändlichen Grundsätze. Diese sind's, die mir nach so vielem Unglück auch noch die Qual bereiten, meinen eignen Neffen der schauderhaftesten Verbrechen angeklagt zu sehen.“ — Mit ruhiger Entschlossenheit erwiederte der Herzog, eben diese Qual

wünſche er zu endigen, und zugleich der Welt zu zeigen, daß er noch werth ſey, Heinrich den Vierten zu ſeinem Ahnherrn zu zählen. Dann ſchilderte er, mit einer Beredſamkeit, die ihm natürlich war, und ſeyn durch leidenſchaftlichen Unwillen und Bewußtſeyn der Unſchuld geſteigert ward, ſeinen ganzen Charakter, kam, indem er alles berührte, was man ihm vorwerfen konnte, auch auf ſeine Intriguen in Spanien zurück, und vertheidigte ſich über dieſen Punkt noch einmal mit den nämlichen Gründen, die, als der Herzog von Bourgogne ſie angeführt, ſo rührend und eindringend geweſen waren. Als er den Namen dieſes trefflichen Prinzen nannte, dann von ſeiner Trauer über deſſen Verluſt und von ſeiner dankbaren Erinnerung an ihn ſprach, erſtickten Thränen ſeine Stimme. „Sire,“ begann er endlich von neuem, „es war nicht meine Abſicht, Ihren Schmerz durch mein eignes zu ſchärfen; aber kann ich den vergiftet haben, den ich hier vor Ihren Augen beweine? Es iſt unmöglich! Sie hielten es nie geglaubt. Mein auch ganz Frankreich, ganz Europa muß von meiner Unſchuld überzeugt werden; dies ſind Sie ſich ſelbſt in Ihrem Verwandten ſchuldig: und ſo fordere ich noch einmal Gefangenſchaft und Unterſuchung.“ — Der König ſchwieg einen Augenblick, und ſchien Faſſung zu ruhiger, in ſich ſelbſt verſchloſſener Strenge wieder gewinnen zu wollen. Dann ſchlug er dem Herzog ſein Verlangen ab; ja, er gab ihm ſogar zu verſtehen, daß, wenn das Verbrechen begangen ſey, man auch dafür geſorgt haben werde, deſſen Spuren zu vertilgen. Durch dieſe Härte mehr noch, als durch die Weigerung niedergedrückt, bat nun der Herzog flehent-

auch jetzt bewährt; sie schien seinem Charakter durchaus unentbehrlich. Allein zum Unglück für ihn selbst verschmähte er auch, sowohl nach als vor jenen Ereignissen, sich dem Zwange zu unterwerfen, welchem allein die edlere Freyheit entkeimt.

II.

Endlich schien das Schicksal der feindlichen Streiche müde, die es in Ludwigs des Vierzehnten späterem Alter so wiederholt und schonungslos gegen ihn geführt hatte, als solle er nun auf einmal der Nemesis die ganze Schuld abtragen, die in seinen früheren, an Glück, Glanz und Huldigung reichen Regierungsjahren zusammengehäuft worden war. Der Gipfel des Mißgeschicks war erreicht; wenigstens die politischen Sorgen des Königs, die ein unglücklicher, wegen Erschöpfung der Finanzen zwiefach drückender Krieg immer mehr gesteigert hatte, wurden jetzt gemildert. Die Gesinnungen der Königin Anna von England gaben Aussicht auf einen Frieden, dessen Ludwig im höchsten Grade bedurfte, und gern schon früher unter harten Bedingungen erkauft haben würde. Nach manchen Unterhandlungen kam dieser ersehnte Friede, zuerst mit England *), später auch mit Oesterreich **), zu Stande; und wenn gleich der königliche Greis manche Frucht früherer Siege verlor, so ward er doch nicht von dem Platze herabgestürzt, an den ihn glücklichere Zeiten gestellt hatten, sondern trat mit Würde von ihm zurück. Allein

*) Zu Utrecht, 1712.

**) Zu Rastadt, 1714.

mitten unter diesen Ereignissen, die endlich seinem Alter Ruhe wieder zu geben schienen, empfand er nur um desto schneidender den Schmerz, der das Herz des Vaters getroffen, und die furchtbare Leere, mit welcher der Tod ihn umgeben hatte. Wie öde und traurig waren diese Friedensfeste, welche die Dauphine durch so viel Anmuth und Heiterkeit belebt haben würde; und wo der edle Dauphin durch seine Gegenwart dem frohen Blick des ganzen Volks eine glückliche Zukunft, voll Ordnung und Frieden, im schönen Bilde der Phantasie gezeigt hätte. Und noch waren jene Feste nicht vorüber, als ein neues häusliches Unglück dem König alles Empörende und Schmerzliche, was er umsonst zu vergessen suchte, mit verdoppelter Gewalt in's Gedächtniß zurückrief. Auch sein dritter Enkel, der Herzog von Berry, starb, kaum 28 Jahre alt, an den Folgen eines Sturzes auf der Jagd, den er verschwiegen und vernachlässigt hatte. Obgleich er selbst, fast in der Todesstunde, dies seinem Beichtvater gestand, wurden dennoch auch jetzt Vergiftungsgerüchte verbreitet. Man schrieb den Tod des Herzogs seiner Gemahlin zu, einer Tochter des Herzogs von Orleans, welche die Lebensweise ihres Vaters treu zum Muster genommen hatte. Doch schien der König durch seinen Enkel selbst von der Grundlosigkeit dieses Gerüchts überzeugt; denn er besuchte die Herzogin (wiewohl er sonst mit Recht sehr kalt gegen sie war), und ließ sie im Besitz der Diamanten ihres Gemahls. Das Volk aber, dem der Herzog von Berry immer gleichgültig gewesen war, äußerte wenig Verdacht über einen Todesfall, den es mit sehr mäßigem Antheil erfahren hatte.

gange zurück, versicherte, er wolle lieber selbst zu Grunde gehen, als einen solchen Monarchen in Verlegenheit lassen, und bot dem Finanzminister mehr Geld an, als dieser hatte fordern wollen, obgleich die königliche Casse ihm ohnehin schon bedeutende Summen schuldig war.

Eine allgemeine Frömmigkeit des ganzen Hofes, welche nur allzusehr den Verdacht der Heucheley erweckte; eine aus Gewohnheit beybehaltene Pracht, die weder durch Ruhm noch Freude belebt ward, und bey der Verwirrung der Finanzen dem König drückend, den Unterthanen unerträglich seyn mußte; schwere Sorgen für die Zukunft, und schwankende, unzusammenhängende Plane für die Gegenwart: das war alles, was vom ehemaligen Glanz der Regierung Ludwigs übrig blieb. Dennoch gebot sein Name und die Erinnerung an vergangene Zeiten noch Ehrfurcht. Der Kleinmuth verrieth sich überall, äußerte sich aber nur in leisen Klagen; und den die Franzosen, die sonst so gern in Spottliedern und Epigrammen Entschädigung für ihre Leiden suchen, unterdrückten jeden Muthwillen, jede bittere Aeußerung, die ihrem ergrauten Könige hätte kränkend seyn können. Bald sah man seinen nahen Tod als erleichternd, bald als noch mehr Verwirrung herbeyführend an. Man hoffte und fürchtete nichts Bestimmtes; eine glückverheißende Aussicht zeigte sich nirgends; und nur den festen Vorsatz schien Jeder zu haben, daß keine Gelegenheit zur Freude und zum Genuß unter der neuen Regierung sich umsonst darbieten solle.

Zwey Bewerber um die Regentschaft, die man schon als nahe ansah, erhielten damals die Stimmen des Hofes und des Volks im Schwanken. Der erste war der Herzog

von Maine; der zweyte eben der Herzog von Orleans, den einſt die allgemeine Erbitterung verfolgt hatte. Die Gemüther hatten ſich beſänftigt; nicht durch Unterſuchung der Anklage, ſondern weil die Ankläger in der öffentlichen Meinung geſunken waren. Anfangs würde des Herzogs Verurtheilung Freude erregt haben; itzt erregte die Ungnade Murren, in der er bey dem König blieb, obgleich dieſer ſeine Unſchuld zu erkennen ſchien. Man durchblickte den Grund einer ſo unerbittlichen Strenge. Die ſchnelle Erhebung des Herzogs von Maine deutete an, daß ſein Schwager ihm aufgeopfert worden ſey.

Die Vorliebe des Königs für ſeine unehelichen Kinder äuſſerte ſich in Beſchlüſſen, welche im Reiche neu, und deſſen Geſetzen zuwider waren. Ludwigs ſtrenge Frömmigkeit konnte dieß Aergerniß nicht bedecken, ſondern ſtellte es vielmehr in noch anſtößigeres Licht. Schon hatte er, durch das Edikt vom 2ten Auguſt 1714 dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouſe den Rang vor den Herzogen und Pairs gegeben; und in einer noch ſpätern Verordnung beſtimmte er ihnen die Krone mit allen ihren Rechten und Privilegien, ſobald kein Prinz von Geblüt als Thronerbe da ſey. Dieſe Beſchlüſſe waren vom Parlament ohne Widerſtand aufgenommen; es ſchien mit den Prinzen von Geblüt, den meiſten Herzogen und Pairs, und faſt dem ganzen Volk an eine künftige Regierung zu appelliren. Man wußte, daß der König ein Teſtament niedergelegt habe, und die erwähnten Edicte ließen den Geiſt deſſelben ahnen. Nicht ohne Widerwillen hatte ſich indeſſen Ludwig entſchloſſen, ſeinen letzten Willen gerichtlich zu erklären. „Ich weiß wie man mit den Teſtamenten der Kö-

nige umgeht," äusserte er gegen die Königin von England. „Lebend vermögen wir alles; nach unserm Tode gilt unser Wille weniger, als der eines Privatmanns. Wer bürgt mir dafür, daß mein Testament nicht wie das meines Vaters behandelt werden wird? Aber man hat es gewollt; ich habe Ruhe erkauft." — Diese letzten Worte bezogen sich auf die seltsame Weise, wie man ihn zu dem von ihm selbst getadelten Schritte bewogen hatte.

Anhaltende Thätigkeit, große Erinnerungen, und Leiden, welche die tiefere Kraft der Seele hervorzurufen schienen — dieß alles hatte ihn nicht vor dem Gefühl innerer Leere und Langeweile schützen können, zu dem die unglückliche Anlage ihm eigen war. Als nun Frau von Maintenon daran arbeitete, ihn zur Erklärung seines letzten Willens zu bringen, schienen seine Weigerungen sie traurig und mißmüthig zu stimmen; ihre Gespräche mit ihm hatten nicht mehr jene milde Heiterkeit, jenen leisen Hauch von Frohsinn, den sie sonst, sey's aus berechneter Kunst, oder aus wahrhaft glücklicher Bildung der Seele, fast immer mit der Strenge ihrer Frömmigkeit zu verbinden wußte. Sie strebte nicht mehr, des Königs Langeweile zu bekämpfen, noch ihre eigne zu verhehlen; und der Herzog von Maine ahmte diese verdrüßliche Befangenheit nach. Er hatte große Fortschritte in der schweren Kunst gemacht, den König zu unterhalten. In seinem Wesen war nicht die vertrauliche, kindlich lebhafte, und doch schlaue Munterkeit der Herzogin von Bourgogne, sondern die feinste Aufmerksamkeit des Hofmanns, mit zarten und schüchternen Aeusserungen kindlicher Ehrfurcht gemischt. Er kannte alle Hülfsmittel einer feinen Satyre, in der die fromme

Strenge keine Liebloſigkeit ſehen will; und die kleinſte Begebenheit bot ihm Stoff zu einer angenehmen Erzählung. Jetzt ſchwieg er. Auch der Marſchall von Villeroi ging in dieß Complott ein, das, auf Schweigen und berechnete Niedergeſchlagenheit gegründet war. Nach dem Tode der Dauphine fand Frau von Maintenon es paſſend, dem König dieſen anmaßenden Günſtling zurückzugeben, der ſchon die Geduld ſeines Herrn geprüft und erſchöpft hatte. Als ganz Frankreich über Villeroi's Feldherrnunglück ſpottete, hatte der König ſich gegen ihn wie ein großmüthiger Freund benommen, der den Geſtürzten ſeiner frühern Tage tröſtet. »Herr Marſchall, ſchrieb er ihm, man hat kein Glück mehr in unſerm Alter.“ — Villeroi ſchien dieß wenig zu erkennen, und äuſſerte ſich über ſeine Zurückberufung mit einer Bitterkeit, die bey jedem Andern als unverſchämt würde geſtraft worden ſeyn. Allein der Druck des Unglücks, mit dem Ludwig rang, machte ihm die Gegenwart derer doppelt nöthig, die den Glanz ſeiner beſſeren Jahre lange gekannt hatten. Der Marſchall nahm den Platz eines Vertrauten wieder ein, und mißbrauchte ihn ohne Bedenken, um ein Teſtament von dem König erzwingen zu helfen. Und ſo abhängig war dieſer einſt ſo gefeierte Fürſt geworden, daß er nachgab, um wieder heitre Geſichter um ſich zu ſehen, und nur durch bittre Aeuſſerungen für dieß erzwungene Nachgeben Rache nahm.

Seit dem April 1715 nahmen die Kräfte des Königs ſichtlich ab, und er fügte in dieſem Zuſtande ſeinem Teſtament ein Codicill bey. Noch ward von den Anordnungen dieſes Teſtaments nichts bekannt; allein der Herzog von Orleans argwöhnte aus mehr als hinreichenden Gründen, wie ſehr

ſie ſeinen Rechten entzogen ſeyn würden. Er war entſchloſſen, ſich nicht durch den Sohn der Frau von Montespan hindern zu laſſen; und fand unter denen, die der Hof als Janſeniſten quälte und verfolgte, bedeutende Anhänger, die ihm die Ungnade des Königs, welche er mit ihnen theilte, zum Verdienſt anrechneten. Drey anerkannt treffliche Männer, der Cardinal von Noailles, mit dem Generaladvokaten Agueſſeau und Joly de Fleury, glaubten keinen Augenblick zwiſchen dem Zögling der Frau von Maintenon und dem Prinzen ſchwanken zu dürfen, welchem die Geſetze des Reichs die Regentſchaft beſtimmten. Sie näherten ſich mit Vorſicht dem Herzog von Orleans, und verfielen vielleicht in den Fehler mancher edlern Gemüther, die guten Eigenſchaften deſſen zu hoch anzuſchlagen, deſſen Laſter man übertrieben hatte. Daß ſolche Stimmen für ihn ſprachen, war für den Herzog von höherm Werth, als das rechtfertigende Urtheil eines ganzen Gerichtshofes ihm hätte ſeyn können. Auch der ſtolze, von glühender Ehrliebe geleitete Herzog von St. Simon, der den alten Hof und deſſen Grundſätze haßte, war der Freund, ja der leidenſchaftliche Vertheidiger des Prinzen geblieben, und ſtrebte mit aller Kraft ſeines Geiſtes, ihn zugleich gegen die Intrigue mächtiger Gegner, und die Lockungen ausgelaſſener Günſtlinge zu beſchirmen. Und ſehr natürlich wünſchten dieſe letzten ſelbſt nichts eifriger, als daß dem Herzog eine Macht zu Theil werden möge, deren Früchte und Freuden ſie zu theilen gewiß waren. Auch an einem minder ſtrengen Hofe, als der Ludwigs des Vierzehnten war, würde ihre Lebensweiſe Anſtoß gegeben haben; aber ſie vereinigten alles, wodurch das Laſter in Glanz verhüllt, und für eine

Vortheil Kraft gewonnen werden kann: einen edlen Namen, ausgezeichnete Tapferkeit, lebhaften Geist, und die einzige Gewissenhaftigkeit, die man bey Leuten ihrer Art findet, treu in der Freundschaft zu seyn. Unter ihnen sah man den Abbé Dubois, den Lehrer und Verführer des Herzogs von Orleans. Dieser hatte keinen einzigen von allen Vorzügen seiner Gefährten; aber sein Plan war, sich in einer Zeit, wo nur Heucheley Gewinn zu bringen schien, durch Unverschämtheit in die Höhe zu schwingen. Die Natur hatte alle seine Laster auf seine Stirne geschrieben; er errieth, weckte und begünstigte die Laster Anderer, und besonders die seines Herrn: darin bestand seine Macht. Alles mußte den Berechnungen seines niedrigen Ehrgeizes dienen, sogar die Verachtung, die er selbst erweckte; denn Jeder glaubte, ihn nie als Nebenbuhler fürchten zu dürfen. Unter allen Mitteln, für die Erhebung des Herzogs von Orleans thätig zu seyn, wählte er das unrechtmäßigste und das niedrigste; er verschaffte nämlich, wie man behauptet, durch den Englischen Gesandten, Lord Stairs, der aus politischen Gründen auf des Herzogs Seite war, Geld zu Bestechungen.

Der Herzog von Maine bemerkte nichts von allem, was im Werke war; und auch seine Gemahlin, die Enkelin des großen Condé, zeigte noch nicht die Thätigkeit des Geistes, mit der sie in spätester Zeit eine verlorene Macht wiederzugewinnen suchte. Der Zauber der Künste, das anstrengende und eitle Streben der Schöngeisterey, und die Fröhlichkeit zu Sceaux füllten ihre ganze Zeit aus. Sie sah nichts, und wußte nichts zu beurtheilen, auf der Höhe des Olymps, wohin die Dichter ihres Hofes sie gestellt

Verbinden zeigte sich der Brand, und er selbst erkannte dieß Todeszeichen. „Seyn Sie aufrichtig," sagte er dem ersten Wundarzt Marechal; „wie viele Tage habe ich noch zu leben?" — »Sire," antwortete dieser, „wir hoffen, noch bis zum Mittwoch." — „Nun," erwiederte der König, ohne die mindeste Bewegung, „so ist also auf den Mittwoch mein Todesurtheil gesprochen. Er sammelte den ganzen Ueberrest seiner Kraft, ließ die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses nach einander herbeyrufen, und sprach zu ihnen mit einer Innigkeit, die sie selten an ihm gekannt hatten. Mit dem Herzog von Orleans hatte er am Tage vorher allein und lange gesprochen. Jetzt erschien auch die Herzogin von Ventadour, Gouvernante des Dauphins, um für diesen den Segen seines sterbenden Urgroßvaters zu erbitten. Der fünfjährige Knabe weinte heiße Thränen, und der König legte ihm zum Abschied manche Wahrheit an's Herz, die er selbst zu spät erkannt hatte, und nun zu früh seinem Nachfolger deutlich zu machen strebte. Besonders nachdrücklich empfahl er ihm, den Krieg zu meiden, und so lange, als möglich, den Frieden zu bewahren. Dann umarmte er ihn mit innigen Segenswünschen, die zum Unglück seines Geschlechts der Himmel nicht erhörte.

Alle diese Anstrengungen schienen den König nicht zu erschöpfen; die letzte Lebenskraft flammte noch einmal, in fast übernatürlicher Stärke, auf. Er hörte eine Messe in seinem Zimmer, und redete dann alle um ihn Versammelte mit so rührenden Worten des Abschieds an, daß jedes Auge feucht ward. Dennoch war wenige Stunden nachher der Hof verödet; und fast Niemand, als einige mit-

leidige Bediente waren noch am Sterbebett des Königs zu finden. Nur eins bekümmerte und schreckte die Höflinge: der Gedanke an jedes Unrecht, jedes Vergehen, dessen sie sich gegen den Herzog von Orleans bewußt waren; und sie eilten, das Vergangene in dem Augenblick zu vergüten, wo der Beytritt zur Parthey des Herzogs noch Werth haben konnte. Wer gestern noch andächtig gewesen war, bettelte heute um den Beyfall eines zügellosen Hofs; und Hunderte rangen nach der Gunst eines Prinzen, den ihre Anklagen fast bis auf's Blutgerüst gebracht hatten. Man wetteiferte in Mittheilungen über das Testament des Königs, und die Mittel, es umzustoßen. Nur Einer indessen konnte den Inhalt dieses Testamms genau kennen. Der Kanzler Voisin, der es niedergeschrieben hatte: und da sich nicht zweifeln läßt, daß der Herzog von Orleans über diesen Punkt alles wußte, was ihm nützlich seyn konnte, so ist die Frage: durch wen? ohne alle Gefahr des Irrthums zu beantworten.

Mit Recht konnte Frau von Maintenon hier über Undank seufzen; allein sie selbst gab der nämlichen Anklage Raum, da sie die Schwachheit beging, an dem Tage, welchen der Wundarzt Marechal für den letzten des Königs gehalten hatte, nach St. Cyr zu entfliehen; als wenn die Religion ihr einen andern Platz anweisen könne, als den am Sterbebett ihres Gatten. Während seiner ganzen Krankheit hatte der König sich zärtlich besorgt für sie gezeigt. „Was wird aus Ihnen werden?“ fragte er, „Ihr Vermögen ist unbedeutend.“ Er hatte sie dem Herzog von Orleans empfohlen, und ihn zu überzeugen gesucht, daß sie nicht seine Feindin sey. Als er aus einer tiefen Be-

täubung erwachte, bemerkte er, doch ohne Klage oder Murren, daß sie nicht mehr bey ihm war. Endlich ließ er sie zurückrufen. Sie erschien, und er verlangte auch von ihr die Verzeihung, deren sein Herz jetzt überall zu bedürfen glaubte. Dann sank er in seine vorige Schwäche zurück; Frau von Maintenon entfloh noch einmal nach St. Cyr; und der Herzog von Maine wagte nicht darüber zu klagen, daß sie ihn bey der bevorstehenden Crisis allein ließ.

Mit jedem Tage raubte der Herzog von Orleans seinem Gegner von Neuem einige Anhänger; und der Ruf verschwenderischer Freygebigkeit, in den man ihn gebracht hatte, unterstützte seine Plane. Die Treue seiner neuen Freunde ward indessen auf eine kurze Zeit erschüttert, als ein Empiriker aus der Provence mit einem Elixier erschien, welches, seiner Behauptung nach, die Kraft hatte, den Brand zu heilen. Man glaubte den Versuch machen zu müssen; die Aerzte wagten keine Einwendungen dagegen, und der Herzog von Orleans schlug ihn dem König vor. „Sire," sagte er, „man will Ihnen das Leben zurückgeben." — „Ich habe weder Verlangen noch Hoffnung, es mir zu erhalten," antwortete Ludwig; und nahm den Vorschlag mit völliger Gleichgültigkeit an. Eine schlafähnliche Betäubung, die durch das Mittel hervorgebracht ward, schien ein günstiges Zeichen; und an dem Abend waren die Höflinge weniger eifrig, sich im Pallast des Herzogs von Orleans einzufinden. „Wenn der König noch einmal schläft," sagte dieser, „so kommt Niemand mehr zu uns." — Allein bald war keine Hoffnung mehr; Jetzt standen nur noch einige Bediente weinend um des Königs Lager. „Warum weint Ihr?" fragte er sie; „habt Ihr mich für un-

sterblich gehalten?“ Er nannte den Dauphin den jungen König; und einmal entschlüpften ihm sogar die Worte: „Als ich noch König war.“

So starb Ludwig der Vierzehnte, zu Versailles, am ersten September 1715, nach allem Glück, allen langen Widerwärtigkeiten, allem Glanz und Elend, allem verdienten Gedeihen und allen großen Fehlern einer mehr als sechszigjährigen Regierung. Er war 77 Jahr' alt geworden. Eine erkaufte Hand drückte ihm die Augen zu; und so sehr verödeten Ehrgeiz und Ueberdruß sein Sterbezimmer, daß seine Leiche höchst nachlässig bewacht ward.

Alles war schon im Voraus mit der Entscheidung beschäftigt, welche das Parlament am folgenden Tage auszusprechen haben würde. Die Aussichten des Herzogs von Orleans waren im Ganzen günstig. Er hatte das kraftvolle Wort zu belohnen versprochen, welches er vom Parlament erwartete; der Herzog von Maine hingegen, den falsche, vielleicht von seinem Mitbewerber bezahlte Berichte über die Stimmung des Parlaments in trügliche Sicherheit wiegten, war so unthätig geblieben, als ob die heiligsten Gesetze sein Erbtheil beschirmten. Ueberdieß hielt man allgemein eine neue Regierung der Frau von Maintenon für das schlimmste aller Uebel; und es ließ sich erwarten, daß sie unter einem Prinzen, der ihr Alles schuldig war, noch mächtiger seyn werde, als unter einem unumschränkten Herrscher, dem sie selbst Alles verdankte. Man war der Hoffrömmigkeit müde, wie einer veralteten, langweiligen Mode; man verlangte etwas Anderes, brächte es auch Gefahr; man sehnte sich nach regem Leben, selbst wenn es der Verwirrung, und nach Freude, selbst wenn

ſie der Frechheit gliche. Und der Herzog von Orleans, der, trotz ſeiner Laſter, reich an mancher beſtechenden Eigenſchaft war, ließ itzt vor dem Blick Aller, die er zu gewinnen wünſchte, eine Zukunft der Freyheit und des Genuſſes im ſchimmerndſten Spiegel ſtrahlen.

Das Parlament verſammelte ſich am zweyten September. Eine militäriſche Umgebung, die der verſtorbene König ſelbſt angeordnet hatte, ſchien für ſeine letzten Geſetze Achtung gewinnen zu ſollen. Die Regimenter der Garde umringten den Saal; ward die Vorſchrift des Teſtaments befolgt, ſo traten ſie itzt unter das Commando des Herzogs von Maine: allein die Chefs der verſchiedenen Corps hatten ſchon dem Herzog von Orleans ihren Beyſtand verſprochen und ſogar verkauft. — Auf der Bank der Herzoge und Pairs hatte dieſer einige treue Anhänger, aber eben ſo zahlreiche und mächtige Gegner. Auch die Prinzen des königlichen Hauſes waren in zwey Partheyen getheilt; und der Herzog von Maine, ſein kaum der Kindheit entwachſener Sohn, und ſein Bruder, der Graf von Toulouſe, mußten, gleich den gemeinſten Erdenbürgern, manchen verächtlichen Blick ertragen: denn ſichtlich führten die Prinzen von ächter Geburt, die ſich der Parthey des Herzogs von Orleans angeſchloſſen hatten, neben andern Waffen, auch die des Uebermuths und der ſtolzen Geringſchätzung ihrer Anſprüche gegen ſie.

Schon hatte Alle ihre Plätze eingenommen, als den Herzog von Orleans, der in ſeinem Pallaſt die Meſſe hörte, vom Parlament eine Deputation entgegen geſchickt ward. Dieſe Ehre ſchien eine günſtige Vorbedeutung, und erhob ihn ſchon weit über ſeinen Nebenbubler. Er hielt eine

mit vieler Klugheit entworfene Rede, in der seine Freunde jedes Wort gewogen hatten. Unter Anderm erstattete er von Allem Bericht, was angeblich der König auf dem Sterbebette gegen ihn geäussert hatte; und diese Aeußerungen schlossen mit den Worten, daß, wenn etwas in seinen Einrichtungen unpassend sey, man es abändern möge. — Es schien nicht sehr glaublich, daß Ludwig auf solche Weise selbst zu einer Kränkung seines Andenkens gereizt habe; allein wer mit Keckheit behauptet, hat da immer bedeutende Vortheile, wo ein schneller Entschluß gefaßt werden muß. — Allmählig ward der Ton des Herzogs sichrer; er schien dem Parlament vorzuschreiben, was es zu thun habe; und ließ dann endlich mit der Versicherung, er hoffe in Allem, was er etwa in Zukunft zum öffentlichen Wohl unternehme, durch den Rath, und die weisen Vorstellungen der gegenwärtigen Versammlung unterstützt zu werden, das eine mächtige Wort hingleiten, wodurch es gewonnen werden sollte. Ludwig der Vierzehnte hatte dieß Recht des Parlaments, durch Vorstellungen die königliche Autorität zu lenken, in Verlegenheit zu setzen, ja sogar hie und da zu hemmen, aufgehoben, oder wenigstens durchaus entkräftet.*) Der Herzog deutete auf dessen Zurückgabe; und so sahen sich die Parlaments-Mitglieder im Geist schon von Neuem als Vormünder der Könige an.

Nach dem Herzog hielt der Generaladvokat Joly de

*) Er befahl ausdrücklich in einem im Jahr 1673 erneuerten Edict, das Parlament solle nie eher Vorstellungen machen, als acht Tage nachdem es sich in Gehorsam dem Willen des Königs gefügt.

Fleury eine Rede, in der er entwickelte, daß die Regentschaft nach den Grundsätzen der Französischen Staatseinrichtung ein vollkommenes Bild der Königswürde seyn, und also ungetheilt bleiben müsse. Durch diese Entwicklung untergrub er, scheinbar arglos, das ganze Testament des Königs, und stimmte die Gemüther so, daß ihnen alle Anordnungen desselben widersprechend oder unpassend scheinen mußten. Ferner unterstützte er des Herzogs dreiste Behauptung, indem er sie, als keinem Zweifel unterworfen, wiederholte. — Und die Schlauheit, mit der beyder Vortrag berechnet war, zeigte sich auch darin, daß sie von dem verstorbenen König zwar mit Anstand, aber keineswegs in dem Tone sprachen, wie ehemals von Ludwig dem Großen gesprochen worden war. Es würde unpassend und unpolitisch gewesen seyn, mit dieser Bewunderung von einem König zu sprechen, dessen letzten Willen man wie den eines partheyischen und mißleiteten Greises zu behandeln gedachte.

Jetzt ward dieser letzte Wille vorgelesen. Der Herzog war in demselben nicht zum Regenten, sondern zum Haupt eines Regentschaftsrathes ernannt. Dieser Titel war durchaus nichts, als eine leere Huldigung, die seine Geburt zu fordern schien; denn er hatte nur eine Stimme im Rath, und alles ward durch Stimmenmehrheit entschieden. Ueberdieß hatte der König selbst alle Mitglieder dieses Rathes bestimmt, und nur Männer gewählt, die anerkannt feindlich gegen den Herzog gesinnt waren. — Ein Einziger konnte sich, dem Testament gemäß, bedeutend über alle Andre erheben: der Herzog von Maine. Ihm ward die Erziehung, die Sicherheit, die Erhaltung des minorennen

Königs, und der Oberbefehl über alle Truppen des königlichen Hauses anvertraut. Der Marschall von Villeroi ward zum Gouverneur des Königs unter Oberaufsicht des Herzogs von Maine, ernannt.

Kaum gelesen, war das Testament des einst so mächtigen Ludwigs schon zur Vernichtung verdammt. Der Herzog berief sich gegen dasselbe auf die Gesetze des Reichs; und griff zugleich mit Gründen der einfachen Vernunft eine Zerstückelung der obersten Gewalt an, welche diese aufhebe. — Seine Rede brachte den lebhaftesten Eindruck hervor; zwar versuchte der Herzog von Maine, einige Einwendungen zu machen, doch sein Gegner unterbrach ihn mit den Worten: „Mein Herr! die Reihe zu sprechen wird auch an Sie kommen.“

Ein zweyte Rede Joly de Fleury's vollendete das Werk. Jetzt wurden die Stimmen gesammelt; und die Mehrzahl erklärte den Herzog zum Regenten, der Reichsverfassung gemäß. Lauter Beyfall erscholl von allen Seiten; und dieser reizte das Parlament, weiter zu gehen. Der Herzog klagte über einige Artikel des Testaments, die seine Rechte verletzt; besonders über die Erhebung des Herzogs von Maine zum Oberfeldherrn aller Truppen. Allein so leicht es ihm ward, das Unordnung und Verwirrung Bringende dieser Einrichtung zu zeigen, hörte man ihn dennoch, zwar nicht mit Unwillen, aber mit unwillkührlicher Niedergeschlagenheit an. Sorge für die Erhaltung des jungen Königs schien Ludwigs Beweggrund zu dieser Anordnung gewesen zu seyn. Der Argwohn, der ihn bey dem Tode der beyden Dauphin's beunruhigt, und den das ganze Volk getheilt hatte, war noch jedem Gemüth gegenwärtig. Man

wagte nicht, Einwendungen gegen die bekümmerte Vorsicht eines Vaters zu machen; und selbst die, denen des Herzogs Unschuld gewiß war, erkannten, daß Ludwig berechtigt gewesen sey, seinen Ehrgeiz zu fürchten. Es stand jetzt in der Macht des Herzogs von Maine, die Gemüther von Neuem zu beunruhigen, die das Schreckbild einer lange wiederholten Verläumdung immer noch aus der Ferne verfolgte. Er durfte nur mit Entschiedenheit erklären, nichts werde ihn bewegen, von dem wichtigen Platze zurückzutreten, den ihm das Vertrauen seines Königs angewiesen. Ein kraftvoller, ja leidenschaftlicher Ton würde als Beweis seiner eignen, aufrichtigen Besorgniß gegolten haben. Statt dessen begnügte er sich mit Andeutungen, die den Verdacht eher minderten, als mehrten. Der Herzog von Orleans dagegen beging den Fehler, ihn mit Ungeduld anzuhören, und verlor so den Vortheil, welchen das Wesen geringschätziger Ueberlegenheit ihm bisher gegeben hatte. Er forderte sogar unvorsichtiger Weise seinen Gegner auf, bestimmt auszusprechen, was er anzudeuten scheine. Jetzt drohte der Streit sich zu verlängern; doch in einem Augenblick gewann der Herzog den raschen Ueberblick der Verhältnisse wieder, der ihm eigen war. Er hob die Sitzung bis zum Abend auf; trug aber Sorge, in seinen Danksagungen an die Parlamentsmitglieder das Versprechen noch einmal und noch bestimmter zu wiederholen, dessen günstigen Einfluß er schon empfunden hatte. Und bey der frohen Aussicht, das schöne Recht der Vorstellungen wieder zu gewinnen, vergaß das Parlament die Kühnheit des Entschlusses, den man noch von ihm erwartete.

Auch die Zwischenzeit bis zum Abend wußte der Her-

zog [illegible]enutzen, und seine Freunde handelten mit ihm und für ihn. Des Herzogs von Maine warteten, bey der Rückkehr in seinem Pallast, nur die demüthigenden Vorwürfe seiner stolzen Gemahlin, die sie im Mißmuth über seine und ihre eigne Unvorsichtigkeit nicht sparte. Man ließ ihn allein; seine eifrigsten Freunde, der Kanzler Voisin, die Minister, die Herzoge, die im Parlament muthlos und schimpflich geschwiegen hatten, schienen immer noch nicht aus ihrer Betäubung zu erwachen.

Um drey Uhr Nachmittags versammelte das Parlament sich von Neuem; zahllose Schaaren drängten sich um den Pallast. Der öffentliche Beyfall, den der Herzog von Orleans am Morgen gewonnen hatte, war schon zum Enthusiasmus geworden; und das Parlament wagte nun dreister den von ihm erwarteten Schritt. Ludwigs Testament ward zum Zweytenmal angegriffen; und Agueſſeau's strenge Logik zeigte dessen Inconsequenz so klar, daß man die Beweggründe der Anordnungen vergaß. Der Herzog von Maine sah ein, er werde das Commando verlieren, und forderte nun auch Befreyung von der Verantwortlichkeit für die Person des jungen Königs; nur die Oberaufsicht über seine Erziehung wollte er beybehalten. Diese Forderung ward sogleich zugestanden; und nun übertrug das Parlament dem Herzog von Orleans die Regentschaft mit vollkommener und freyer Autorität. Die Wahl der Mitglieder des Regentschaftsraths, wie der Oberbefehl über die Truppen, ward ihm übertragen; und der laute Beyfall eben des Volks begleitete ihn in seinen Pallast zurück, welches ihn, drey Jahre vorher, als Giftmischer und Meuchelmörder verfolgt hatte.

schungen, die ihn trafen, durch Ludwigs des XIV. Testament gesichert, in dem er zum Beichtvater des Königs ernannt ward, und hatte die Dreistigkeit, bey dem Regenten anzufragen, was seine Geschäfte seyn würden, bis der junge König seines geistlichen Beystandes bedürfe. Der Herzog schlug seinen Stolz mit der trocknen Antwort zu Boden: „Das ist nicht meine Sache; fragen Sie bey Ihren Obern.“ Bald nachher verbannte er ihn nach Amiens; und der Verdruß, nicht mehr mächtig und gefürchtet zu seyn, wirkte so heftig auf die Seele und den Körper dieses stolzen Priesters, daß er seinen königlichen Beschützer nur um wenige Jahre überlebte. —

Es hatte dem Herzog wenig Ueberwindung gekostet, jedes feindselige Gefühl gegen seine ehemaligen Gegner zu unterdrücken; ja vielleicht konnte man sein Verfahren gegen sie kaum Selbstbeherrschung nennen. Allein nur zu viele andere Puncte gab es, in denen die Umstände ihn umsonst zur Mäßigung aufforderten, weil die Gewalt der Versuchung größer war. Die Anlage seines Characters machte ihn zur Verschwendung geneigt; und er folgte, rücksichtlos dieser Neigung, so sehr der Druck einer immer steigenden Schuldenlast Sparsamkeit geboten hätte. Durch einige rasche Finanzoperationen hatte man zwar das Uebel augenblicklich erleichtert; aber nur, um es durch Schwelgerey und Verschwendung für künftige Zeiten noch mehr zu erhöhen. Wie durch magische Gewalt war in unglaublich kurzer Zeit der Ton des ganzen Hofes verwandelt; die Heucheley verschwand; aber auch der Anstand blieb nicht zurück. Das verhüllte Laster trat mit dreister Stirne hervor; man trotzte jedem Aergerniß; und selbst

Manche, die von Natur Ruhe und Mäßigung liebten, strebten wenigstens hie und da nach dem Schein eines wüsten Lebens. Frömmigkeit, Tugend und Scham wurden zugleich mit Füßen getreten. Man kannte keine festliche Freude mehr ohne Rausch, und fühlte sich durch keinen Vorwurf beleidigt, weil man über nichts mehr erröthete.

So sehr sehnte sich der Hof nach Freyheit zu zügellosem Genuß, daß er itzt die Trauerzeit für den verstorbenen König entweihte, dessen Leichenbegängniß vom Volk verhöhnt worden war. Die fremden Höfe ehrten das Andenken eines Fürsten treuer, der sie so oft überwunden hatte, und endlich im Alter auch von ihnen gedemüthigt ward. Länger als vier Monate nach Ludwigs Tode waren in Wien noch alle Festlichkeiten eingestellt; und der Französische Gesandte, Graf von Lüc, unterbrach zuerst ein langweiliges Carneval durch einen überraschend glänzenden Ball. In Wien verstieß er gegen die Schicklichkeit; in Paris aber nannte man ihn einen verschlagenen Hofmann.

Durch die Erfindung des Maskenballs ward den Festlichkeiten ein neuer Reiz gegeben. Der Chevalier d'Auvergne, der dieß neue Vergnügen ersann, ward dafür durch eine Pension von zweytausend Thalern belohnt. Der Regent besuchte diese Bälle gern, und oft sogar unverkleidet; er gefiel sich darin, dreiste und vertrauliche Anreden mit lebhaftem Witz zu beantworten. Der Herzog von Noailles, Neffe des Cardinals, begleitete ihn zuweilen, und hielt es für seine Pflicht, ein wenig zu taumeln, wenn der Prinz berauscht war. Ueberhaupt lehrte er die Hofleute, die Lebensweise eines Wüstlings mit Maßan-

nehmen oder erkünsteln, so wie er sie vormals gelehrt hatte, mit gemäßigter Heucheley andächtig zu seyn.

Die Abendgesellschaften des Regenten waren die Schule einer Verderbniß, deren Wirkungen sich durch das ganze Reich verbreiten mußten. Er sah mit Freude der Stunde entgegen, wo die Sorgen und der Zwang des Herrscheramts für ihn aufhörten. Dann schloß er sich mit den Gefährten und Gefährtinnen seiner Feste ein, und legte sogar die Würde des Menschen ab, um sich desto sichrer von der des Fürsten zu befreyen. Der Marquis von Canmillac suchte wenigstens zu verhüten, daß die Hoffeste nicht ganz denen der gemeinsten Wüstlinge glichen; und der Herzog nannte ihn seinen Mentor, weil er ihn einigemal abgehalten hatte, sich völlig um alles Bewußtseyn zu trinken: allein dennoch sah man nicht selten das Oberhaupt des Reichs in stumpfer Betäubung oder im Wahnsinn des Rausches. Nocé, d'Effiat, Broglio, und viele Andre, wetteiferten um den Preis der Zügellosigkeit. Religionsspöttereyen waren die Würze dieser abscheulichen Feste; und die Tage, welche den höchsten religiösen Feyerlichkeiten geweiht waren, wurden durch Schwelgereyen von neuer Erfindung bezeichnet.

Zuweilen nahm die Herzogin von Berry, Tochter des Regenten, an seinen Bachanalien Antheil, oder gab ihm ähnliche im Pallast von Luxemburg. Sie war noch frecher im Stolz, als in der Freude, und erhielt von ihrem Vater, der sie vergötterte, alles was ihrer halbwahnsinnigen Eitelkeit und Prunkliebe schmeicheln konnte. So erschien sie in ihrer Opernloge unter einem Thronhimmel, was selbst die Königin, Ludwigs des Vierzehnten Gemahlin,

ſich nicht erlaubt hatte; doch hielt das laute Murren der verſammelten Menge ſie ab, dieſe Neuerung zu wiederholen, und eine Gardecompagnie, die ſie ſich als Ehrenbegleitung hatte geben laſſen, veranlaßte die bitterſten Satyren.

Die Frauen hatten gehofft, unter einer der Freude geweihten Regierung eine anmuthige Rolle zu ſpielen; allein ſie ſahen ſich getäuſcht, eben weil die Hemmungen, über die ſie ehemals geklagt hatten, itzt nur allzuſehr weggeräumt waren. Die Liebe ward in ſolchem Grade entweiht, daß ihr Sinnbild, die feine Huldigung einer ehrenden Galanterie, nur noch ein leeres Ceremoniell war, das man mit jedem Tage nachläſſiger beobachtete. Der Regent war munter und geiſtreich, aus ſeinen Zügen ſprach gutmüthige Offenheit, und ſein Geſicht trug wenig Spuren ſeiner Lebensweiſe; allein er hatte gegen die Frauen einen Ton, der auch das ſchwächſte Zartgefühl zurückſcheuchen mußte. Bald erkannten ſie, daß an einem ſolchen Hofe ihre Rollen nur erniedrigend ſeyn konnten; aber ach! auch dieſe wurden nicht verſchmäht. Ludwig der Vierzehnte näherte die Frauen, die er liebte, ſeinem Thron, und ließ den Glanz des Glücks und ſelbſt des Ruhmes, der ihn umgab, auf ſie zurückfallen. Der Regent wechſelte in dem, was er Liebe nannte, weit öfter; aber ſeine Buhlerinnen vermochten über ſein Gemüth ſo wenig, daß man ihren Einfluß in keiner einzigen bedeutenden Handlung ſeines öffentlichen Lebens wieder findet, und daß er ſogar gegen ſie nur mäßig verſchwendete. Ihm war eine bittre Erinnerung des Verdruſſes in der Seele geblieben, welchen er durch ein Frau-

lein von Sery in Beziehung auf ſeine Spaniſchen Intriguen gehabt; und er hatte ſeitdem geſchworen, ſich von keinem weiblichen Weſen mehr unterjochen zu laſſen. — Auch Dübois hatte ihn die Frauen verachten gelehrt; keine unglücklichere Wahl eines Lehrers hätte für den Prinzen getroffen werden können. Er begnügte ſich nicht, durch ſchamloſe Grundſätze Alles zu rechtfertigen, was dem glühenden Sinn eines leidenſchaftlichen Jünglings als lockend und genußreich erſchien; ſondern ward ſelbſt der Diener ſeiner Verirrungen, lehrte ihn der läſtigen Aufſicht eines redlichern Führers entſchlüpfen, und die öffentliche Meinung verachten, die ein ſo mächtiger Zügel der Fürſten iſt. Bald weihte er ihn in jene ſchändlichen Lehren ein, die der mißbrauchte Verſtand zu erſinnen weiß, wenn ihn das Laſter zu Hülfe ruft. Er ſchilderte ihm die Tugend als einen von ſchlauen Betrügern ausgeſchmückten, von Schwindel- und Schwachköpfen für Wirklichkeit gehaltenen Wahn: er übte ihn, alle Handlungen Andrer auf Gründe zurückzuführen, die ſie nicht zu geſtehen wagen würden. Und bedenkt man, welchen furchtbaren Einfluß dies empörende Verfahren auf das jugendliche Gemüth des Prinzen haben mußte, ſo erregt deſſen glückliche Naturanlage, und vielleicht auch deſſen Inconſequenz, Erſtaunen, die ihm dennoch Gutmüthigkeit und Milde der Geſinnung bewahrte; und es wird begreiflich, daß ſelbſt Männer von ſtrengem Sinn, trotz ſeiner tiefen Verſunkenheit, mehr mitleidig als zürnend auf ihn ſahen. Auf ihn herabblickten, darf man ſagen; denn der beſſere Menſch blickt auf den gemeinen herab, wenn dieſer auch den Thron ſelbſt durch ſeine Laſter entweihte.

Mit solchen Gefühlen eines mißbilligenden Mitleids betrachteten ihn besonders der Herzog von St. Simon, und der würdige Agueſſeau. Dieſen letzten ernannte der Regent nach Voiſin's Tode zum Kanzler, und mit Recht äußerte das Publicum lebhafte Freude über dieſe Wahl. Schon im ein und zwanzigſten Jahre war er der Stolz der Franzöſiſchen Gerichtshöfe, und zeigte durch ſein Beyſpiel, wie edel und wichtig das Amt eines Generaladvokaten ſey. Seine Beredſamkeit, ſein begeiſterter Eifer für Wahrheit und Recht waren ſo ausgezeichnet, daß einer der berühmteſten Männer in ſeinem Fach, Denys Talon, der ihn gehört, ohne Rückhalt ſagte: „Ich möchte endigen, wie dieſer junge Mann anfängt.“ — Agueſſeau liebte die ſchönen Wiſſenſchaften, und wußte mit äſthetiſchem Sinn durch ihren Einfluß ſeinen Vortrag zu verſchönern und zu beleben. Seine Rede, ſein Blick, ſeine Haltung, alles an ihm verrieth den Frieden des redlichen Mannes. Er war ein frommer Sohn, ein guter Gatte, ein ſorgſamer Vater, ein treuer Freund, und hatte das Glück in ſeinen nächſten Umgebungen Gemüther zu finden, die ihm ähnlich waren. — Es iſt ein wohlthuendes Gefühl, an dieſem Hofe einen, wenn auch kleinen, Kreis anzutreffen, wie der, den Agueſſeau's Freunde um ihn bildeten.

In näherer Verbindung, als er, ſtand der Herzog von St. Simon mit dem Regenten; und mit Recht fragt man, was eine ſolche Annäherung zwiſchen zwey Männern von ſo verſchiedener Geſinnung habe veranlaſſen können. Sie gingen von entgegengeſetzten Extremen aus; der eine von finſtrer Strenge, der andre von zügelloſer Ausgelaſſenheit. Dies aber war ihr Vereinigungspunkt: der Regent gab

sich das Ansehn, die Menschen im Allgemeinen zu verachten; und der Herzog von St. Simon war der feinste, tiefblickendste, unermüdetste Ausspäher aller Laster, und selbst aller Lächerlichkeiten. Er hatte, in politischen wie in religiösen Dingen, Ansichten eines Sekten- und Partheygeistes, durch die seine Fähigkeit zu hassen nur allzusehr geschärft ward. Selbst Canillac's caustisches Phlegma war weniger bitter, als St. Simon's entschiedene Menschenfeindlichkeit. Der Regent und sein ganzer Hof hatten, mit ihm verglichen, einen nur mäßigen Haß gegen die Heuchler der letzten Regierung. Er zog sich häufig in die Einsamkeit von la Trappe zurück, und verließ den Ort, wo Leidenschaft und Eitelkeit zu Nichts hätten verschwinden sollen, immer geneigter zu bitterm Tadel, und immer eingenommener von der Wichtigkeit seiner Herzogs- und Pairswürde. Die Irreligiosität des Regenten griff er nicht mehr an; sie schien ihm unvertilgbar tief gewurzelt; er beschränkte sich auf das Streben, ihn in den Schranken des Anstandes zu erhalten. Seine Freundschaft für ihn war treu, freymüthig und zuverlässig; sein Tadel, wenn er ernstliche Punkte betraf, erregte zuweilen etwas der Beschämung Aehnliches in des Regenten Seele, und dieser suchte ihm durch die Versicherung zu entgehen, daß er unheilbar sey. Trotz seiner rauhen Freymüthigkeit, seiner hartnäckigen Vorurtheile, und seines eigensinnigen Beharrens bey einmal angenommenen Systemen, hielt St. Simon sich für einen großen Politiker. Der Regent war es mehr als er, und hütete sich wohl, es zu scheinen; er ward durch keine Meinungen, kein Vorurtheil, sagen wir mehr, durch keine Art des Glaubens gehemmt. So hin-

terging er denn alle seine Vertrauten, ohne ihnen jedoch untreu zu seyn; den Herzog von St. Simon aber öfter, als alle andre. Und dieser erklärte ihn für schwach und wankelmüthig, um nicht eingestehen zu müssen, daß er von ihm hintergangen werde.

Sehr eifrig benutzte der Herzog die Gunst, in welcher er bey dem Regenten stand, um ihn zu noch größerer Demüthigung der legitimirten Prinzen zu bewegen. Schon hatten die Prinzen von ächter Geburt dem minorennen König eine Bittschrift, um Widerrufung der Edikte Ludwigs, eingereicht, welche seine unehelichen Söhne für Prinzen von Geblüt, und der Thronfolge fähig, erklärten. Itzt erhoben sich auch die Herzoge und Pairs, unter Anführung des Herzogs von St. Simon, gegen ein anderes Edikt, in welchem den legitimirten Prinzen der Vorrang vor ihnen gegeben ward. Mit Erstaunen sah man unter denen, welche diese Anordnung aufgehoben wissen wollten, die Marschälle von Villeroi und Villars, die sonst den Willen des verstorbnen Königs als heilig zu verehren schienen. — Beyde Forderungen wurden nach langem Zögern bewilligt; der Regent gab die Entscheidung, und in feyerlicher Versammlung ward sie als Beschluß des Königs bekannt gemacht. Nichts als die äußere Ehre, die ihrem ehemaligen Range gebührte, ward den legitimirten Prinzen gelassen; und auch diese nur „wegen des langen Besitzthums.“

Diese neuen Demüthigungen brachten endlich die Bitterkeit zu thätigem Ausbruch, mit welcher die Herzogin von Maine das bisherige Verfahren des Regenten gegen ihren Gemahl angesehen hatte. Sie wagte es, gegen ihren

Schwager eine Verschwörung einzuleiten, und knüpfte Verbindungen mit dem spanischen Gesandten, der ihr Beystand versprach, so wie mit mehreren Großen des Reichs an. Unter diesen gehörte der Graf von Laval, der Cardinal von Polignac, und der junge Herzog von Richelieu zu den Ausgezeichnetsten. Laval hatte alle Thätigkeit, Kühnheit und Energie, deren es bedarf, um eine Verschwörung zu leiten. Sein Rangstolz machte ihn zum feindlichsten Gegner der Herzoge und Pairs; und er haßte den Regenten mit unversöhnlicher Bitterkeit, weil dieser ihre Ansprüche zu begünstigen schien. Kein Mittel, ihn zu stürzen, hielt er für unwürdig oder strafbar; und man sagt, daß zwey und zwanzig Obristen sich verpflichtet hatten, den Herzog von Orleans aus der Mitte des Heers zu entführen, welches dieser an der Spanischen Gränze zu commandiren gedachte. Laval hatte gewünscht, den Regenten in Paris selbst aufzuheben, und so den Streich auf eine nähere und leichtere Art zu führen. Auch würden die nächtlichen Streifereyen, die der Prinz oft in Begleitung weniger, und, gleich ihm selbst, betrunkener Freunde oder Diener unternahm, Mittel genug geboten haben, ihn in eine Schlinge zu locken. Allein die Herzogin von Maine fand alle Vorschläge Lavals zu gewaltsam oder zu gefährlich. — Der Cardinal von Polignac hatte Ludwig dem Vierzehnten in Unterhandlungen bedeutende Dienste geleistet. Sein Geist trat lebhaft und glänzend hervor; sein Charakter aber war schüchtern und bedenklich. Er benahm sich bey einer Verschwörung mit diplomatischer Vorsicht, verfaßte Memoiren, entwarf Manifeste, erfand Chiffern, und

dachte nicht daran zu handeln, oder andre zu raschem Handeln anzuspornen. — In dem jungen Herzog von Richelieu, dem Liebling aller Damen des Hofes, hatte die Herzogin von Maine einen zweyten Fiesko zu finden gehofft. Er war erst 22 Jahr alt, und die seltne Anmuth seines Wesens, sein anerkannt ritterlicher Muth, seine Gewandtheit in jeder körperlichen Uebung mußten überall an einem Hofe, der nur durch Genuß und Eitelkeit belebt ward, Neid oder Wetteifer erwecken. Der verstorbene König hatte ihn hie und da mit verdienter Strenge behandelt, aber dennoch aufrichtigen Antheil an ihm und seiner Beförderung genommen; und er gedachte dessen mit so vieler Dankbarkeit, als es in einer zum Egoismus geneigten Seele Raum finden kann. Der Regent hingegen zeigte wenig Achtung für seine Geistesanlagen, und übereilte sich nicht, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Der Herzog von Richelieu fand es beleidigend, daß weder sein Name, noch seine vielen und glänzenden Liebesabentheuer, noch der Anschein von Kühnheit, den er sich in allen seinen Unternehmungen zu geben wußte, ihn zu den ersten Staatsämtern erhoben hatten. Die Frauen begriffen noch weniger, wie die Regierung ihn vernachlässigen könne. Einige reizten ihn zur Rache auf, und er trat den Damen zu Liebe der Verschwörung bey. Mademoiselle von Valois, die jüngere Tochter des Regenten, liebte ihn leidenschaftlich; und die Herzogin von Maine hoffte, daß dies Verhältniß den Verschworenen sogar den Pallast ihres Schwagers werde öffnen können. Sie vernachlässigte nichts, den Herzog von Richelieu zu gewinnen, und ließ ihm durch den Spani-

schen Minister, Cardinal Alberoni, den schmeichelhaftesten Brief schreiben. Die Eitelkeit des jungen Herzogs berauschte sich im Lobe eines Staatsmannes, der seinen Großonkel zum Muster genommen zu haben schien. Er versprach, den Spaniern die Stadt Bayonne zu öffnen, wo sein Regiment in Garnison lag, und bot seine Mitwirkung an, einige der südlichen Provinzen zum Aufstand zu bringen. Allein was er auch versprechen, und wie viel man von ihm erwarten mochte: er war bey weitem zu sehr durch Liebesverhältnisse, besonders durch seinen Roman mit Mademoiselle von Valois beschäftigt, um jemals als Mitglied einer Verschwörung bedeutend zu werden.

Ueberhaupt war das Glück den heimlichen Planen der Herzogin von Maine eben so wenig günstig, als ehemals den offenbarern ihres Gemahls. Diese scheiterten durch Sorglosigkeit; jene wurden durch allzuangelegentliche Sorge verrathen, und zwar auf folgende Weise:

Auf Verlangen des Ministers Alberoni schickte ihm der Spanische Gesandte am Französischen Hofe mehrere in Paris redigirte Briefe und Manifeste, welche zu Madrid in dem Augenblick bekannt gemacht werden sollten, wo die Verschwörung ausbrechen würde. Den gefährlichen Auftrag, diese Papiere zu überbringen, erhielt der Abbé Porto-Carrero. Dicht vor Poitiers warf sein Wagen um, und er zeigte sich so auffallend besorgt für seinen Mantelsack, daß er sogar sein Leben wagte, um ihn zu retten. Dies erregte Verdacht, der Mantelsack ward untersucht, man fand die Briefe, und durch sie erfuhr der Regent

Alles, was gegen ihn im Werke war; *) jedoch erſt nach einiger Verzögerung. Es war nämlich Abend, als ihm die Anzeige der wichtigen Entdeckung gemacht werden ſollte; und er hatte ſich nach gewohnter Art eingeſchloſſen, um auf ſeine Weiſe die Zeit der Erholung zu genießen. „Auf morgen die Geſchäfte!“ war ſeine Antwort, als man ihn dringend zu ſprechen verlangte; und ſo erfuhr er das, was ihn ſo nahe und ernſtlich anging, wirklich erſt am andern Tage.

Die Geſchichte, die ihn von ſo manchen Seiten mit ſtrenger Rüge verfolgt, iſt ihm das Zeugniß ſchuldig, daß er bey'm Leſen jener Papiere, in denen jede Zeile die erbitterndſten Entwürfe wider ihn verrieth, nur milden und würdigen Gefühlen Raum gab. Nie hatte er weniger leidenſchaftlich, und in edlerem Ton geſprochen, als da er dem Regentſchaftsrath von dieſem Complott Bericht erſtattete, welches den Bürgerkrieg und den Krieg mit dem Auslande für Frankreich herbey rief. Der Rath forderte Verhaftung des Spaniſchen Geſandten. Den Abbé Porto-Carrero hatte dieſem, ſobald er ſich ſeines Mantelſacks beraubt ſah, einen Eilboten mit der Aufforderung geſchickt, die übrigen gefährlichen Papiere zu verbrennen. Allein der Geſandte glaubte ſich durch das Völkerrecht geſchützt, welches er ſelbſt zuerſt verletzt hatte, und fürchtete deshalb keine Nachforſchungen. Auch ſchien er Anfangs in

*) So erzählen Einige; nach Anderen ward das Geheimniß durch die prahleriſche, wichtig heimliche Weiſe entdeckt, wie der Sekretär des Geſandten, welcher die Briefe abgeſchrieben, ſich über ſie geäußert hatte. Dubois erfuhr davon, und ließ den Abbé in Poitiers verhaften.

hohem Grade beleidigt, als Dübois mit dem Staatssekretär le Blanc erschien, um sich seiner Papiere zu bemächtigen; doch änderte er den Ton, als er deutliche Beweise seiner Schuld in den Händen der Gegner sah, und zeigte itzt nur eine verächtliche Gleichgültigkeit.

Mehrere in diese Sache verwickelte Edelleute wurden noch am nämlichen Tage verhaftet. Gegen die Herzogin von Maine und ihre Familie mit Strenge zu verfahren, zögerte indeß der Regent, bis er gewissermaßen durch die allgemeine Stimme dazu aufgefordert ward. Erst am 29. Dec. *) ward der Herzog von Maine zu Sceaux gefangen genommen, und nach dem Schlosse Dourlens, in der Picardie, geführt. Am nämlichen Tage verhaftete man die Herzogin zu Paris; ein Hauptmann von der Leibgarde führte sie nach Dijon, wo sie unter der Obhut ihres Neffen, des Herzogs von Bourbon, gelassen ward, welcher Gouverneur der Bourgogne war.

Aller Frauen Herz ward bewegt, als sie erfuhren, auch der Herzog von Richelieu sey ein Gefangener; und zwey hohe Rivalinnen, die seine Huldigung theilten, Mademoiselle von Valois, die Tochter des Regenten, und Mademoiselle von Charolais, die Schwester des Herzogs von Bourbon, vereinigten sich zugleich angelegentlicher Verwendung für ihn. Sie zitterten vor dem Tone, in welchem der Regent von ihm gesprochen hatte. „Ich habe Beweise gegen den Herzog von Richelieu in Händen“, sagte er, „die ihm vier Köpfe kosten könnten, wenn er sie hätte.“ Indessen ließ er sich bald durch die Bitten seiner

*) Am 8. Dec. ward die Verschwörung entdeckt.

Tochter erweichen, und erlaubte ihr, den Herzog in der Baſtille zu beſuchen und zu tröſten; oder wollte wenigſtens dieſe ziemlich unvorſichtig unternommenen Beſuche nicht beachten. Seit lange ſchon wünſchte er, daß Mademoiſelle von Valois ſich dem Herzog von Modena vermählen möge; allein ſie hatte ſich nicht entſchließen können, Frankreich zu verlaſſen. Itzt willigte ſie in dieſe Heyrath, um dadurch die Freyheit eines Mannes zu erkaufen, der treulos genug geweſen war, einer Verſchwörung gegen ihren eigenen Vater beyzutreten.

Der Regent war von Natur zur Milde geneigt; doch lag es ihm auch dringend am Herzen, itzt endlich den Franzoſen klare Beweiſe einer beſſern Geſinnung zu geben, als man ihm ehemals zugetraut hatte. Ward angezeigt, daß ein Gefangener krank ſey, ſo ließ er ihn faſt mit Beyſtand überhäufen. Kein Einziger der Verſchworenen ward hart behandelt; er ſprach von Mehreren der Eingezogenen mit Achtung, und lobte die, welche nur durch Treue gegen ihre Freunde in die Sache verwickelt waren. So hatte der Chevalier du Mesnil, ohne ſelbſt Antheil an der Verſchwörung zu nehmen, Papiere aufbewahrt, die ſich auf ſie bezogen, und die ihm von einem Andern anvertraut waren. Er ward in die Baſtille geführt; und kaum erfuhr dies ein gewiſſer Marquis du Mesnil, als er eilig erſchien, dem Regenten zu erklären, der Gefangene gehöre nicht zu ſeiner Familie. „Deſto ſchlimmer für Sie, er iſt ein ſehr braver Mann,“ antwortete der Prinz, und wandte ihm verächtlich den Rücken.

St. Simon hatte zu viel Strenge der Geſinnung, um dies überraſchend milde Verfahren des Regenten zu billi-

in das Complott verwickelt hatte; einige Wenige ausgenommen, die ihr persönlich ergeben waren. Von mehreren ihrer Verbündeten sprach sie sogar mit einer Verachtung, die besonders in dem Augenblick höchst unpassend war, wo sie selbst sie unwürdiger Weise verrieth. Auch lenkte sie die Achtsamkeit der Regierung auf die Bretagne, und nannte mehrere Edelleute dieser Provinz, welche mit ihr und der Spanischen Regierung in Einverständnisse getreten waren. Wirklich begann die Flamme des Aufruhrs in der Bretagne auszubrechen, welche von jenen Edelleuten angefacht worden war; und eine Spanische Flotte zeigte sich, um, der Verabredung gemäß, zu Port Louis Truppen auszuschiffen: doch wagte sie keine Unternehmung, weil schon durch ein starkes Truppencorps die Rebellen zerstreut, und die Küsten besetzt waren. — Gegen die erwähnten Edelleute, die fast mit den Waffen in der Hand gefangen genommen waren, fand der Regent einige Strenge nöthig. Viere von ihnen wurden enthauptet; sechszehn andre mußten die nämliche Strafe in Effigie leiden. Er hätte seine Verfolgungen noch bey weitem mehr ausdehnen können; aber aus Furcht, in eine lange Reihe von Grausamkeiten verwickelt zu werden, verbrannte er eine Liste, die das Verzeichniß einer großen Anzahl von Strafbaren enthielt, und verkündigte eine allgemeine Amnistie in Beziehung auf die Vorfälle in der Bretagne. Als die dortigen Untersuchungen beendigt waren, befand sich die Herzogin von Maine, mit ihrer ganzen Familie, und allen aus gleicher Ursache verhaftet Gewesenen, schon seit mehreren Monaten wieder in voller Freyheit. Der Regent wußte mit Zuverlässigkeit, er habe die nicht mehr zu fürchten, deren Geheimnisse seine

Schwägerin verrathen hatte. Es war von dieser letzten so Vieles auf Kosten des Stolzes, und selbst der Ehre, geschehen, daß ier Rache genug für alle Unternehmungen ihres Hasses darin fand. Das Blut derer, die zu Nantes unter dem Beil des Henkers starben, zeugte wider sie, und mußte sie bis in die Gärten von Seeaux verfolgen, nach denen sie mit aller Schwäche der Verwöhnung geseufzt hatte. Der Regent ließ die Erklärung, welche ihre Begnadigung zur Folge hatte, im offnen Rathe vorlesen. Man sagt, er habe versprochen, ihr diese Demüthigung zu ersparen; allein er wollte das Mittel nicht aufgeben, zwischen der Herzogin von Maine und allen Unzufriedenen eine unübersteigliche Scheidewand zu errichten.

Fast diese ganze Sache war verhandelt, ohne daß des Herzogs von Maine dabey erwähnt ward. Mit mehr als christlicher Ergebung beugte dieser sich unter sein Mißgeschick, und hörte nicht auf, den um Gnade anzuflehen, dessen gefährlicher Nebenbuhler er einst gewesen war. Er betete, fastete, und erfüllte alle religiöse Pflichten mit größerer Strenge, als jemals. Als die Erklärung seiner Gemahlin bekannt ward, sprach er von dem Complott mit solchem Abscheu, daß er sich durch das Uebermaß seiner Betheuerungen lächerlich machte. Der Regent that eine Zeitlang, als glaube er ihm, um die Unterhaltung zu verlängern, die er in der Erbärmlichkeit seines Schwagers fand. Er hatte ihm erlaubt, nach Seeaux zu seiner Gemahlin zurückzukehren; doch hütete der Herzog sich wohl, diese Erlaubniß zu benutzen, und wählte Clagny, ein anderes seiner Schlösser, zum Aufenthalt. Mehrmals erbot er sich, auf völlige Scheidung von der Herzogin anzutragen; der Regent ach-

tete es nicht der Mühe werth, ihn bey'm Wort zu halten. Die Mutter der Herzogin übernahm es, das Ehepaar zu versöhnen, und dies gelang ihr in wenigen Tagen, obgleich sie versicherte, es sey eine höchst schwierige Aufgabe gewesen. Der Herzog trat gegen seine Gemahlin in die ehemals von ihm gewählte Rolle schüchterner Unterwürfigkeit zurück, und beyde entsagten allen Planen des Ehrgeizes; doch hinderte den Herzog eine lange, schmerzhafte Krankheit, die ihn bald nachher befiel, die Ruhe zu genießen, der er zurückgegeben war, und für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Er ward mit jedem Tage zurückhaltender, einsylbiger und strenger, und ließ Alles dahin schwinden, was ihm, zur Bewundrung Ludwigs des Vierzehnten und der Frau von Maintenon, an leichter Anmuth des Geistes so sehr zu Gebote gestanden hatte. Seine Gemahlin suchte ihn zu trösten, und fand im Studium der Wissenschaften und in geistreichem Umgang Entschädigung für ihre getäuschten Hoffnungen. Sie beschützte die Schriftsteller und Gelehrten; und diese beschützten sie wieder gegen die bittern Erinnerungen des Publikums.

Frau von Maintenon starb, ehe ihr Zögling aus der gefährlichen Lage erlöst ward, in welche seine Gemahlin ihn verwickelt hatte. Man behauptet, der Kummer über alle Unannehmlichkeiten, die ihn trafen, und besonders über seine Verhaftung, habe die schon vom Alter gebeugte Matrone in's Grab gestürzt. Es ward wenig von ihrem Tode gesprochen, und nichts über ihre letzten Augenblicke aufbewahrt. Haß, Neid, Gunst und Schmeicheley, Alles war für sie erloschen. Die Stille, die friedlichen Gesetze von St. Cyr paßten so vollkommen für sie, daß alles Frühere

nur noch ein Traum zu seyn schien. Sie war Allen, die sich in ihrem Urtheil durch sie leiten ließen, eine treue und liebevolle Freundin gewesen; Fenelon, Racine und der Cardinal von Noailles aber wurden nach einander von ihr verlassen, und sie bemühte sich, Fehler an ihnen aufzufinden, um nicht eingestehen zu müssen, daß sie den ächten Muth der Freundschaft nicht kenne. Man hatte sie, in den letzten Jahren Ludwigs des Vierzehnten, nicht ohne Stolz bemerken hören, es sey Mode geworden, fromm zu seyn; die Regentschaft konnte sie lehren, wie lange eine Mode, und die von ihr erzeugte Frömmigkeit währt. — Drey Monate nach ihr starb die Herzogin von Berry, kaum vier und zwanzig Jahre alt, an den Folgen unvorsichtiger Erkältung. Ihre Lebensweise, die jedem bessern Gefühl Trotz zu bieten schien, hatte das empörendste Bild einer entweihten Jugend gegeben, wie die letzten Jahre der Frau von Maintenon den milden Frieden eines ehrwürdigen, von der Erde und ihren Schattenbildern schon fast geschiedenen, Alters auf die gewinnendste Weise darstellten.

Charade. Er an Sie.

Das Ganze blühte in bescheidnem Scheine,
Mit süßem Duft im kühlen, düstern Haine;
Dort hab' ich liebend, Theure! dir's gepflückt,
Weil es, wie dich, der Unschuld Zauber schmückt.

O! riefen doch der letzten Feyertöne,
Mich bald an deiner Seite, holde Schöne!
Zum Traualtare, daß des Priesters Hand
Uns ewig eine mit dem schönsten Band!

Dann lachte ich des hadernden Geschickes,
Beym Anschaun deines reinen Engelblickes;
In deinem Arme, warm geliebt von dir,
Würd' auch der Winter zu der ersten mir.

Amalia Lindenmeyer.

Die Auflösung im folgenden Bändchen.

Gleichniß.

(Bey Lesung einer Stelle in Tieck's Phantasus.)

Wie sich Natur im Haine,
In Wiesengrün und farb'gen Blumen mahlet,
So, von Aurorens gold'nem Scheine
In blauer Aetherluft umstrahlet,
Prangt Poesie auf dem smaragd'nen Hügel,
Und schwingt herab die leichten Zephyrflügel.
Drum mahlt ein Dichter sie in dem Vergleiche
Mit jenem holden Blüthenreiche.

Es steht der hohe Park in grüner Nacht
Mit labyrinth'schen Gängen, ordnungslos
Anscheinend, aber die Natur mit Kunst
Sinnreich vermählend; frischer Rasen haucht
Mit Blüthen Duft, und Silberquellen rings
Durchschlängeln, während auf die Blumen fällt
Ein Zauberlicht, den heilig-ernsten Hain.
So ist des großen Britten *) Dichtung: hier
Betrachtung und der edle Flammenschwung
Der Phantasie, vereint mit Herzenstiefe
Und Forschergeist, dort leichtes Spiel und Scherz,
In bunter Mischung und besonnen doch
Mit hoher Kunst geordnet, daß Gefühl
Und Geist er mit sich reißt in Allgewalt.

Schön geregelt alle Gänge,
Weingeländer, Blumenbeete,
Bäum' in Reihen wohlgeordnet,
Aber alles üppig blühend
In des Südens Feuerfarbe:
Also künstlich steht der Garten. —
In des Kastilianer's **) Dichtung
Ist mit feinem Takt berechnet
Was sich schicken soll und fügen.
Aber herrlich auf der Bühne
Strahlen Ehre, Lieb' und Glaube,
Edler Ritter, holder Frauen
Hochsinn, Glut und Zartgefühle;
Und es spendet Phantasia
Ihren rosenfarb'nen Zauber
Aus der Feen Wunderlande,
Und beleuchtet Au'n und Meer.

*) Shakespeare. **) Calderon.

Karl Geib.

Ju-Kiao-Li,

oder

die beyden Muhmen.

Ein Chineſiſcher Roman.

(Fortſetzung.)

Eilftes Kapitel.

Zu viel Eifer macht, daß man dem, was man ſucht, den Rücken wendet.

Vergebens wird bewacht die ſchöne Blume
Im unzugänglich-ſtillen Aufenthalt.
Nichts heilig iſt der wilden Flamme, die
Ein holder Gegenſtand erregt: dem Sturm
Und Regen ſteht die zarte Lilie blos,
Und ihre dufterfüllte Knoſp' umſchwärmt
Der bunte Schmetterling und auch die Weſpe.
Doch traut an keinem Orte je zu viel!
Geziemt ein unbeſcheidner Leichtſinn wohl
Dem wahren Dichtergeiſt? — Der Eigennutz
Leiht dem, der noch unglücklich liebt, ein Ohr;
Doch einiges verlorene Gezweig
Umdunkelt nicht den Glanz der höher'n Gabe. —

Sſe Yeoute war ſehr verdrießlich, daß zwiſchen Sſe Yeoupe und Fräulein Pe ein Verhältniß beſtand, und er nahm ſich vor, in dieſer Sache geſchäftig zu ſeyn. Am folgenden Morgen, als beyde aufgeſtanden waren und ihr

Frühstück genommen hatten, gab Sse Yeoute Befehl, daß man den nöthigen Reisevorrath bereit halte, und langte aus eigner Bewegung zwanzig Unzen Silber *) hervor, die er Se Yeoupe mit den Worten anbot: „Hier ist eine kleine Summe für Deine Reisekosten. Nimm sie, mein Bruder, aber vor allen Dingen geh' und komme wieder in Eile! Du hast keinen Augenblick zu verlieren. Der edle Herr Pe ist nicht sehr biegsam. Ich fürchte, daß sogar, wenn er ein Vorhaben gefaßt, seine Tochter kaum mehr im Stande seyn würde, über sich zu verfügen." — „Deine Hülfe und Deine Meinung sind mir gleich schätzbar", antwortete Sse Yeoupe; „sie verbinden mich zu unendlicher Dankbarkeit. Wenn ich an Hof komme, werde ich mich dort nur so lange aufhalten, bis ich das Schreiben des edlen Herrn Gou empfangen, und kehre dann sogleich, Tag und Nacht reisend, zurück. Gelingt mein Vorhaben, dann, lieber Freund, bin ich es allein Deinem Edelmuth schuldig." —

Nach diesen Worten befahl er Siaohi, das Gepäck zu nehmen, und erhob sich. Sse Yeoute ließ auch einen Diener kommen, und sprach zu ihm: „Der edle Herr Sse kennt nicht wohl die Straßen in dieser Gegend. Du führst ihn bis zur Mündung des Flusses, und kommst nicht eher zurück, als bis Du ihn hast hinübersetzen sehen." —

Als der Diener diese Weisung erhalten, nahm Sse Yeoupe Abschied, stieg auf sein Pferd, und schlug eilends den Weg nach der Hauptstadt ein. —

Es ist nun zu wissen nöthig, daß der Doctor Gou, sobald er das Dekret, welches ihn an den Hof beschied, em-

*) Ohngefähr 150 Franken Franz. Geldes.

pfangen, einen günſtigen Tag zur Abreiſe wählte. Aber im Augenblick, da er die Stadt verließ, fühlte er ſich ſehr unwohl während eines Abſchiedmahls, das ihm der Präfekt geben ließ. Er hatte den Magen erkältet, und da ſich eine ſchwere Krankheit offenbarte, mußte man ihn in ſeine Wohnung zurückbringen, um ihn zu verpflegen. Hier ward er über einen Monat zurückgehalten, und fing erſt um die Zeit, von der jetzt die Rede iſt, ſich wieder zu erholen an. Sſe Yeoute hatte dieſen Umſtand in der Stadt vernommen, und da er fürchtete, Sſe Yeoupe möchte ihn auch erfahren, wenn er mit ſeiner Bitte zu dem Doctor Gou käme, und ihm dadurch alle Hülfsmittel, deren er ſich bedienen wollte, entziehen, hatte er ſein Hiſtörchen darnach eingerichtet, und lieh nur Sſe Yeoupe die 20 Unzen Silber, um ihn anzutreiben, daß er ſich unmittelbar nach der Hauptſtadt begäbe. So konnte er während dieſer unfruchtbaren Reiſe, die ihm freyes Feld ließ, die beſchloſſene Unternehmung ausführen. —

Der Schlechte lacht, bis daß er einen Schlechten,
Wie er, gefunden hat, und ſchelmiſch treibt
Ein Spiel er mit des biedern Mannes Unſchuld.
Jedoch wer weiß, ob nicht der Himmel bald
Noch einen Schlimmern weckt, der ſeinen Ränken
Zum Heil der Unſchuld and're Wendung gibt. —

Sſe Yeoute war alſo ſehr vergnügt, den Sſe Yeoupe zu einer Reiſe nach Norden bewogen zu haben. „Ich hatte ſelbſt“, ſagte er, „meine Blicke nach dem Fräulein Pe gerichtet; aber ich ſah kein Mittel des Erfolgs. Kaum konnte ich mir einbilden, daß ſich ſogar heute noch ein ſo günſtiges Zuſammentreffen der Umſtände darböte. Hier kann man

wohl sagen: Der Himmel fügt sich dem Verlangen der Menschen"! —

Ohne Zeitverlust versah er sich mit einer bey großen Ceremonieen üblichen Karte, und ging nach der Stadt, um dem Doctor Gou einen Besuch zu machen. Bey der Ankunft an dessen Pforte beauftragte er zuerst einen Diener, zu dem Thürhüter hinein zu gehen, und ihm vor der Bistenkarte ein kleines Packet mit fünf Silberlingen *) zu überreichen, wobey er ihm sagen sollte: „Herr Sse, mein Gebieter, wünscht Euern edlen Herrn zu sehen; wollt Ihr Euch die Mühe geben, ihm denselben zu melden"? —

Auf dieses Begehren antwortete der Thürhüter: „Der edle Herr, mein Gebieter, hat sich erst von einer Krankheit erholt; er sieht noch Niemand bey sich; und ich fürchte, daß er noch nicht im Stande ist, Besuch zu empfangen." — „Wir richten uns nach dem, was Euerm Herrn zu entscheiden beliebt", versetzte der Diener; „dies ist nur eine Botschaft, die Ihr ihm zu überbringen Euch bemühen wollt." —

Als der Thürhüter das kleine Packet empfangen hatte, und sah, daß von einer Ceremonieenkarte die Rede war, weigerte er sich nicht länger, und sagte: „Ich werde Euern Auftrag meinem Gebieter ausrichten. Bittet den Herrn, in den Saal zu treten und unterdessen Platz zu nehmen." Der Diener brachte Sse Yeoute diese Antwort zurück, und ersuchte ihn, seinen Hauptschmuck zu ändern, um in den Saal zu treten. Hierauf nahm er die üblichen Geschenke, und legte sie am Fuß der Treppe nieder. Der Thürhüter

*) 3 Franken, 70 Centimes.

trug die beyden Karten zu ſeinem Herrn in einen Saal des Hintergebäudes. —

Der Doctor Gou, der zu geneſen begann, fing wieder an aufzuſtehen. Er befand ſich gerade in einem Pavillon am Ende des Gartens, wo er die friſche Luft athmete und ſich nun zu ſtärken ſuchte. Er wartete nur auf ſeine gänzliche Wiederherſtellung, um ſich an den Hof zu begeben. Als man ihm die zwey Karten brachte, warf er zuerſt die Augen auf die, welche den Namen des Beſuchenden enthielt, und las darauf die Worte: „Ihr ſehr verpflichteter Schüler Sſe Yeoute bietet Ihnen ſeinen Reſpect und ſeine Grüße.“ Sodann nahm er die Ceremonieen-Karte, und ſah auf der Liſte der Geſchenke Stoffe, Urnen, elfenbeinerne Täfelchen, Kleider-Garnituren, und andere ähnliche Dinge, die ſich auf den Werth von hundert Unzen Silber *) beliefen. „Der junge Menſch gehört nicht zu meinen Bekannten“, ſprach er bey ſich ſelbſt. „Er muß einen beſondern Grund haben, daß er ſo plötzlich hieher kommt und mir ein ſo großes Merkmal ſeiner Höflichkeit darlegt.“ — Hierauf wandte er ſich an den Diener, und ertheilte ihm ſeine Befehle in folgenden Worten: „Sage dem Herrn Sſe, daß ich erſt von einer Krankheit erſtehe, und noch nicht die Pflichten der Urbanität erfüllen und Beſuche annehmen kann; daß, weil er mir die Ehre ſeines Beſuchs erzeigen will, er mir ohne Zweifel einige Nachrichten zu geben hat; daß, wenn nicht von einer ſehr eiligen Angelegenheit die Rede iſt, er mich ein andermal ſehen könne; daß aber, im Fall die Sache dringend ſey, ihn

*) 741 Franken.

nichts hindere, mir solche mit lauter Stimme sagen zu lassen. Was seine Geschenke betrifft, so kann ich mir nicht erlauben, sie anzunehmen, und lasse ihm daher die Liste wieder zustellen.“ —

Der Thürhüter ging mit diesem Bescheid, und ertheilte ihn Sse Yeoute von Wort zu Wort. Als dieser ihn empfangen, erwiederte er: „Ist dem so, dann sagt Euerm Herrn, daß sein Schüler gekommen sey, um mit ihm wegen einer Heyrathsangelegenheit zu sprechen, die meinen jüngern Bruder Sse Yeoupe betrifft, und die noch manchen Hinderniſſen unterworfen ist, welche eine persönliche Unterredung beseitigen würde; daß, weil er heute keine Besuche empfangen kann, ich allerdings ein andermal wiederkommen muß, daß er aber in Bezug auf jene Kleinigkeit deren wohl annehmen wird. — Gebt Euch die Mühe, noch diese wenigen Worte Euerem Gebieter zu sagen.“ —

Der Thürhüter ging wieder hinein zum Doctor Gou. Als dieser von Sse Yeoupe und von einer Heyrathsangelegenheit sprechen hörte, sagte er sogleich: „Frage ihn, ob es derjenige Sse Yeoupe ist, welcher ohnlängst bey der unter dem Vorsitze des Examinators Li gehaltenen Prüfung den ersten Platz gewann.“ — Der Thürhüter ging, und kam wieder mit der Antwort: „Es ist der nämliche.“ — „In diesem Fall“, sagte Gou, „bitte den Herrn Sse, hieher in den Garten zu mir zu kommen.“ —

Der Thürhüter eilte zu jenem, und sprach: „Mein Gebieter ersucht den Herrn, sich am Ende des Gartens bey ihm einzufinden. „Darauf führte er Sse Yeoute durch die große Thüre in den hintern Garten. Hier bat

er ihn, in einen Saal zu treten und ſich niederzulaſſen. Bald nachher erſchien der Doctor Gou, auf den Arm eines kleinen Dieners geſtützt. Als Sſe Yeoute ihn erblickte, trug er geſchwind einen Armſtuhl an das obere Ende des Saals, und ſprach: „Ehrwürdiger und vortrefflicher Meiſter, ich bitte, geruhen Sie Platz zu nehmen, damit Ihr Schüler Ihnen ſeinen Reſpect bezeigen kann.“ — „Ich war ſehr unwohl“, erwiederte Gou, „und kann noch keine Beſchwerden ertragen. Wenn Sie ſich ſtrenge an die üblichen Ceremonieen halten, ſo erzeigen Sie mir keine wahre Gefälligkeit. Es iſt alſo beſſer, wir beſchränken uns auf den einfachen Gruß.“ *) — „Mein ehrwürdiger Meiſter“, antwortete Sſe Yeoute, „wenn Sie es ſo befehlen, werde ich mir keinen Ungehorſam erlauben; aber es wird von meiner Seite ein Mangel an Reſpect und ein bedeutender Fehler ſeyn.“ — Hiermit grüßte er auf die verlangte Weiſe. Gou nöthigte ihn, ſein

*) Dieſe Art ſich über den Gruß zu verſtehen, erinnert ein wenig an den Herr Jourdain (in Molière's bürgerlichem Edelmann), welcher verlangt, daß man bey der dritten Verbeugung den Fuß zurückſetze. Aber in China ſind die erſten Höflichkeitsbezeigungen unter Leuten von Welt und Erziehung ziemlich angreifend, ſo daß jeder, der ſich in den Geſundheitsumſtänden des Doctors Gou befindet, wünſchen muß, derſelben überhoben zu ſeyn. Es muß ſich nämlich einer neben dem andern, aufrecht ſtehend oder gar auf den Knieen liegend, halten, und ſich dreymal neigen, welches mehr oder weniger tief, nach der Achtung, die man bezeigen, und nach der Urbanität, die man erproben will, geſchieht. Der einfache Gruß, um welchen der Doctor ſeinen Gaſt bittet, beſteht darin, daß man die Hände auf der Bruſt kreuzt und mit einer zugleich ernſten und verbindlichen Miene ein wenig den Kopf bewegt.

Stadtkleid abzulegen; hierauf nahmen beyde mit den herkömmlichen Complimenten Platz. *)

Nachdem der Thee aufgetragen war, wandte sich der Doctor an seinen Gast mit der Frage: „Derjenige, von dem Sie eben sprachen, und der den Beynamen Beaupré führt, ist also Ihr jüngerer Bruder"? — „Wir sind nicht aus demselben mütterlichen Geblüte; aber er ist mir verwandt und mein jüngerer Bruder", antwortete Sfe Beaute. „Er ist ein hochmüthiger und übel erzogener junger Mensch, der die Welt nicht kennt. Dadurch, daß er sich gegen die Beweise von Güte, welche Sie, ehrwürdiger Meister, zwey, dreymal auf ihn herabfallen ließen, empörte, hat er seine Pforte der Sünde geöffnet. Als darauf der geehrte Examinator ihn zu strafen geruhte, war dies nichts anders, als die Frucht seiner Werke. Und dennoch wollten Sie seine Lage nicht verschlimmern, und Ihr Mitleid hat ihm sogar Beystand geleistet. Hierdurch haben Sie sich unendliche Dankbarkeit und Verpflichtungen erworben. Sie löschten seitdem alle Spuren seiner Erniedrigung aus; schon wollte er sein Haupt an Ihrer Schwelle in den Staub legen **); aber da er den Muth nicht hat, so komme ich heute an seiner Stelle, und bitte um Genehmigung seiner Entschuldigungen." — „Es gab einen Augenblick", versetzte der Doctor, „wo ich für einen schwachen Kürbisstengel die Stütze eines weisen Mannes wünschte. Ich hatte nicht überlegt, daß die Jugend Ihres Herrn Bru-

*) Das heißt, indem jeder den andern durch Stimme und Geberden einlud, zuerst Platz zu nehmen, und ihn dadurch geschickter Weise an Höflichkeit zu übertreffen suchte.

**) Wörtlich: in den Koth.

ders, ſein ausgezeichnetes Talent, und ſeine großen Hoffnungen, nicht zu einem Hauſe paßten, das nur die Mauern hat. Ich entdeckte mit Vergnügen an ihm eben ſo liebenswürdige als ehrenvolle Eigenſchaften, und deswegen hatte ich an ihn gedacht. Ich allein beging den Fehler; was konnte Ihr Herr Bruder verſchuldet haben? Aber ich bitte, ſagen Sie mir doch, in welcher Abſicht haben Sie heute wieder das Wort Heyrath erwähnt"? — „Mein Bruder", war die Antwort, „hatte damals Augenblicke von Verblendung und Stumpfſinn. Aber ſchon lange bereut er es, und iſt ſehr betrübt, daß er ſich ſelbſt den Weg zum Himmel verſchloſſen hat. Seitdem er, mein erlauchter Meiſter, Ihre Güte kennen gelernt, dieſe Güte, welche hoch wie der Himmel, und tief wie die Erde iſt, hat er von neuem das Verlangen gefaßt, am Fuße der Mauer Ihres Hauſes Wurzel zu ſchlagen, und da er neulich ſagen hörte, daß Ihre Fräulein Tochter, nach der Entſcheidung des Schickſals, ihre Stimme mit dem Geſange des Phönix *) vereinet hat, fand ſeine Lebensbahn kein Ziel mehr. So in ſeinen Wünſchen getäuſcht, kam ihm der Gedanke, ſie auf einen andern Gegenſtand zu richten. Er vernahm, daß Seine Excellenz der Intendant der öffentlichen Schriften, der edle Herr Pe, Ihr Verwandter, eine Tochter habe, Ihre Nichte, deren Alter und Geſtalt ſich gegenſeitige Reize verleihen; er hätte alſo die Verwegenheit, zu denken, daß, wenn er dieſen neuen Baumſtamm zur Stütze erhalten könnte, er nicht den Vortheil verloren hätte, die

*) Im chineſiſchen bedeuten die Worte: dem Schickſale des Phönix beytreten, daß ein Mädchen einen Gatten annahm.

ein Pfand der Erinnerung anzunehmen. — „Ich sollte“, erwiederte Gou, „keine so große Beweise Ihrer Höflichkeit empfangen; aber weil mir Ihre Gesinnung so freundlich erscheint, will ich, obwohl mit Erröthen, nur eine oder zwey dieser Sachen annehmen.“ Er traf sodann aus vier Gattungen die Wahl. Sse Yeoute erneuerte zwar seine inständige Bitte; allein der Doctor nahm schlechterdings nicht mehr. —

Als man den Thee wieder gebracht hatte, stand Sse Yeoute auf. „Ich falle Ihnen beschwerlich“, sagte er, „und schade Ihrer Genesung. Ich entferne mich also. Erlauben Sie jedoch, daß ich ein andermal wiederkomme, um Ihnen meinen Respect zu bezeigen und Ihre Befehle zu erbitten.“ — „Ich sollte Sie verweilen und noch Ihre Unterhaltung genießen“, erwiederte Gou; „aber Sie entschuldigen mich wegen meiner Gesundheitsumstände. Auf ein andermal werde ich die Ehre haben, Sie zum Mittagessen bey mir einzuladen.“ Hiemit geleitete er seinen Gast zurück. Er selber schmeichelte sich, daß die guten Gesinnungen, welche er schon vorher gehabt, nicht ohne Wirkung blieben, und empfand darüber große Zufriedenheit.

Als Sse Yeoute wieder zu Hause war, wünschte er sich Glück, und freute sich innerlich. „Das ist“, sprach er, „eine Sache, die von sich selbst geht. Könnte ich nur noch in Besitz eines Briefs kommen, dann sollte die wichtige Frage bald entschieden seyn.“

Nach einigen Tagen erschien ein Bote des Doctors Gou mit zwey Einladungskarten. „Mein Gebieter“, sagte dieser Mann, „ersucht die beyden Herren Sse, um die

Mittagsſtunde in ſeinem Garten mit ihm zu ſpeiſen.“ — „Euer Gebieter iſt ſehr gütig“, antwortete Sſe Yeoute ſchnell. „Ich werde nicht ermangeln, ſeiner Einladung zu folgen; aber mein jüngerer Bruder iſt auf dem Land, um ſich von ſeinen Studien zu erholen; es iſt weit von hier, und ich fürchte, daß er nicht kommen kann.“ —

Der Bote ging wieder weg, und Sſe Yeoute kam, als es Zeit war, zum Mittageſſen. Der Doctor Gou empfing ihn, und ſagte nach den herkömmlichen Grüßen: „Es wäre noch beſſer, wenn wir auch Ihren Bruder haben könnten.“ — „Seitdem mein Bruder“, war die Antwort, „ſich gegen Sie vergangen hat, zog er ſich auf das Land zurück, wo die häuslichen Sorgen ihn allein beſchäftigen. Jetzo, da er ſo viele Beweiſe Ihrer Edelmuth empfing, hindert ihn noch die Scham, in der Stadt zu erſcheinen und mit ſeinen Freunden Umgang zu pflegen. Wenn er aber durch Ihre Gewogenheit zu dem erſehnten Bunde gelangt, dann wird ihm dies ein ſchöner Anlaß ſeyn, ſich ſeiner Pflicht gegen Sie zu entledigen.“ — „Talentvolle Leute haben ihre Eigenheiten“, ſagte Gou; „aber ſie ſtößen ſelbſt darin, wo ſie ſich von andern Menſchen entfernen, Achtung ein.“ —

Man trug das Eſſen auf. Der Doctor und ſein Gaſt ſetzten ſich zu Tiſche, und unterhielten ſich während des Mahls, das bis zum Anbruch der Nacht dauerte. Als Sſe Yeoute wegzugehen geſonnen war, überreichte ihm Gou einen Brief mit den Worten: „Es wäre ſchicklich, daß ich Ihnen bey Ihrem Beſuche Geſellſchaft leiſtete; aber die Befehle Seiner Majeſtät ſind ſehr beſtimmt. Ich muß morgen oder übermorgen unter Wegs ſeyn. Dieſer Brief

ersetzt Ihnen die Stelle meiner Gegenwart. Wenn mein Verwandter ihn gelesen hat, so habe ich allen Grund zu glauben, daß er Ihren Wünschen nichts entgegenstellt. Warten Sie auf einen günstigen Augenblick, um denselben an ihn zu bestellen." — „Allen Hindernissen zum Trotze", rief Sse Yeoute, „wird der Jaspis doch zu seiner Vollendung gebracht! Ehrwürdiger Meister, es gibt keine Worte, um Ihre Güte auszusprechen. Mein Bruder, dem ich eine so gute Nachricht bringe, sollte die Schwelle Ihrer Pforte mit seiner Stirne berühren." Hiemit empfing er den Brief, und entfernte sich, nachdem er seinem Wirth noch drey- oder viermal gedankt hatte.

Einige Tage darauf begab sich der Doctor Gou, der seine Kräfte erneut und seine Gesundheit wieder hergestellt fühlte, auf den Weg nach der Hauptstadt. —

Als Sse Yeoute sich im Besitz des Briefes sah, verließ er noch am nämlichen Abend die Stadt, und eilte nach Hause. Hier entfaltete er ganz sachte dieses Schreiben, und las, wie folgt:

„Gou Kouei, Ihr gehorsamer Verwandter, hat die Ehre, seinem Schwager, dem achtungswerthen edlen Herrn Pe, seinen Respect zu bezeigen, indem er diesen Brief vor seinen Stuhl legt. — Unmittelbar nach unserer Trennung hatte ich den Kopf meines Pferdes nach Norden gewandt. Aber als ich die Stadt verließ, ward durch einen unvermutheten Zufall meine Gesundheit zerrüttet. Ein plötzliches Uebel kam über meinen Magen, und diese alleinige Unpäßlichkeit schuf mir mehr als eine Gefahr. Mit Rührung empfing ich die verschiedenen Botschaften, welche Sie mir zu senden geruhten, und die

mir den höchſten Grad Ihrer innigen Freundſchaft, gleich dem Bunde des Fleiſches und der Knochen, bewieſen. Jetzt bin ich wieder glücklich hergeſtellt, und muß mich in Eile nach Hof begeben. Ich ſprach ſchon mit Ihnen über die Verheyrathung meiner Nichte an einen jungen Mann, Namens Oſe, dem ich begegnete, und deſſen gründliches Verdienſt und glänzende Eigenſchaften einen vollendeten Eidam gewähren könnten. — Seit langer Zeit war mein Vorſatz auf ihn gerichtet. Ich ließ zwey- oder dreymal durch eine Unterhändlerin mit ihm reden; aber er, der einen feſten und etwas hartnäckigen Charakter beſitzt, verweigerte meine Vorſchläge, welches mir vielen Verdruß bereitete. Es iſt, mein lieber Schwager, der nämliche junge Mann, von dem ich Ihnen bey unſerer letzten Zuſammenkunft ſprach. Jetzt aber hat er plötzlich ſeine Weigerung berent und ſich von ſelbſt mit den inſtändigſten Bitten an mich gewandt. Ich empfand darüber eine unausſprechliche Freude, und der Gegenſtand dieſes Schreibens iſt, indem ich den Stiel der Axt ergreife, Ihnen dieſen Mann für das öſtliche Lager *) vorzuſtellen. Sie haben, mein lieber Schwager, lange über die Wahl eines Gatten Ihren ungemeinen Scharfſinn geübt. Wenn Sie meine Worte Ihres Vertrauens nicht unwerth achten, und dieſen in Ihr Haus **) einführen, ſo hat der Pavillon des Phönix ***) nie ein übereinſtimmenderes Paar geſehen. Eine unter ſo glücklichen Einflüſſen gebildete Fa-

*) D. h. um Ihr Eidam zu werden.

**) Wörtlich: hinter Ihre Vorhänge.

***) Das hochzeitliche Lager.

milie wird mächtig zum Troſt Ihres Alters ſowohl, als zur Glückſeligkeit Ihrer Tochter, beytragen. — Da ich genöthigt bin, mich ohne den geringſten Verzug auf den Weg zu begeben, ſo bitte ich um Entſchuldigung, daß ich mich für jetzt auf das gegenwärtige beſondere Sendſchreiben beſchränke."

Als Sſe Yeoute dieſen Brief geleſen, las er ihn nochmals, und bemerkte, daß darin nur der junge Sſe genannt, und nicht auch ſein Beyname Yeoupe angeführt war. Sehr froh über dieſe Entdeckung, ſprach er bey ſich ſelbſt: „Ich hatte Anfangs nur auf ein Mittel gedacht, mich des Namens Sſe Yeoupe zu bemächtigen; da aber dieſer Brief hierüber keine Erklärung gibt, warum ſollte ich mich nicht unter meinem eigenen Namen vorſtellen? Erkennt mich dann Jemand, ſo entſteht keine böſe Folge daraus. Zudem geht der Doctor Gou an Hof. Iſt er einmal entfernt, wer kann mir die Spitze bieten? Habe ich in der Sache Glück und es kommt zum Abſchluß, ſo mag man immer die Wahrheit erkennen! Ich fürchte dann nicht, daß man auf dieſen Handel zurückkomme." —

So in ſeinem Projekt entſchieden, verſchloß er wieder ſorgfältig den Brief, und ſuchte ihn in ſeinen vorigen Stand zu ſetzen. Sodann ließ er eine große Menge von Geſchenken bereit halten, kleidete ſich, nachdem er einen günſtigen Tag gewählt, in ein Ceremonieengewand, und nahm ſehr viele Diener zum Gefolge mit. Hierauf ſchlug er, mit hochgetragenem Kopf und freyer Miene, den Weg nach Kinchi ein. —

Um beſſer die Manieren eines Mannes von Lebensart nachzuahmen, ſtieg er vom Pferd, ehe er an der Pforte

des edlen Herrn Pe angelangt war, und bat Jemand aus dem Dorfe um Erlaubniß, einen Augenblick bey ihm zu verweilen. — Unterdeſſen ſchickte er einen Diener mit dem Briefe des Doctors Gou und mit einer ſeiner Viſitenkarten ab, und befahl ihm, ſie Toung, dem Thürhüter des edlen Herrn Pe, zuzuſtellen.

Als der Thürhüter ein Schreiben des Doctors Gou erblickte, trug er es ohne Zeitverluſt zu ſeinem Gebieter. Der edle Herr Pe unterhielt ſich gerade mit Tchangfanjou in dem Pavillon der ländlichen Träume. Man fragt vielleicht, wie es kam, daß Tchangfanjou nach dem, was ſich zugetragen, noch in dem Hauſe war, da Yanſou von Sſe Yeouye alles erfahren und ihrer jungen Gebieterin entdeckt hatte? Aber man muß wiſſen, daß am Tage, wo der edle Herr Pe den Statthalter Yang im Gartenſaale zu Tiſche behalten, die Geſellſchaft ſich damit vergnügte, auf die angenehmen Gegenſtände, womit ſie umgeben war, Verſe zu machen. Der glücklichſte Zufall hatte Tchangfanjou, ohne daß er vorher daran dachte, begünſtigt. Während Sſe Yeouye's Beſuch hatte die aufgeregte Phantaſie deſſelben, wenn er im Garten ſpazieren ging, ihn zu verſchiedenen Dichtungen begeiſtert, welche er aus Unachtſamkeit bey Tchangfanjou zurückließ. Dieſer aber plünderte ſolche, und wußte ſie am genannten Tage recht bequem anzuwenden. Der edle Herr Pe hatte keinen Gedanken an dergleichen Schelmenſtreiche. Jedes der Gedichte, die ihm nach einander vorgelegt wurden, erhielt von ihm neues Lob, und er ließ ſie auf der Stelle ſeiner Tochter übergeben, um ihr damit ein Vergnügen zu machen. Als Houngiu ſah, daß die

poetiſchen Talente Tchangfanjou's ſich auch nach Sſe Yeoupe's Abreiſe noch hervorthaten, ſchöpfte ſie einigen Verdacht; allein ſie wagte nicht, es ſelbſt ihrem Vater zu ſagen. So war Tchangfanjou, Kraft der neuen Probe ſeines Talents, in der Stellung geblieben, die er zuvor hatte, und alles ſchien noch ſeine Wünſche zu begünſtigen. —

Der edle Herr Pe war alſo im Geſpräche mit Tchangfanjou, als man ihm den Brief ſeines Schwagers, des edlen Herrn Gou, überbrachte. Pe öffnete ihn, und als er bey'm erſten Blick ſah, wovon die Rede war, fühlte er ſich eben ſo überraſcht als vergnügt; doch wollte er ſich vor Tchangfanjou nicht ausſprechen, und verſchloß den Brief in ſeinen Aermel. Hierauf nahm er die Beſuchskarte, und las folgendes: Ihr ſehr gehorſamer und ſehr unterthäniger Schüler und Diener Sſe Yeoute hat die Ehre, Ihnen ſeinen Reſpect zu bezeigen.

Pe ſtand ſogleich auf, und ſprach zu Tchangfanjou: „Mein Verwandter Gou empfiehlt mir einen ſeiner Schüler; er iſt ſchon hier; ich muß ihn alſo nothwendig empfangen.“ — „Das verſteht ſich von ſelbſt“, erwiederte Tchangfanjou, empfahl ſich, und kehrte in ſein Gemach hinter dem Garten zurück. Pe ging nach dem Vorhauſe, und beauftragte Jemand, den edlen Herrn Sſe einzuladen, daß er zu ihm hereintrete. Sſe Yeoute wechſelte Gewand und Mütze, und kam zu Fuße an Pe's Wohnung. Dieſer richtete vom Saale herab die Augen auf ihn, um zu ſehen, was es für ein Mann wäre. Was ihm auffiel, war:

„Das Neue und Geſuchte ſeiner Kleidung und ſeines Hauptſchmucks. Sein Gang war edel und ungezwungen. Er hatte etwas Corpulenz, eine ſchöne Geſtalt, und eine vortheilhafte Geſichtsbildung, aber mehr das Anſehn eines reichen Mannes, als das eines Mannes von Talent. Die Geſichtsfarbe war weiß und die Naſe roth; die ganze Figur ſchien von Wein und guter Mahlzeit belebt zu ſeyn. Man hätte ihn für einen wohlbegüterten Edelmann, und nicht für einen Bittſteller, gehalten. Seine Kleider, mit Gold und Jaspis überladen, zogen die Blicke auf ſich; das lange Gewand war vorn und hinten in Falten gelegt. Sein ganzes Verdienſt beſtand in dieſem ſchönen Aeuſſern.“ —

Wie Sſe Yeoute in den Saal trat, überreichte er Pe die Ceremonieenkarte, und wollte ihm den völligen Gruß geben. Pe weigerte ſich zwey bis dreymal; doch gab er am Ende nach, verlangte aber, daß Sſe Yeoute vor der Verbeugung ſein ſtädtiſches Kleid ablege. Nach den Grüßen nahm man mit ähnlichen Complimenten Platz, und als beyde ſaßen, eröffnete Pe zuerſt die Unterhaltung, und ſprach: „Schon längſt hat mein Verwandter Gou mir Ihr ſeltenes Verdienſt gerühmt und mir eine aufrichtige Achtung für Sie eingeflößt. Heute, da eine begünſtigte Pflanze ihre glücklichen Einflüſſe unter meinem Dache verbreitet, belebt von neuem ein ſüßer Troſt meine durch das Alter erſtarrten Gefühle.“ —

Sſe Yeoute antwortete ſchnell mit einer Verbeugung: „Ich bin nur ein armer Student, der noch wenig vorgerückt iſt und bisher nur ſchwache Fortſchritte gemacht hat. Ich beſitze keine Fähigkeit, und mein Talent iſt von

der geringſten Stufe. Aber der edle Herr Gou hat mich der Ehre ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und unter ſeinem Schirm habe ich die Verwegenheit, mich in dem Hauſe eines herrlichen Edelmanns vorzuſtellen, der mir wie der geheiligte Berg und wie die Geſtirne am Nordpol iſt. Ich demüthige meine Gedanken, indem ich meine Blicke erhebe. Nichts gleicht meiner Verwirrung und Beſchämung.“ — „Ich bin nur ein von Jahren geſchwächter Greis“, erwiederte Pe; „aber das günſtige Geſchick läßt mich noch in Ihnen einen Mann in der Blüthe des Alters finden, der dem Jaspis und den Edelſteinen gleicht.“ Darauf fragte er ſeinen Gaſt, welches der Ort ſeiner Wohnung ſey, und ob die väterliche Eſche und die Goldlilie *) in blühendem Stande wären. — „Ich hatte das Unglück, meinen Vater zu verlieren“, antwortete Sſe Yeoute. „Es blieb mir nur meine Mutter, die Wittwe iſt. Meine Wohnung liegt 17 bis 18 Meilen von hier, an einem Orte, den man Matchun nennt.“ — „Ach! Sie wohnen ſo nahe bey uns“! erwiederte Pe; „mein Alter iſt Schuld, daß ich wenig in der Welt erſcheine; aber ich bin darum nicht minder tief gerührt von dem Glanze eines Spiegels, der ſo rein wie das Eis iſt.“

Während ſie ſo ſprachen, ward von den Dienern der Thee gebracht; ſodann ſtand Sſe Yeoute auf, und bereitete ſich zum Weggehen. — „Da Sie“, ſagte Pe,

*) Die Eſche, ein Baum, der ſehr lange dauert, bezeichnet im dichteriſchen Sinn den Vater desjenigen, mit dem man ſpricht, ſo wie unter der Goldlilie die Mutter verſtanden iſt. Es heißt ihn mit andern Worten fragen: Ob die Urheber ſeiner Tage ſich wohl befänden.

„ſich die Mühe gaben, mir von ſo weit her einen Beſuch abzuſtatten, ſollte ich Ihnen eine kleine Mahlzeit anbieten; weil aber unſer freundſchaftliches Verhältniß erſt anfängt, ſo wage ich nicht, mich auf eine Art gegen Sie zu benehmen, welche der Höflichkeit ſo wenig angemeſſen iſt. Erlauben Sie alſo, daß ich einen glücklichern Augenblick wähle, um von Ihnen dieſe Ehre zu erbitten.“ — „Die Gunſt, womit Sie mich überhäufen“, antwortete Sſe Yeoute, „geht ſchon über die Gränzen aller meiner Hoffnungen. Welches Uebermaß von Ehrgeiz müßte mir eigen ſeyn, wenn ich noch ein Mehreres verlangen wollte?“ Hiemit machte er eine Verbeugung und nahm Abſchied. Pe geleitete ihn bis außerhalb der großen Pforte, und nach wiederholten Höflichkeitsbezeigungen trennten ſich beyde. Die Diener boten die Geſchenke an, womit ſie beladen waren. Pe bezeichnete deren von ſechs Gattungen, welche er annahm; alles übrige ward wieder zurückgetragen. Die ausnehmende Achtung, welche Pe ihm bezeigt, ließ Sſe Yeoute keinen Zweifel, daß ſeine Sache in gutem Gange ſey, und dieſer Gedanke machte ihn ſehr vergnügt. —

Kaum hatte Pe wieder ſein inneres Gemach betreten, als ſeine Tochter zu ihm kam. „Welche Beſuche hatteſt Du heute, mein Vater“? fragte ſie mit Neugierde. — „Heute“, antwortete Pe, „hatte ich keinen andern Beſuch, als den eines jungen Mannes, mit Namen Sſe, der mit einem Empfehlungsſchreiben Deines Oheims kam, um Dich zur Ehe zu begehren.“ Hiemit holte er den Brief des Doctors Gou, und gab ihn ſeiner Tochter. Dieſe nahm ihn, und erkannte, als ſie die Augen darauf warf,

poetischen Talente Tchangfanjou's sich auch nach Sse Yeoupe's Abreise noch hervorthaten, schöpfte sie einigen Verdacht; allein sie wagte nicht, es selbst ihrem Vater zu sagen. So war Tchangfanjou, Kraft der neuen Probe seines Talents, in der Stellung geblieben, die er zuvor hatte, und alles schien noch seine Wünsche zu begünstigen. —

Der edle Herr Pe war also im Gespräche mit Tchangfanjou, als man ihm den Brief seines Schwagers, des edlen Herrn Gou, überbrachte. Pe öffnete ihn, und als er bey'm ersten Blick sah, wovon die Rede war, fühlte er sich eben so überrascht als vergnügt; doch wollte er sich vor Tchangfanjou nicht aussprechen, und verschloß den Brief in seinen Aermel. Hierauf nahm er die Besuchskarte, und las folgendes: Ihr sehr gehorsamer und sehr unterthäniger Schüler und Diener Sse Yeoute hat die Ehre, Ihnen seinen Respect zu bezeigen.

Pe stand sogleich auf, und sprach zu Tchangfanjou: „Mein Verwandter Gou empfiehlt mir einen seiner Schüler; er ist schon hier; ich muß ihn also nothwendig empfangen.“ — „Das versteht sich von selbst“, erwiederte Tchangfanjou, empfahl sich, und kehrte in sein Gemach hinter dem Garten zurück. Pe ging nach dem Vorhause, und beauftragte Jemand, den edlen Herrn Sse einzuladen, daß er zu ihm hereintrete. Sse Yeoute wechselte Gewand und Mütze, und kam zu Fuße an Pe's Wohnung. Dieser richtete vom Saale herab die Augen auf ihn, um zu sehen, was es für ein Mann wäre. Was ihm auffiel, war:

„Das Neue und Geſuchte ſeiner Kleidung und ſeines Hauptſchmucks. Sein Gang war edel und ungezwungen. Er hatte etwas Corpulenz, eine ſchöne Geſtalt, und eine vortheilhafte Geſichtsbildung, aber mehr das Anſehn eines reichen Mannes, als das eines Mannes von Talent. Die Geſichtsfarbe war weiß und die Naſe roth; die ganze Figur ſchien von Wein und guter Mahlzeit belebt zu ſeyn. Man hätte ihn für einen wohlbegüterten Edelmann, und nicht für einen Bittſteller, gehalten. Seine Kleider, mit Gold und Jaspis überladen, zogen die Blicke auf ſich; das lange Gewand war vorn und hinten in Falten gelegt. Sein ganzes Verdienſt beſtand in dieſem ſchönen Aeuſſern.“ —

Wie Oſe Yeoute in den Saal trat, überreichte er Pe die Ceremonieenkarte, und wollte ihm den völligen Gruß geben. Pe weigerte ſich zwey bis dreymal; doch gab er am Ende nach, verlangte aber, daß Oſe Yeoute vor der Verbeugung ſein ſtädtiſches Kleid ablege. Nach den Grüßen nahm man mit ähnlichen Complimenten Platz, und als beyde ſaßen, eröffnete Pe zuerſt die Unterhaltung, und ſprach: „Schon längſt hat mein Verwandter Gou mir Ihr ſeltenes Verdienſt gerühmt und mir eine aufrichtige Achtung für Sie eingeflößt. Heute, da eine begünſtigte Pflanze ihre glücklichen Einflüſſe unter meinem Dache verbreitet, belebt von neuem ein ſüßer Troſt meine durch das Alter erſtarrten Gefühle.“ —

Oſe Yeoute antwortete ſchnell mit einer Verbeugung: „Ich bin nur ein armer Student, der noch wenig vorgerückt iſt und bisher nur ſchwache Fortſchritte gemacht hat. Ich beſitze keine Fähigkeit, und mein Talent iſt von

der geringsten Stufe. Aber der edle Herr Gou hat mich der Ehre seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und unter seinem Schirm habe ich die Verwegenheit, mich in dem Hause eines herrlichen Edelmanns vorzustellen, der mir wie der geheiligte Berg und wie die Gestirne am Nordpol ist. Ich demüthige meine Gedanken, indem ich meine Blicke erhebe. Nichts gleicht meiner Verwirrung und Beschämung." — „Ich bin nur ein von Jahren geschwächter Greis", erwiederte Pe; „aber das günstige Geschick läßt mich noch in Ihnen einen Mann in der Blüthe des Alters finden, der dem Jaspis und den Edelsteinen gleicht." Darauf fragte er seinen Gast, welches der Ort seiner Wohnung sey, und ob die väterliche Esche und die Goldlilie *) in blühendem Stande wären. — „Ich hatte das Unglück, meinen Vater zu verlieren", antwortete Sse Yeoute. „Es blieb mir nur meine Mutter, die Wittwe ist. Meine Wohnung liegt 17 bis 18 Meilen von hier, an einem Orte, den man Matchun nennt." — „Ach! Sie wohnen so nahe bey uns"! erwiederte Pe; „mein Alter ist Schuld, daß ich wenig in der Welt erscheine; aber ich bin darum nicht minder tief gerührt von dem Glanze eines Spiegels, der so rein wie das Eis ist."

Während sie so sprachen, ward von den Dienern der Thee gebracht; sodann stand Sse Yeoute auf, und bereitete sich zum Weggehen. — „Da Sie", sagte Pe,

*) Die Esche, ein Baum, der sehr lange dauert, bezeichnet im dichterischen Sinn den Vater desjenigen, mit dem man spricht, so wie unter der Goldlilie die Mutter verstanden ist. Es heißt ihn mit andern Worten fragen: Ob die Urheber seiner Tage sich wohl befänden.

„ſich die Mühe gaben, mir von ſo weit her einen Beſuch abzuſtatten, ſollte ich Ihnen eine kleine Mahlzeit anbieten; weil aber unſer freundſchaftliches Verhältniß erſt anfängt, ſo wage ich nicht, mich auf eine Art gegen Sie zu benehmen, welche der Höflichkeit ſo wenig angemeſſen iſt. Erlauben Sie alſo, daß ich einen glücklichern Augenblick wähle, um von Ihnen dieſe Ehre zu erbitten.“ — „Die Gunſt, womit Sie mich überhäufen“, antwortete Sſe Yeoute, „geht ſchon über die Gränzen aller meiner Hoffnungen. Welches Uebermaß von Ehrgeiz müßte mir eigen ſeyn, wenn ich noch ein Mehreres verlangen wollte?“ Hiemit machte er eine Verbeugung und nahm Abſchied. Pe geleitete ihn bis außerhalb der großen Pforte, und nach wiederholten Höflichkeitsbezeigungen trennten ſich beyde. Die Diener boten die Geſchenke an, womit ſie beladen waren. Pe bezeichnete deren von ſechs Gattungen, welche er annahm; alles übrige ward wieder zurückgetragen. Die ausnehmende Achtung, welche Pe ihm bezeigt, ließ Sſe Yeoute keinen Zweifel, daß ſeine Sache in gutem Gange ſey, und dieſer Gedanke machte ihn ſehr vergnügt. —

Kaum hatte Pe wieder ſein inneres Gemach betreten, als ſeine Tochter zu ihm kam. „Welche Beſuche hatteſt Du heute, mein Vater“? fragte ſie mit Neugierde. — „Heute“, antwortete Pe, „hatte ich keinen andern Beſuch, als den eines jungen Mannes, mit Namen Sſe, der mit einem Empfehlungsſchreiben Deines Oheims kam, um Dich zur Ehe zu begehren.“ Hiemit holte er den Brief des Doctors Gou, und gab ihn ſeiner Tochter. Dieſe nahm ihn, und erkannte, als ſie die Augen darauf warf,

den Namen Sse. Sie war darüber entzückt, weil sie nicht zweifelte, daß es Sse Yeoupe sey, und ihre Freude ward noch dadurch vermehrt, daß ihr Oheim diesen nämlichen Sse Yeoupe schon vorher für sie gewählt hatte. Diesen Gedanken hegend, fragte sie absichtlich: „Und wie ist der Beyname dieses jungen Mannes? Hat er auch wirklich so gute Eigenschaften, wie mein Oheim sagt?“ — „Sein Beyname“, erwiederte Pe, „ist Yeoute. Es ist der nämliche, von dem Dein Oheim mir vor einiger Zeit sprach, und der den ersten Platz bey der Prüfung erhalten hat, ein talent- und verdienstvoller junger Mann. Er rühmt mir ihn noch sehr in seinem heutigen Briefe. Erst vor einem Augenblick habe ich diesen Mann gesehen. Sein Aeusseres ist ziemlich vortheilhaft, und seiner Unterhaltung fehlt das Angenehme nicht. Ob er aber ein grosses Verdienst hat, dessen bin ich noch nicht recht versichert.“ —

Houngiu's Geist war, als ihr Vater den Sse Yeoute nannte, ganz mit dem Namen Sse Yeoupe beschäftigt. Sie nahm daher einen für den andern, und schöpfte darin nicht den mindesten Verdacht. Aber ein wenig betroffen über das, was ihr Vater hinzugefügt, daß er nämlich noch nicht recht versichert sey, ob der junge Sse Verdienst habe, sprach sie: „Wenn mein Oheim diesen jungen Mann für Deine Tochter gewählt, so hat er sich nicht im Zwischenraume vom Morgen bis zum Abend entschieden. Er muß etwas Empfehlenswerthes an ihm gefunden haben. Wie kommt es, mein Vater, daß Du und mein Oheim hierin nicht gleicher Meinung sind.“ — „Ich habe ihn heute nur einen Augenblick gesehen“, antwortete

Pe. Es iſt leicht möglich, daß ich ihn nicht durchaus erforſcht habe. Ich werde ihn jedoch an irgend einem andern Tage zu Tiſch einladen und auf das genaueſte prüfen. Es bleibt hier nur etwas zu bedenken, daß nämlich jener Herr Tchang noch hier iſt, und ich weiß wahrlich nicht, wozu ich mich ſeinethalben entſchließen ſoll.“ — „Es muß kein Vorzug ſtatt finden“, erwiederte Houngiu; „in Deinen Augen, mein Vater, ſollen nur Talent und Annehmlichkeit die Wahl entſcheiden.“ — „Was die Figur anlangt“, ſagte Pe, „ſo ſcheint mir der junge Oſe, obſchon er nicht vollkommen den Kleinodien einer Krone gleichen mag, den Tchang zu übertreffen. Iſt aber die Rede vom Talent, ſo hat der junge Tchang mehrere Gedichte verfertigt, die mir ein großes Vergnügen ſchufen. Oſe hat für ſich nur die Empfehlung Deines Oheims. Ich habe ihn noch nicht auf die Probe geſtellt, und darum bin ich noch in Ungewißheit.“ —

Houngiu, in Betrachtungen vertieft, dachte bey ſich ſelbſt, daß Oſe und Tchang ſo weit von einander verſchieden wären, als der Himmel von dem Abgrunde. Wie kam es, daß ihr Vater, der wegen ſeiner Menſchenkenntniß ſo berühmt war, einen ſolchen Irrthum begehen konnte? Er mußte wahrlich in dieſem Moment eine Art von Staar auf den Augen haben. Er brauchte ja nur die beyden jungen Leute zuſammen zu ſtellen, um ſelbſt den Jaspis vom Kieſelſteine zu unterſcheiden. Sie wandte ſich alſo wieder an Pe mit den Worten: „Die Gewäſſer des King und des Weï vermiſchen ſich nicht miteinander, und das Weiße kann nicht für das Schwarze genommen werden. Wenn Dich, mein Vater, einiger Zweifel zurückhält

was hindert, daß man die beyden Freier in dem nämlichen Gemache vereint, und daß man sie durch die Wahl eines Stoffs, den Du ihnen zu behandeln gibst, einer Prüfung unterwirft? Hierdurch erkennst Du nicht allein, wer von beyden Verdienst hat, und wer es nicht besitzt, sondern keiner hat auch, wenn Du sodann einen verabschiedest und dem andern den Vorzug einräumst, Ursache sich zu beklagen." — „Du hast vollkommen Recht", antwortete Pe. „Morgen sende ich dem jungen Sse eine Einladung; zugleich ersuche ich den jungen Tchang, mir Gesellschaft zu leisten, und wähle in der nämlichen Stunde einen etwas schwierigen Stoff zur Dichtung, womit ich sie prüfe. Auf diese Art müssen wir endlich erfahren, auf welcher Seite die Stärke oder die Schwäche sey." —

Wenn Wind und Regen sich erhebt, entflieh'n
Zugleich dem Sturm die Schwalben und die Falken.
Verkündete sein Reich der Frühling nicht
Durch junges Laubgesproß, so täuschte noch
Das Moos durch grüner Farbe Schmuck die Augen.

Wir lassen den Vater und die Tochter sich miteinander berathschlagen. Tchangfanjou stand, wie man weiß, in innigem Verkehr mit Pe's Dienerschaft. Den Tag darauf, als Sse Yeoute seinen Heyrathsantrag gemacht, wurde Tchangfanjou sogleich von einem aus dem Hause davon benachrichtigt. Er war ganz bestürzt, und fragte: „Wer ist dieser Mensch?" — Der Ueberbringer antwortete, es wäre ein Baccalaureus aus dem Collegium von Kinling, Namens Sse Yeoute. Als Tchangfanjou dieses hörte, gab er, durch die Aehnlichkeit der Aussprache getäuscht, nicht auf den Buchstaben acht, und hatte keinen Zweifel, daß es Sse Yeoupe

wäre. „Der Narr“! ſprach er bey ſich ſelbſt; „ich fragte mich noch, warum er ohne Abſchied von mir weggereiſ't wäre, und ſiehe da! es geſchah, um den Doctor Gou aufzuſuchen und ihn zu bitten, daß er ſein Vermittler ſeyn und zu ſeinen Gunſten ſchreiben wolle. Muß der eine ſchon abgeſchloſſene Sache zerſtören? Wie verhaßt iſt er mir! Und zudem bin ich, der ich mich in einer Heyrathsabſicht hier niedergelaſſen habe, nur als Gaſt und unter einem andern Vorwand aufgenommen, und er kommt daher, und macht öffentlich und ohne Umſchweif ſeinen förmlichen Antrag. Wenn man uns zuſammenſtellt, kann ich nicht über ihn triumphiren. An Geſtalt bin ich ihm nicht überlegen, und was weiter meine Verſe auf die Frühlingsweiden und mein Lied auf den rothblühenden Birnbaum betrifft, ſo hat er ſie verfertigt. Unterhält ſich Pe nur eine Stunde mit ihm, dann entdeckt er alles; man wird ſeinen Antrag bewilligen, und ich bin, trotz allen Hülfsmitteln meines Geiſtes, zu Schanden gemacht. Damit die Sachen nach meinem Wunſche gehen, muß ich ſchlechterdings eine Liſt erſinnen, vermittelſt deren man ihn von der Thüre weiſ't.“ — Nach einiger Ueberlegung kam ihm plötzlich ein Gedanke. „Der junge Sſe“, ſprach er, „hat mir geſagt, daß der Doctor Gou ihm eine ſeiner Töchter vorgeſchlagen, daß er dieſelbe verweigert habe, und daß der Doctor darum ſehr aufgebracht gegen ihn ſey. Wie kommt es nun, daß er dieſen wählte, um über ſeine Heyrath zu unterhandeln? Es liegt etwas ganz Ungewöhnliches darin.“ —

Inmitten dieſer Zweifel ſah er den Thürhüter Tchoungyöung kommen, der ihm ein Einladungsbillet brachte.

„Mein Gebieter“, ſagte er, „bittet Sie, mein Herr, morgen, nebſt dem jungen Herrn Sſe, der von Kinling angekommen iſt, mit ihm zu ſpeiſen.“ — „Ihr kommt gerade recht, mein Freund“, erwiederte Tchangfanjou. „Ich wollte Euch wirklich etwas fragen. Welches Geſchäft führt dieſen Herrn Sſe, der geſtern Euern Gebieter beſuchte, hieher“? — „Es iſt“, verſetzte der Thürhüter, „ein junger Mann, welchen der edle Herr Gou, der Oheim des Fräuleins, empfahl, damit ſie ihm zur Ehe gegeben werde.“ — „Und welche treffliche Eigenſchaften findet der Oheim Euerer Gebieterin an dieſem jungen Mann, um ihn auf ſolche Art zu empfehlen“? fragte jener. — „Das iſt“, war die Antwort, „eine Geſchichte, die ſehr weitläuftig zu erzählen wäre. Als mein Herr bey Hofe war, verlebte meine junge Gebieterin einige Zeit in dem Hauſe ihres edlen Herrn Oheims. Damals wollte dieſer, welcher wußte, daß der junge Sſe den erſten Platz bey der Prüfung erhalten, und der zudem, ich weiß nicht wo, ſchöne Verſe von ihm geſehen hatte, er ſolle das Fräulein heyrathen. Aber Herr Sſe weigerte ſich, wodurch die Sache fehlſchlug. Seit einiger Zeit hat er — warum, iſt mir unbekannt — ſeine Meinung geändert, und darum hat ihm der Oheim des Fräuleins einen Empfehlungsbrief gegeben, mit welchem er hieher gekommen iſt.“ — Tchangfanjou antwortete mit kaltlächelnder Miene: „Wenn es ſo ſteht, ſo war es nur zum eiteln Schein, daß Euer Herr und ſeine Tochter angekündet, ſie wollten einen Mann von Talent wählen. Man brauchte ja nur die Empfehlung irgend einer vornehmen Perſon für ſich zu haben.“ — „Was ſagen Sie da, mein Herr“?

versetzte der Thürhüter. „Nur darum gibt mein Gebieter dem Herrn Sse den Vorzug, weil er ein wahres Talent in ihm findet. Das ist gar kein eitler Schein.“ — „Alter Freund“, erwiederte jener, „habt Ihr so stumpfe Augen? Ihr habt doch diesen Menschen gesehen. Es ist der nämliche, der ohnlängst mit mir seine Verse auf die Frühlingsweiden überbrachte, womit Euer Herr und seine Tochter so wenig zufrieden waren, und die beyde nur belustigten.“ — „Der wäre es, Herr Tchang“? sagte der Thürhüter. „O ich erinnere mich vollkommen gut desjenigen, welcher damals, wie Sie sagen, mit Ihnen kam; es war ein sehr wohlgestalteter Jüngling; aber Herr Sse, von dem wir sprechen, ist, ohne besonders alt zu seyn, ein starker und kräftiger Mann. Es ist wahrlich derselbe nicht.“ — „Er ist es nicht?“ rief Tchangfanjou ganz erstaunt. „Wie kommt es denn, daß er sich auch Sse Yeoupe nennt“? — „Auf seinem Billet steht Sse Yeoute“, antwortete der Thürhüter. — „Wie schreibt er seinen Beynamen“? fragte Tchangfanjou weiter. — „Es steht da“, war die Antwort, „yeou, welches haben, und te, welches Tugend bedeutet.“ — Als Tchangfanjou diese Erklärung hörte, rief er eben so freudig als überrascht: „Das ist doch höchst sonderbar! Wie? es gäbe also noch einen zweyten“? — „Mein Herr“, sagte der Thürhüter, „Sie werden morgen bey ihm seyn, und erfahren, was daran ist. Sie haben die Einladungskarte erhalten. Diese da muß ich noch dem Herrn Sse überbringen.“ — Hiemit legte er die Karte nieder, und ging ab. —

Tchangfanjou war in Betrachtungen versenkt.

Zwölftes Kapitel.

Die Thorheit in den letzten Zügen verräth sich am Ort der Prüfung selbst.

Ihr prahlt zu früh', und könnt doch Euern Muth
Durch nichts rechtfert'gen; allzu achtlos dünkt
Der Himmel, schwache Kämpfer, Euch zu seyn!
Für weniges Versehn, das zum Gewinn
Euch ausschlug, habt den Argwohn Ihr vergessen,
Ihn, dessen Mass' unmerkbar schon sich häuft.
Drangt Ihr auch ein, so stellt sich Euern Wünschen
Die feste Mau'r entgegen: Harmonie
Naht unbewußt die Seelen schon einander,
Die einst ein holdes Band umschlingen soll.
Längst hat des Weisen Spruch die Kunst gelehrt,
Den Menschen zu erkennen: Seht worauf
Er sich verläßt, und was ihn ruhig macht! —

Nachdem Pe am folgenden Tage alle Anstalten für die Mahlzeit treffen lassen, kam er gegen die Mittagsstunde zu Tchangfanjou, und ersuchte denselben, sich mit ihm nach dem Pavillon der ländlichen Träume zu begeben, um das Vergnügen der Unterhaltung zu genießen. Im Gespräche fragte ihn Tchangfanjou, ob Herr Sse, der junge Mann, welcher den Tag zuvor von seinem Schwager, dem edlen Herrn Gou, ihm zugewiesen worden, schon ehemals mit diesem in Verbindung gestanden sey, oder ob er ihn erst neu kennen gelernt habe. — „Es ist keine sehr alte Bekanntschaft", antwortete Pe. „Als mein Schwager zum Tempel des Thals der Unsterblichen

ging, um sich am Anblick der Pflaumenbäume in ihrer Blüthe zu erfreuen, sah er an der Mauer Verse dieses jungen Mannes, die er sehr anmuthig fand, und dies hat zuerst seine Aufmerksamkeit erregt. In der Folge vernahm er, daß der edle Herr Li, Examinator des Collegiums, jenem bey der Prüfung den ersten Platz ertheilt habe, und daher entstand sein Gedanke, ihn mit meiner Tochter zu verheyrathen. Gegen alles Erwarten blieb der junge Mensch nur auf seiner eignen Idee, und schlug das Anerbieten meines Schwagers aus. Dies verdroß den letztern; er beklagte sich bey dem edlen Herrn Li; und man nahm dem jungen Sse den Platz, welchen er bey der Prüfung erhalten hatte. — Mein Schwager erzählte mir die ganze Geschichte nach meiner Rückkehr in die Hauptstadt. Aber ich gab nicht viel darauf acht, und hatte bald alles das aus dem Auge verloren. Ich weiß nicht, welche Wendung die Sache nahm; aber kürzlich erhielt ich einen Brief von meinem Schwager, welcher mir anzeigt, daß der junge Mann seine Meinung geändert, und mir ihn zum zweytenmal mit dringender Bitte empfiehlt. Gestern sah ich ihn; aber ich konnte mich in Zeit einer Stunde nicht von seinen trefflichen Eigenschaften überzeugen, und es bleibt mir darüber noch viele Ungewißheit. Indessen erlaubt mir der Brief meines Schwagers keinen übeln Empfang, und darum habe ich ihn eingeladen, heute mit mir zu speisen. — Ich zähle, wenn ein Ruhepunkt der Mahlzeit eintritt, auf Ihr Talent, sey es in Versen oder in Prosa, damit er zu einer Antwort genöthigt werde. Wenn er kein wahres Verdienst besitzt, so wird mir dieses bey meinem Schwager zur Entschuldigung dienen." — „Ist

dem so", erwiederte Tchangfanjou, „dann können Sie, edler Herr, sich mit eigenen Augen davon überzeugen, und haben keine neue Prüfung nöthig. Aber wie ist der Beyname dieses Herrn Sse in dem Briefe Ihres edlen Herrn Anverwandten geschrieben?" — „Der Brief", war die Antwort, „meldet ihn ganz einfach unter dem Namen des Herrn Sse, ohne seinen Beynamen anzuzeigen. Aber auf seiner Visitenkarte, die ich gestern sah, bemerkte ich, daß er sich Sse Yeoute nennt." — Tchangfanjou lachte, und schwieg. „Meister", fragte Pe, „warum lachen Sie? Sollten Sie in Betreff des jungen Mannes etwas erfahren haben"? — Tchangfanjou fuhr fort zu lachen; dann sprach er: „Mag ich etwas erfahren haben, oder nicht, so bitte ich Sie, edler Herr, mich nicht zu befragen; ich würde mir nicht erlauben, Ihnen etwas davon mitzutheilen. Dieselben sind scharfsichtig und erleuchtet; Sie brauchen nur den Glanz Ihres Geistes auf die Dinge zu werfen, so Ihre Aufmerksamkeit erregen." — „Wir sind freundschaftlich verbunden", sagte Pe. „Warum sollten Sie sich nicht klar aussprechen. Wenn Sie etwas zu sagen haben, und doch schweigen, so hindert Sie eine fremde Rücksicht." — Tchangfanjou nahm seine gewöhnliche Miene wieder an. „Wie soll ich mich aussprechen"? sagte er. „Ich kann etwas gehört haben, ohne dessen recht gewiß zu seyn. Bey'm Schweigen kommt mir die Furcht, daß irgend ein Irrthum eine wichtige Sache stören möchte, und bey'm Reden scheue ich den Vorwurf der Verläumdung. Dies allein hält mich zurück." — „Das Wahre und das Falsche bekämpfen sich öffentlich", sagte Pe, „und es ist hier keineswegs die Rede

von Verläumdung. Ich bitte, haben Sie die Güte, mir die Sache zu erklären.“ — „Weil Sie, edler Herr, ſo darauf dringen“, antwortete Tchangfangjou, „kann ich nicht umhin, Denſelben Genüge zu leiſten. Was ich hörte, iſt, daß der junge Sſe, welcher Ihnen von Ihrem edlen Herrn Anverwandten zugewieſen ward, wohl ein Sſe, aber nicht der nämliche, ſey.“ — „Ich beſinne mich eben auf den Vornamen“, ſagte Pe, „den mein Verwandter, als er mir von ihm ſprach, genannt hat. So viel mir erinnerlich iſt, war er allerdings Yeoute. Welcher andere des Namens Sſe könnte es ſeyn?“ — „Die Ausſprache hat Aehnlichkeit“, erwiederte Tchangfanjou; „aber ein Buchſtabe iſt verſchieden. Derjenige, den Ihr Verwandter wählte, iſt Sſe Yeoupe und nicht Sſe Yeoute.“ — „Wie, es ſind deren zwey?“ rief Pe ganz überraſcht. „Und mein Schwager iſt nach Hof gereiſ't; wie kann man ſie nun unterſcheiden?“ — „Das iſt nicht ſehr ſchwer“, war die Antwort. „Sie, edler Herr, brauchen ſich nur erkundigen zu laſſen, ob der, ſo bey der letzten Prüfung den erſten Platz erhielt, Sſe Yeoupe oder Sſe Yeoute heißt, und alles wird aufgeklärt ſeyn.“ — „Sie haben Recht“, ſagte Pe. Und ſogleich ſandte er einen ſeiner Diener ab, um die Thatſache zu bewahrheiten. Als eben das Geſpräch zu Ende war, meldete man die Ankunft des edlen jungen Herrn Sſe. Pe ließ ihn bitten, hereinzutreten. Tchangfanjou machte ihm die erſte Verbeugung; ſodann erzeigte Pe ihm dieſelbe Ehre, und nach vollendeten Höflichkeitsbezeigungen nahm man in der Ordnung, wie ſie für Gäſte und den Hausherrn vorgeſchrieben iſt, Platz: Sſe

Yeoute auf der linken, Tchangfanjou auf der rechten Seite, und Pe nach der rechten zu und etwas tiefer. Diese Anstalten nöthigten die Gesellschaft, sich ein wenig mit gleichgültigen Gegenständen zu beschäftigen. Hierauf nahm Pe das Wort: „Meine Gemüthsart", sagte er, „läßt mich das Talent über alles schätzen. In vergangenen Zeiten, als ich meine Schritte an den Hof des Monarchen trug, war ich unaufhörlich bemüht, es aufzusuchen, und meine Anstrengungen waren vergebens. Welches Glück, daß ich heute zwey weise Männer in dem engen Raume dieses Hauses vereinigen kann!" — „Mein ehrwürdiger Meister", antwortete Sse Yeoute, „Ihre Worte können auf den edlen Herrn Tchang sehr wohl angewandt seyn. Was mich, Ihren Schüler, betrifft, so verstehe ich nicht die große Kunst, mir ein fremdes Verdienst anzumaßen, und mich in den Augen der Menschen mit trefflichen Eigenschaften zu schmücken, die ich nicht besitze. Weit entfernt, meine Kräfte in einer solchen Unternehmung zu erschöpfen, würde ich fürchten, daß, wenn ich mit dem edlen Herrn Tchang gemeinschaftlich ein Gebäude aufführen sollte, ich nur schlechte Materialien gegen Perlen und Jaspis stellen könnte." — „Ich bin nur ein Gelehrter von der letzten Klasse", erwiederte Tchangfanjou, „und nur die Nachsicht und ausnehmende Güte des edlen Herrn Pe flößten mir das Vertrauen ein, hier einen Titel anzunehmen und Dienste zu erfüllen, die mich ehren. *) Nicht so verhält es sich mit dem edlen Herrn

*) Wörtlich: Das Pferd, so tausend Unzen Gold schwer ist, zu machen.

Sse; er ist in der That geeignet, an der Spitze zu marschiren und allen seinen Nebenbuhlern vorzueilen; er ist in allem des Vorzugs würdig, den Sie, edler Herr, und Ihr ruhmreicher Schwager ihm gewähren." — „Sie sind beyde Männer von Talent, meine Herren", sagte Pe. „Einer von ihnen ist wie der Drache, der seinen Weg durch die Wolken nimmt, und der andere wie der Storch *), von dessen Tönen die Wiese wiederhallt. Würdige Nebenbuhler, die ein löblicher Nacheifer entflammt! Wenn man einen Preis aussetzt, der Ihrer Anstrengungen werth ist, so glaube ich, daß man nicht weiß, welche Hand den Hirsch gefällt hat. **) Ich mag meine Blicke zur Rechten oder zur Linken wenden, so fühle ich die gleiche unaussprechliche Hochachtung." — Die Unterhaltung ward noch einige Zeit in diesem Tone fortgeführt, als die Diener hereintraten, um zu melden, daß aufgetragen sey. Pe bat seine Gäste, sich an die Tafel zu setzen, und wie zuvor, nahm Ssse Yeoute den linken, Tchang fanjou den rechten, und Pe den untersten Platz ein. — Nachdem mehrmals der Wein im Kreise herumgegangen war, knüpfte Pe die Unterhaltung wieder an. „Als in früherer Zeit" sagte er, „der edle Herr Li bey Hofe war, betrachtete ihn jeder als einen Mann, dessen Ver-

*) Wir würden die Vergleichung mit dem Schwan vorziehen; aber der Storch ist in China sehr geachtet, und spielt eine große Rolle in der Mythologie.

**) Man fand schon dieses Sprüchwort an früheren Stellen. Es gehört zu denen, welche man anführt, wenn zwey Dinge gleichen Werth haben, oder wenn es schwer ist, dieses zu erörtern und einem oder dem andern den Vorzug zu geben.

dienſt viele Hoffnung gab; auch wurde er zum General-Examinator der Provinz Nanking erwählt. Weil er aber einen Namen wie den Übrigen, Herr Sſe, auf die Liſte ſchreiben konnte, ſo muß man ſagen, daß die Hoffnungen, ſo man von ihm gehegt, nicht übel gegründet waren." — „Wenn Sie von Ihrem Schüler ſprechen", erwiederte Sſe Yeoute, „dann kann man ſagen, daß Sie ein Fiſchauge für eine Perle nehmen. Meine Bezeichnung könnte zwar dem Glanze des Spiegels unſers ruhmvollen Meiſters ſchaden; aber man muß ſagen, daß er in der Kunſt, Leute von Verdienſt zu unterſcheiden und zu belohnen, Kiahou gleich iſt." — „Edler Herr Sſe", ſagte Tchangfanjou, „Sie haben ſich vom erſten Augenblick an als einen rühmlichen Gelehrten zu erkennen gegeben, und wenn der edle Herr Examinator auf ſeinen Herbſt-Umreiſen Aehnliche zu bezeichnen findet, ſo wird dadurch die Wiſſenſchaft mit neuem Glanze beſtrahlt. Aber bey dem Verfall, in den die Sitten heut zu Tage gerathen ſind, erleuchtet kaum die Sonne einen Mann von wahrem Verdienſt, ſo entſteht auch ſogleich ein Schatten, der ſich ihm anhängt, wie die Kobolde der Gebirge, oder wie die Dämonen der Flüſſe. Es iſt eine wahre Schande, daß ein ſolcher Mißbrauch öffentlich, bey hellem Tage, unter dem klaren Himmel, ſtatt haben darf." —

Sſe Yeoute fühlte die Abſicht dieſer Rede, und verſtand recht gut, daß Tchangfanjou ihn damit bezeichnen wollte. Er antwortete alſo: „Diejenigen, welche Augen haben, wiſſen ohne Mühe die Leute, von denen Sie ſprechen, zu unterſcheiden. Wahrhaft ſchimpflich aber iſt es, daß man eine Klaſſe von Elenden ſehen muß, welche

die Werke Anderer bestehlen und sich die Ehre derselben zueignen, um sich hierdurch bey den Großen einzuschleichen und empor zu kommen. Wäre es sogar bey wenigem Hellsehen nicht lächerlich, wenn man dergleichen Betrug vor Augen hätte und sich dennoch täuschen ließe?" — „Was Sie da sagen", erwiederte Pe, „kann wohl geschehen seyn; jedoch die Verblendung währt nur einige Zeit, und es ist schwer, sie zu unterhalten." —

Das Gespräch dauerte noch in diesem bittern Tone fort, und die beyden Gegner versetzten sich Schlag auf Schlag. Pe hörte aufmerksam zu, und schrieb sich alles in das Gedächtniß.

Man war schon lange bey'm Trinken, und die Diener fragten, ob sie abtragen sollten. Pe lud seine Gäste ein, mit ihm in dem Pavillon der ländlichen Träume einen Spaziergang zu machen. Man wusch sich die Hände, und Tchangfanjou ging in sein Gemach am Ende des Gartens, um andere Kleider anzulegen. Pe blieb mit Sse Yeoute allein, und wechselte seine Tracht in dem Pavillon. Sodann vergnügte man sich, ein blühendes Gebüsch, das sich der Treppe gegenüber befand, und Inschriften, die an den Wänden des Pavillons aufgehangen waren, zu betrachten. Hierunter waren die Verse auf die Frühlingsweiden und der Gesang auf den rothblühenden Birnbaum, von Tchangfanjou's Hand geschrieben. Sse Yeoute durchlief diese Inschriften, und Pe sagte, indem er mit dem Finger darauf wies: „Das hier ist das Werk des edlen Herrn Tchang. Ich schätze dergleichen Dichtungen sehr. Prüfen Sie solche doch ein wenig, mein Herr, und sagen Sie mir Ihre Meinung darüber!" —

Sse Yeoute trat eilends näher, und als er auf den ersten Blick sah, daß es die nämlichen Gedichte waren, welche Sse Yeoupe niedergeschrieben hatte, lächelte er und antwortete ganz kalt: „Ja, es sind schöne Verse.“ — Pe urtheilte aus Sse Yeoute's Lächeln, daß er einen Grund dazu haben müsse. Er fragte ihn also darüber mit den Worten: „Ich habe Sie um Ihre Meinung gebeten. Dies ist aber nicht alles, was Sie davon denken. Sie haben seltene Kenntnisse, mein Herr. Finden Sie darin einige Unvollkommenheiten, so dürfen Sie mir solche nur anzeigen.“ — Sse Yeoute antwortete schnell mit einer Verbeugung: »Ihr Schüler würde sich so etwas nicht erlauben. Die Verse sind vollkommen schön und geistreich; es ist nichts dabey zu erinnern. Was sollte ich noch darüber zu sagen wissen? Allein . . .“ Hier unterbrach er sich selbst, und schwieg. — „Haben Sie die Güte, mich zu unterrichten!“ sagte Pe dringend; „was ist Ihr geheimer Gedanke? Nichts hindert, mir ihn mitzutheilen.“ — „Es ist hier kein sonderliches Geheimniß“, erwiederte Sse Yeoute; „allein ich hatte schon diese beyden Stücke gesehen.“ — „Und wo war das?“ fragte Pe. — „Einer meiner Freunde hat mir sie gezeigt“, antwortete jener. „Er sagte mir, daß er Sie Ihnen im zweyten Monde dieses Frühlings gesandt, und daß Sie, mein ehrwürdiger Meister, ihm nicht den Empfang gemeldet hätten. — Unwillig, daß sein Talent ihm so schlecht gedient, zog sich mein Freund zurück, und ich war über alles das um seinetwillen sehr betrübt. Ich habe keineswegs die Absicht, den Werth des Schatzes, welchen Sie besitzen, zu schmälern. Aber wie kommt es, daß die

Gedichte des edlen Herrn Tchang ſich in keinem Wort von dieſen hier unterſcheiden? Das iſt doch etwas durchaus Ungewöhnliches.“ — Pe war ſehr überraſcht. „Seit einem ganzen Monate“, ſagte er, „habe ich Niemand anders hierher kommen ſehen.“ — „Mir ſcheint“, erwiederte Sſe Yeoute, „daß jener und der edle Herr Tchang zu gleicher Zeit gekommen ſind. Sie dürfen, ehrwürdiger Meiſter, nur Ihre Pforten-Regiſter unterſuchen.“ — „Wer iſt der Freund, von dem Sie ſprechen“? fragte Pe. Aber Sſe Yeoute hatte nicht die Zeit zu antworten, weil Tchangfanjou, der ſeine Kleidung gewechſelt, zurückkam. Beyde ſchwiegen darum, und Pe lud ſeine Gäſte ein, ſich an den Tiſch zu ſetzen. Nachdem man noch einige Zeit getrunken, nahm Pe wieder das Wort. „Eine ſo ſchlechte Bewirthung und ein ſo einfaches Mahl, ſagte er, macht einem Hausherrn wenig Ehre; aber ich müßte ein Thor geweſen ſeyn, wenn ich, da der Zufall zu gleicher Zeit zwey berühmte Gelehrte aus Nanking bey mir vereinte, eine ſo ſchöne Gelegenheit hätte entwiſchen laſſen. Mir kommt die Luſt, meine Herren, einen Stoff zu wählen, und dann bitte ich Sie, Gold und Jaspis an den Tag zu legen. Glücklich werde ich ſeyn, wenn ich die glänzenden Früchte Ihrer Begeiſterung nicht verliere.“ —

Die Herren Tchang und Sſe, welche ſich gerade mit neidiſchem und mißtrauiſchem Auge beobachteten, und die eben erſt mit beiſſenden Worten einander angefallen waren ganz beſtürzt, als Pe ihnen Verſe zu machen vorſchlug. „Wenn Sie, edler Herr, mir Befehle zu ertheilen geruhen“, antwortete Tchangfanjou, „ſo bin ich

gewohnt, mich denſelben zu unterwerfen. Aber ich weiß nicht, ob auch der edle Herr Sſe im Schwung iſt.“ — „Wenn man ſich unter Ihrem Dache befindet, ehrwürdiger Meiſter“, ſprach Sſe Yeoute, „ſo iſt es ganz natürlich, daß man Ihnen Genüge leiſten muß, und hätte man Ihnen auch nur die gemeinſte Gabe zu bieten; aber heute, da Sie uns ſo viel trinken laſſen, hat der Wein meine Sinne verwirrt, und ich fürchte, außer Stand zu ſeyn, Ihre Anleitung zu empfangen.“ — „Wahrlich!“ ſagte Tchangfanjou, „wenn man es ſo nimmt, ſo habe ich noch weit mehr getrunken, als Sie.“ — „Eine Urne mit Wein haucht hundert Gedichte ein,“ erwiederte Pe, „und der Kelch des blauen Nenuphar iſt die Quelle ſchöner Verſe. Wozu, meine Herren, bey Ihrem ausgezeichneten Talent dieſe übertriebene Beſcheidenheit?“ — Und ſogleich rief er ſeinen Dienern, und befahl ihnen, die vier koſtbaren Stücke *) zu bringen, deren die Gelehrten ſich bedienen, und vor jeden ſeiner Gäſte ein Blatt Papier zu legen. Sodann ſchrieb er den Stoff der Dichtung vor. Er betraf die Feier des Abends, den ſie miteinander zubrachten. — „Meine Herren“, fuhr er fort, „indem ich Ihnen dieſen Stoff vorſchlage, überlaſſe ich Ihnen ſelbſt die Wahl der Endworte; aber wenn Sie fertig ſind, werde auch ich nach den nämlichen Hauptworten etwas dichten. Schlüge ich Ihnen jene aus eigner Wahl vor, ſo könnten Sie vermuthen, daß ich Sie zu meinem Vortheil herausfoderte. Was ſagen Sie dazu, meine Herren?“ — „Wie wollten Sie, ehrwürdiger Meiſter, mit einem des Himmels wür-

*) Dieſe vier koſtbaren Stücke ſind Dinte, Papier, Pinſel und Dintenfaß oder vielmehr der Stein, um Dinte zu zerreiben. —

digen Talente ſich gegen uns ſtellen?“ riefen beyde Herren Sſe und Tchang zugleich. Aber während ihr Mund ſo ſprach, ſchienen ihre Geiſter ſie verlaſſen und erlöſchen zu wollen. Zitternd und voller Unruhe ſaßen ſie da. Beyde waren eben ſo unfähig, zu dichten, als es abzuſchlagen. Sie drehten ſich rechts und links, und brachten nur unartikulirte Worte hervor. Sſe Yeoute führte beſonders die Trunkenheit an. Tchangfanjou ſtellte ſich, als wäre er in tiefe Träumereyen verſunken. Als Pe bemerkte, daß es um ſeine beyden Gäſte übel ausſah, ſtand er auf, und ſprach: „Meine Herren, ich verlaſſe Sie einen Augenblick; denn ich fürchte, Ihre dichteriſchen Gedanken zu ſtören.“ Hiemit ging er hinter den Pavillon.

Kaum währt Betrug nur einen Tag;
Argwohn durchdringt ihn bald:
Und wer zur Schau ſich hingeſtellt,
Wird zeitig auch entdeckt. —

Die Sonne neigte ſich ſchon gegen Abend. Tchang und Sſe, ſich gegenüber ſitzend, warfen verſtohlene Blicke auf einander; keine Kriegsliſt kam ihnen zu Hülfe; keiner wollte ſich mit dem andern berathen. Nach einiger Verwirrung ſtand Sſe Yeoute auf, ging die Treppe herab, und lehnte ſich auf ein Gitter, unter dem Vorwand, daß ihm ſehr unwohl ſey. Tchangfanjou, der einen Magenkrampf vorſchützte, zog ſich in ſein Gemach zurück, und blieb lange aus. Pe, hinter dem Pavillon verſteckt, belauſchte ſie heimlich. Obſchon das Betragen dieſer Menſchen ſeinen Verdruß und ſein Mißfallen erregte, wandelte ihn doch auch eine große Luſt zu lachen an. Demungeachtet hielt er nicht für gut, die demüthigende Prüfung

auf's äußerste zu treiben. Er wollte lieber selbst zu ihnen gehen und sie aus der Verlegenheit ziehen. — Sogleich bestellte er warmen Wein, und bat die Herren, sich an den Tisch zu setzen. Tchang und Sse konnten nicht umhin, wieder ihre Plätze einzunehmen. „Meine Herren", fragte sie Pe, „sind Ihre Verse beendigt?" — Tchangfangou, dessen Unverschämtheit ohne Gränzen war, hütete sich wohl, zu sagen, daß er noch nicht angefangen habe. „Ich hatte", erwiederte er, „fast die Hälfte fertig; da überraschte mich ein empfindlicher Schmerz, und es fehlt mir noch eine Verknüpfung, um zu schließen." — Als Sse Yeoute die Frechheit des Tchangfanjou sah, wollte er auch antworten, und sprach: „Ich war im Begriff, mein Stück zu vollenden; aber da Sie uns die Humpen so voll gegossen, ist die Wiese noch zu sehr überschwemmt. Es blieben einige Fehler, und in diesem Zustand wage ich nicht, es Ihnen zu überreichen." — „Da Ihr Entwurf fertig war, meine Herren", sagte Pe, „so soll der Rest des Abends nicht verloren seyn. Ich fürchtete, das Dichtungsfeuer möchte Sie hindern, auf meine Gesundheiten zu antworten. Ein andermal empfange ich Ihre Anweisung. Ich sehe den warmen Wein kommen. Lassen Sie uns weidlich trinken, damit die Freude vollendet werde!" —

Als Sse und Tchang hörten, daß sie ihre Verse ein andermal beendigen sollten, fingen sie wieder an Muth zu schöpfen. „Wäre vom Dichten die Rede", sprach Sse Yeoute, „so könnte ich mir noch Gewalt anthun; aber zu trinken ist mir in der That unmöglich." — „Ein guter Trinker ist oft ein schlechter Dichter", sagte

Tchangfaniou. „Ich bin nicht gewohnt, mich alle Tage ſo gehen zu laſſen. Das weiß der edle Herr Pe ſehr wohl. Das heutige Uebermaß hat mir ſchon viele Beſchwerde verurſacht, und meine poetiſche Flamme iſt dadurch ganz erloſchen. Ich werde nicht im Stande ſeyn, meine Pflicht bey unſerem Wirth zu erfüllen. Edler Herr Sſe, was kann ich thun?“ — „Ich ſollte nicht darauf beſtehen“, ſagte Pe, „weil ich Ihnen nur ein ſchlechtes Getränk anbieten kann. Aber es iſt noch frühe. Darum muß ich das Glück, Sie bey mir zu ſehen, bis zum Ende des Tages benutzen.“ —

Wäre nur vom Wein die Rede geweſen, ſo hätten die beyden Gäſte recht gut noch zwey Krüge leeren können; da ihnen aber dieſer zur Entſchuldigung dienen mußte, ſo hielten ſie nicht für rathſam, mehr anzunehmen, als ſie zu trinken fähig ſcheinen wollten. Nach einigen Taſſen ſtand Sſe Yeoute, weil der Tag ſich zu neigen begann, auf, um ſich zu beurlauben. Pe, obſchon er ſich ſtellte, als wolle er ihn zurückhalten, erhob ſich auch, um ihn zu geleiten, und folgte ihm bis an die Pforte. Alsdann trennte er ſich von Tchangfaniou, der in die Bibliothek zurückkehrte, und er ſelber begab ſich in ſein Gemach.

Die Wahrheit iſt wie angenehmer Wein;
Betrug iſt gleich dem läppiſchen Getränke.
Ehrt wirkliches Verdienſt allein, und macht
Des Weſens nicht zu viel mit flachen Köpfen! —

Als Pe in ſein Gemach trat, war ſeine Tochter da, um ihn zu empfangen. „Mein Kind“, ſagte er zu ihr, „ich habe heute die Handlungsweiſe Tchang's und Sſe's kennen gelernt. Unſer Argwohn auf beyde war nicht unge-

gründet. Es fehlt wenig, so waren wir die Betrogenen.“ — Houngiu war von dieser Rede etwas überrascht. „Was Tchang anlangt“, sprach sie bey sich selbst, „so hatte man allen Grund, Verdacht zu schöpfen; aber was kann bey Sse die Ursache seyn? Mein Vater“, fuhr sie fort, „was konntest Du denn entdecken?“ — „Ich erinnerte mich,“ war die Antwort, „daß Dein Oheim mir gesagt, der junge Sse habe den ersten Platz bey der Prüfung erhalten. Wohlan! Tchang hat mich unterrichtet, daß derjenige, so diesen Platz hat, Sse Yeoupe, und nicht der gegenwärtige, sey.“ — „Aber, mein Vater,“ erwiederte Houngiu, „Du sagtest mir gestern, dieser junge Mann wäre Sse Yeoupe.“ — „Er heißt Sse Yeoute“, sagte Pe; „die Namen gleichen sich; aber er ist nicht der nämliche. Dies war der erste Grund des Verdachtes. Sodann ließ ich Sse Yeoute die Verse und das Lied des jungen Tchang sehen. Er sagte mir, daß einer seiner vertrauten Freunde sie verfertigt, und daß kein einziges Wort von Tchang darunter sey. Ist das nicht ein zweyter Grund des Verdachts? Am Ende gab ich einen Stoff, damit jeder Verse darauf machen sollte; aber beyde stützten sich auf Trunkenheit, auf Unwohlseyn und zuletzt auf die unedelsten Vorwände. Den ganzen Nachmittag konnten sie mir kein einziges Wort darlegen. Es sind zwey Schelme, und sie haben sich den Ruhm eines andern angemaßt.“ —

Die Jungfrau war einen Augenblick ganz betroffen, als sie hörte, daß nicht von Sse Yeoupe die Rede sey. „Wenn dem so ist“, sagte sie endlich, „dann war es ein Glück, mein Vater, daß Du so viele Aufmerksamkeit

auf dieſe Prüfung wandteſt; denn ſonſt wären wir in ihre Schlingen gefallen. Wie können wir aber dagegen verwahrt ſeyn?“ — „Ich habe Jemand nach dem Collegium geſchickt“, erwiederte Pe, „und morgen werden wir das Gewiſſe hören.“ —

Vater und Tochter blieben noch ein wenig beyſammen, und unterhielten ſich; darauf begab ſich jedes in ſein Gemach. Als Pe am folgenden Morgen aufgeſtanden war und ſeinen Anzug beendigt hatte, ließ er ſich in einem Saale nieder, und begehrte Toungyoung, um ihn zu befragen. „Es ſind“, ſagte er zu dieſem, „zwey Monate, daß ein junger Edelmann hierher kam, um mir Verſe auf die Frühlingsweiden zu überbringen. Warum haſt Du mir dieſe nicht zugeſtellt?“ — „Ich habe die Wache an der Pforte“, erwiederte Toungyoung. „Sobald Briefe, Bücher, Verſe oder Proſa ankommen, bringe ich ſie Ihnen ſogleich. Wie ſollte ich mir erlauben, dagegen zu handeln?“ — „Jener junge Mann“, ſagte Pe, „kam zugleich mit dem edlen Herrn Tchang.“ — Toungyoung hatte ſich ſchon im Beginn dieſer Sache mit großer Schuld beladen, und ſeine Ausflüchte und Phyſiognomie verriethen auf gleiche Art die Beſtürzung ſeiner Seele. „Wenn zur nämlichen Zeit mit dem edlen Herrn Tchang ein Herr gekommen iſt“, antwortete er endlich, „ſo habe ich Eurer Excellenz die zwey Stücke, welche ſie mitbrachten, zugeſtellt.“ — „Wie war der Familienname dieſes Herrn?“ fragte Pe. — „Es iſt lange her“, daß es geſchah“, ſagte Toungyoung, „und ich gab damals nicht darauf acht.“ — „Zeige mir die Pforten-Regiſter von zwey Monaten her!“ befahl Pe. —

Sse Yeoute trat eilends näher, und als er auf den ersten Blick sah, daß es die nämlichen Gedichte waren, welche Sse Yeoupe niedergeschrieben hatte, lächelte er und antwortete ganz kalt: „Ja, es sind schöne Verse.“ — Pe urtheilte aus Sse Yeoute's Lächeln, daß er einen Grund dazu haben müsse. Er fragte ihn also darüber mit den Worten: „Ich habe Sie um Ihre Meinung gebeten. Dies ist aber nicht alles, was Sie davon denken. Sie haben seltene Kenntnisse, mein Herr. Finden Sie darin einige Unvollkommenheiten, so dürfen Sie mir solche nur anzeigen.“ — Sse Yeoute antwortete schnell mit einer Verbeugung: »Ihr Schüler würde sich so etwas nicht erlauben. Die Verse sind vollkommen schön und geistreich; es ist nichts dabey zu erinnern. Was sollte ich noch darüber zu sagen wissen? Allein . . .“ Hier unterbrach er sich selbst, und schwieg. — „Haben Sie die Güte, mich zu unterrichten!“ sagte Pe dringend; „was ist Ihr geheimer Gedanke? Nichts hindert, mir ihn mitzutheilen.“ — „Es ist hier kein sonderliches Geheimniß“, erwiederte Sse Yeoute; „allein ich hatte schon diese beyden Stücke gesehen.“ — „Und wo war das?“ fragte Pe. — „Einer meiner Freunde hat mir sie gezeigt“, antwortete jener. „Er sagte mir, daß er Sie Ihnen im zweyten Monde dieses Frühlings gesandt, und daß Sie, mein ehrwürdiger Meister, ihm nicht den Empfang gemeldet hätten. — Unwillig, daß sein Talent ihm so schlecht gedient, zog sich mein Freund zurück, und ich war über alles das um seinetwillen sehr betrübt. Ich habe keineswegs die Absicht, den Werth des Schatzes, welchen Sie besitzen, zu schmälern. Aber wie kommt es, daß die

Gedichte des edlen Herrn Tchang sich in keinem Wort von diesen hier unterscheiden? Das ist doch etwas durchaus Ungewöhnliches.“ — Pe war sehr überrascht. „Seit einem ganzen Monate“, sagte er, „habe ich Niemand anders hierher kommen sehen.“ — „Mir scheint“, erwiederte Sse Yeoute, „daß jener und der edle Herr Tchang zu gleicher Zeit gekommen sind. Sie dürfen, ehrwürdiger Meister, nur Ihre Pforten-Register untersuchen.“ — „Wer ist der Freund, von dem Sie sprechen“? fragte Pe. Aber Sse Yeoute hatte nicht die Zeit zu antworten, weil Tchangfanjou, der seine Kleidung gewechselt, zurückkam. Beyde schwiegen darum, und Pe lud seine Gäste ein, sich an den Tisch zu setzen. Nachdem man noch einige Zeit getrunken, nahm Pe wieder das Wort. „Eine so schlechte Bewirthung und ein so einfaches Mahl, sagte er, macht einem Hausherrn wenig Ehre; aber ich müßte ein Thor gewesen seyn, wenn ich, da der Zufall zu gleicher Zeit zwey berühmte Gelehrte aus Nanking bey mir vereinte, eine so schöne Gelegenheit hätte entwischen lassen. Mir kommt die Lust, meine Herren, einen Stoff zu wählen, und dann bitte ich Sie, Gold und Jaspis an den Tag zu legen. Glücklich werde ich seyn, wenn ich die glänzenden Früchte Ihrer Begeisterung nicht verliere.“ —

Die Herren Tchang und Sse, welche sich gerade mit neidischem und mißtrauischem Auge beobachteten, und die eben erst mit beissenden Worten einander angefallen waren ganz bestürzt, als Pe ihnen Verse zu machen vorschlug. „Wenn Sie, edler Herr, mir Befehle zu ertheilen geruhen“, antwortete Tchangfanjou, „so bin ich

gewohnt, mich denselben zu unterwerfen. Aber ich weiß nicht, ob auch der edle Herr Sse im Schwung ist.“ — „Wenn man sich unter Ihrem Dache befindet, ehrwürdiger Meister“, sprach Sse Yeoute, „so ist es ganz natürlich, daß man Ihnen Genüge leisten muß, und hätte man Ihnen auch nur die gemeinste Gabe zu bieten; aber heute, da Sie uns so viel trinken lassen, hat der Wein meine Sinne verwirrt, und ich fürchte, außer Stand zu seyn, Ihre Anleitung zu empfangen.“ — „Wahrlich!“ sagte Tchangfanjou, „wenn man es so nimmt, so habe ich noch weit mehr getrunken, als Sie.“ — „Eine Urne mit Wein haucht hundert Gedichte ein,“ erwiederte Pe, „und der Kelch des blauen Nenuphar ist die Quelle schöner Verse. Wozu, meine Herren, bey Ihrem ausgezeichneten Talent diese übertriebene Bescheidenheit?“ — Und sogleich rief er seinen Dienern, und befahl ihnen, die vier kostbaren Stücke *) zu bringen, deren die Gelehrten sich bedienen, und vor jeden seiner Gäste ein Blatt Papier zu legen. Sodann schrieb er den Stoff der Dichtung vor. Er betraf die Feier des Abends, den sie miteinander zubrachten. — „Meine Herren“, fuhr er fort, „indem ich Ihnen diesen Stoff vorschlage, überlasse ich Ihnen selbst die Wahl der Endworte; aber wenn Sie fertig sind, werde auch ich nach den nämlichen Hauptworten etwas dichten. Schlüge ich Ihnen jene aus eigner Wahl vor, so könnten Sie vermuthen, daß ich Sie zu meinem Vortheil herausfoderte. Was sagen Sie dazu, meine Herren?“ — „Wie wollten Sie, ehrwürdiger Meister, mit einem des Himmels wür-

*) Diese vier kostbaren Stücke sind Dinte, Papier, Pinsel und Dintenfaß oder vielmehr der Stein, um Dinte zu zerreiben. —

digen Talente ſich gegen uns ſtellen?“ riefen beyde Herren Sſe und Tchang zugleich. Aber während ihr Mund ſo ſprach, ſchienen ihre Geiſter ſie verlaſſen und erlöſchen zu wollen. Zitternd und voller Unruhe ſaßen ſie da. Beyde waren eben ſo unfähig, zu dichten, als es abzuſchlagen. Sie drehten ſich rechts und links, und brachten nur unartikulirte Worte hervor. Sſe Yeoute führte beſonders die Trunkenheit an. Tchangfanjou ſtellte ſich, als wäre er in tiefe Träumereyen verſunken. Als Pe bemerkte, daß es um ſeine beyden Gäſte übel ausſah, ſtand er auf, und ſprach: „Meine Herren, ich verlaſſe Sie einen Augenblick; denn ich fürchte, Ihre dichteriſchen Gedanken zu ſtören.“ Hiemit ging er hinter den Pavillon.

Kaum währt Betrug nur einen Tag;
Argwohn durchdringt ihn bald:
Und wer zur Schau ſich hingeſtellt,
Wird zeitig auch entdeckt. —

Die Sonne neigte ſich ſchon gegen Abend. Tchang und Sſe, ſich gegenüber ſitzend, warfen verſtohlene Blicke auf einander; keine Kriegsliſt kam ihnen zu Hülfe; keiner wollte ſich mit dem andern berathen. Nach einiger Verwirrung ſtand Sſe Yeoute auf, ging die Treppe herab, und lehnte ſich auf ein Gitter, unter dem Vorwand, daß ihm ſehr unwohl ſey. Tchangfanjou, der einen Magenkrampf vorſchützte, zog ſich in ſein Gemach zurück, und blieb lange aus. Pe, hinter dem Pavillon verſteckt, belauſchte ſie heimlich. Obſchon das Betragen dieſer Menſchen ſeinen Verdruß und ſein Mißfallen erregte, wandelte ihn doch auch eine große Luſt zu lachen an. Demungeachtet hielt er nicht für gut, die demüthigende Prüfung

auf's äußerste zu treiben. Er wollte lieber selbst zu ihnen gehen und sie aus der Verlegenheit ziehen. — Sogleich bestellte er warmen Wein, und bat die Herren, sich an den Tisch zu setzen. Tchang und Sse konnten nicht umhin, wieder ihre Plätze einzunehmen. „Meine Herren", fragte sie Pe, „sind Ihre Verse beendigt?" — Tchangfangyou, dessen Unverschämtheit ohne Gränzen war, hütete sich wohl, zu sagen, daß er noch nicht angefangen habe. „Ich hatte", erwiederte er, „fast die Hälfte fertig; da überraschte mich ein empfindlicher Schmerz, und es fehlt mir noch eine Verknüpfung, um zu schließen." — Als Sse Yeoute die Frechheit des Tchangfanjou sah, wollte er auch antworten, und sprach: „Ich war im Begriff, mein Stück zu vollenden; aber da Sie uns die Humpen so voll gegossen, ist die Wiese noch zu sehr überschwemmt. Es blieben einige Fehler, und in diesem Zustand wage ich nicht, es Ihnen zu überreichen." — „Da Ihr Entwurf fertig war, meine Herren", sagte Pe, „so soll der Rest des Abends nicht verloren seyn. Ich fürchtete, das Dichtungsfeuer möchte Sie hindern, auf meine Gesundheiten zu antworten. Ein andermal empfange ich Ihre Anweisung. Ich sehe den warmen Wein kommen. Lassen Sie uns weidlich trinken, damit die Freude vollendet werde!" —

Als Sse und Tchang hörten, daß sie ihre Verse ein andermal beendigen sollten, fingen sie wieder an Muth zu schöpfen. „Wäre vom Dichten die Rede", sprach Sse Yeoute, „so könnte ich mir noch Gewalt anthun; aber zu trinken ist mir in der That unmöglich." — „Ein guter Trinker ist oft ein schlechter Dichter", sagte

Tchangfaniou. „Ich bin nicht gewohnt, mich alle Tage so gehen zu lassen. Das weiß der edle Herr Pe sehr wohl. Das heutige Uebermaß hat mir schon viele Beschwerde verursacht, und meine poetische Flamme ist dadurch ganz erloschen. Ich werde nicht im Stande seyn, meine Pflicht bey unserem Wirth zu erfüllen. Edler Herr Sse, was kann ich thun?“ — „Ich sollte nicht darauf bestehen“, sagte Pe, „weil ich Ihnen nur ein schlechtes Getränk anbieten kann. Aber es ist noch frühe. Darum muß ich das Glück, Sie bey mir zu sehen, bis zum Ende des Tages benutzen.“ —

Wäre nur vom Wein die Rede gewesen, so hätten die beyden Gäste recht gut noch zwey Krüge leeren können; da ihnen aber dieser zur Entschuldigung dienen mußte, so hielten sie nicht für rathsam, mehr anzunehmen, als sie zu trinken fähig scheinen wollten. Nach einigen Tassen stand Sse Yeoute, weil der Tag sich zu neigen begann, auf, um sich zu beurlauben. Pe, obschon er sich stellte, als wolle er ihn zurückhalten, erhob sich auch, um ihn zu geleiten, und folgte ihm bis an die Pforte. Alsdann trennte er sich von Tchangfaniou, der in die Bibliothek zurückkehrte, und er selber begab sich in sein Gemach.

Die Wahrheit ist wie angenehmer Wein;
Betrug ist gleich dem läppischen Getränke.
Ehrt wirkliches Verdienst allein, und macht
Des Wesens nicht zu viel mit flachen Köpfen! —

Als Pe in sein Gemach trat, war seine Tochter da, um ihn zu empfangen. „Mein Kind“, sagte er zu ihr, „ich habe heute die Handlungsweise Tchang's und Sse's kennen gelernt. Unser Argwohn auf beyde war nicht unge-

gründet. Es fehlt wenig, so waren wir die Betrogenen.“ — Houngiu war von dieser Rede etwas überrascht. „Was Tchang anlangt“, sprach sie bey sich selbst, „so hatte man allen Grund, Verdacht zu schöpfen; aber was kann bey Sse die Ursache seyn? Mein Vater“, fuhr sie fort, „was konntest Du denn entdecken?“ — „Ich erinnerte mich,“ war die Antwort, „daß Dein Oheim mir gesagt, der junge Sse habe den ersten Platz bey der Prüfung erhalten. Wohlan! Tchang hat mich unterrichtet, daß derjenige, so diesen Platz hat, Sse Yeoupe, und nicht der gegenwärtige, sey.“ — „Aber, mein Vater,“ erwiederte Houngiu, „Du sagtest mir gestern, dieser junge Mann wäre Sse Yeoupe.“ — „Er heißt Sse Yeoute“, sagte Pe; „die Namen gleichen sich; aber er ist nicht der nämliche. Dies war der erste Grund des Verdachtes. Sodann ließ ich Sse Yeoute die Verse und das Lied des jungen Tchang sehen. Er sagte mir, daß einer seiner vertrauten Freunde sie verfertigt, und daß kein einziges Wort von Tchang darunter sey. Ist das nicht ein zweyter Grund des Verdachts? Am Ende gab ich einen Stoff, damit jeder Verse darauf machen sollte; aber beyde stützten sich auf Trunkenheit, auf Unwohlseyn und zuletzt auf die unedelsten Vorwände. Den ganzen Nachmittag konnten sie mir kein einziges Wort darlegen. Es sind zwey Schelme, und sie haben sich den Ruhm eines andern angemaßt.“ —

Die Jungfrau war einen Augenblick ganz betroffen, als sie hörte, daß nicht von Sse Yeoupe die Rede sey. „Wenn dem so ist“, sagte sie endlich, „dann war es ein Glück, mein Vater, daß Du so viele Aufmerksamkeit

auf dieſe Prüfung wandteſt; denn ſonſt wären wir in ihre Schlingen gefallen. Wie können wir aber dagegen verwahrt ſeyn?“ — „Ich habe Jemand nach dem Collegium geſchickt“, erwiederte Pe, „und morgen werden wir das Gewiſſe hören.“ —

Vater und Tochter blieben noch ein wenig beyſammen, und unterhielten ſich; darauf begab ſich jedes in ſein Gemach. Als Pe am folgenden Morgen aufgeſtanden war und ſeinen Anzug beendigt hatte, ließ er ſich in einem Saale nieder, und begehrte Toungyoung, um ihn zu befragen. „Es ſind“, ſagte er zu dieſem, „zwey Monate, daß ein junger Edelmann hierher kam, um mir Verſe auf die Frühlingsweiden zu überbringen. Warum haſt Du mir dieſe nicht zugeſtellt?“ — „Ich habe die Wache an der Pforte“, erwiederte Toungyoung. „Sobald Briefe, Bücher, Verſe oder Proſa ankommen, bringe ich ſie Ihnen ſogleich. Wie ſollte ich mir erlauben, dagegen zu handeln?“ — „Jener junge Mann“, ſagte Pe, „kam zugleich mit dem edlen Herrn Tchang.“ — Toungyoung hatte ſich ſchon im Beginn dieſer Sache mit großer Schuld beladen, und ſeine Ausflüchte und Phyſiognomie verriethen auf gleiche Art die Beſtürzung ſeiner Seele. „Wenn zur nämlichen Zeit mit dem edlen Herrn Tchang ein Herr gekommen iſt“, antwortete er endlich, „ſo habe ich Eurer Excellenz die zwey Stücke, welche ſie mitbrachten, zugeſtellt.“ — „Wie war der Familienname dieſes Herrn?“ fragte Pe. — „Es iſt lange her“, daß es geſchah“, ſagte Toungyoung, „und ich gab damals nicht darauf acht.“ — „Zeige mir die Pforten-Regiſter von zwey Monaten her!“ befahl Pe. —

Toungyoung lief in aller Eile. Aber Pe, der seine Hast und seine Verlegenheit bemerkte, rief ihn zurück, und sagte: „Du gehst nicht hin!“ Hierauf gebot er einem andern Diener, die Register in der Kammer, wo man sie aufbewahrte, zu holen. Dieser ging, nahm eine Menge von Registern, die er daselbst fand, unter den Arm, und brachte sie seinem Herrn. Während letzterer das Register vom zweyten Monde durchging, schaffte Toungyoung die andern eilends auf die Seite. Pe untersuchte fortwährend das, so er vor Augen hatte, und fand, daß der junge Mensch, der zugleich mit Tchangfanjou gekommen war, sich wirklich Sse Yeoupe nannte. Er suchte also die Einzelnheiten dieses Vorfalls in seinem Gedächtnisse wieder auf. „Es ist“, sagte er, „der junge Mann mit Namen Sse; ich erinnere mich noch sehr gut seiner Verse; sie waren durchaus lächerlich. Wie konnte man ihn für einen ausgezeichneten Literator halten? Hier ist viele Ungewißheit.“ Alsdann fuhr er fort den Thürhüter zu befragen: „So oft man einen Namen auf Pforten-Register schreibt, wird auch die Heimath der Person angezeigt. Warum hat man die des Sse Yeoupe nicht unter seinen Namen gesetzt?“ — „Ich glaube“, erwiederte jener, „daß es darum vergessen worden, weil er nur ein Reisender war, dessen Besuch Sie nicht einmal annahmen.“ — „Und wenn er ein Reisender war“, versetzte Pe, „so mußte immer der Ort, woher er kam, bemerkt seyn.“ — „Vielleicht hatte er ihn auf seine Visitenkarte geschrieben,“ war die Antwort. — „Zeige mir diese Karte!“ befahl Pe. — „Es war ja nichts von Belang“, sagte der Thürhüter; „ich fürchte, daß sich dieses Billet seit so vielen

Tagen verloren hat. Vergönnen Sie mir Zeit, darnach zu suchen!“ —

Pe hatte bemerkt, daß der Thürhüter die andern Register unter seinen Arm genommen, und daß sich zwischen den Blättern eine große Menge Visitenkarten befand, die unordentlich aufeinander gehäuft waren. Er gebot ihm, sie auf der Stelle zu zeigen. „Die Karten“, sagte der Thürhüter, „sind alle von neuerem Datum; die alten sind nicht dabey.“ Die Unruhe und Weigerung desselben machte Pe nur neugieriger, diese Billets zu sehen, und Toungyoung fand sich, trotz seines Widerstrebens, genöthigt, sie heraus zu geben. Zudem war dieser Mann ein Trunkenbold, unachtsam und ohne Vorsicht. Die zwey früheren Gedichte, welche er zufällig in ein altes Register gelegt, waren darin geblieben, und als die Sache vorbey war, hatte er sie gänzlich vergessen. Heute kam die Untersuchung unversehens, und er konnte sie nicht mehr in Sicherheit bringen. Dies setzte ihn in solche Verlegenheit. Pe, der wohl sah, daß hier etwas Besonderes statt haben müsse, durchblätterte die Register mit aller Aufmerksamkeit. Plötzlich fielen ihm die zwey Gedichte, deren Umschläge nicht einmal berührt waren, in die Hand. Auf dem einen stand der Name des Einsenders, Tchanggoutche, auf dem andern der von Sse Yeoupe. Pe öffnete sie, und erkannte, daß Sse Yeoupe's Gedicht gerade dasienige war, so ihm unter Tchangfanjou's Namen überreicht worden, jenes des letztern aber kein anderes, als das, worüber man so sehr gelacht hatte. Diese Entdeckung versetzte Pe in großen Zorn, und die Augen fest auf den Thürhüter gerichtet, fragte er diesen: „Was

bedeutet das?“ — Als Youngyoung die beyden Gedichte sah, ward er von Schrecken ergriffen, fiel eilends auf die Kniee, und berührte mit der Stirne den Boden. Pe, der sehr aufgebracht war, stellte ihn scharf zur Rede. „Also, elender Sklave“, sagte er, „war es Deine Schelmerey, welche diesen Austausch bewirkte, und mich in der wichtigsten Sache fast zu einem Irrthum verleitet hätte!“ — „Durfte ich je diesen Austausch wagen?“ rief der Thürhüter. „Der edle Herr Tchang hat alles gethan; er hat mich gelenkt. Ich hätte ihn nicht hören, ich hätte lieber den Tod erleiden sollen!“ —

Pe, immer mehr aufgebracht, befahl seinen Dienern, den Youngyoung zu ergreifen und ihm zwanzig Stockschläge zu geben. Sodann jagte er ihn fort, und setzte einen andern Thürhüter an seine Stelle.

Aus schlechter Handlung, welche man zuvor
Begangen hat, entsteht des Unglücks Saame,
Der zu gerechter Züchtigung erwächst. —

Nachdem Pe seinen Thürhüter so bestrafen lassen, sah er den Diener zurückkommen, der abgeschickt war, um sich nach dem Namen desjenigen zu erkundigen, welcher den ersten Platz bey der Prüfung erhalten hatte. Dieser Mann erstattete ihm Bericht in folgenden Worten: „Ich verfügte mich nach dem Collegium. Der Zögling, so den ersten Platz erhielt, heißt Sse Yeoupe und nicht Sse Yeoute. Letzterer ist der vier und sechzigste in der dritten Klasse, und hat keinen Grad empfangen.“ — „Sind diese Aufschlüsse auch ganz wahr?“ fragte Pe. — „Ich habe selbst die Liste im Collegium gesehen“, antwortete der Diener. „Nichts kann gewisser seyn.“ —

Als Pe dieſen doppelten Umſtand erfahren, eilte er ihn ſeiner Tochter mitzutheilen, und zeigte ihr zugleich die frühern Gedichte. „Gibt es noch mehr ſolcher Elenden in der Welt“, rief er, „und ſah man je eine ſo ſonderbare Begebenheit? Ohne die auſſerordentliche Sorgfalt, welche ich auf dieſe Unterſuchung gewandt, wären wir, mein Kind, in der wichtigſten, Dein ganzes Leben betreffenden Angelegenheit zu einem Irrthume verleitet worden.“ — „Die Menſchen ſind wirklich ſehr zu fürchten, wenn es ſo in dieſer Welt gehen kann“, erwiederte Houngiu. „Ich ſehe, wie ſchwer es iſt, ſich vor aller Gefahr zu ſchützen, wenn man Jungfrau bleibt. Nicht ohne guten Grund bewilligt das erſte unſerer klaſſiſchen Bücher derjenigen, welche ſich zehn Jahre lang aller Verbindung enthält, eine ſo ehrenvolle Benennung.“ *) — „Die zwey Dummköpfe Tchang und Sſe hatten ſich für das ausgegeben, was ſie nicht waren“, ſagte Pe. „Es ſind Elende ohne alle Scham. Aber jetzt, da ihre Ränke geſcheitert ſind, braucht man nicht mehr davon zu reden. Ich ſehe nun, daß der, welcher den erſten Platz bey der Prüfung erhielt, Sſe Yeoupe, der aber, welchen Dein Oheim empfahl, Sſe Yeoute heißt, und daß der, ſo dieſe zwey Gedichte auf die Frühlingsweiden verfertigt, auch jener Sſe Yeoupe iſt. Es wird klar, daß derſelbe ein junger Mann voller Annehmlichkeiten und Verdienſte ſey; ich ſehe keinen Grund zu zweifeln. Aber durch ein verdrießliches Zuſammentreffen von Umſtänden iſt er nicht hier, und wir wiſſen nicht, wohin der Sturm ihn jetzt geführt hat. Das iſt eine

*) Der Yking gibt den Titel: reine Jungfrauen denjenigen, welche deſſen fähig ſind.

höchst widerwärtige Sache.“ — „Weil dieser junge Mann so viel Geist besitzt“, sagte Houngiu, „so denke ich nicht, daß ihn ein Abgrund verschlungen hat. Zudem überbrachte er Dir schon Verse nach gegebenen Hauptworten, und dies hat doch wohl Spuren zurückgelassen. Obschon er nicht vor Deine Augen getreten, so weiß ein wahrer Dichter gewiß, was er zu thun hat. Vielleicht ist er nicht weit von hier entfernt. Wenn er hört, daß das schlechte Vorhaben dieser beyden Menschen zu nichte ward, erscheint er ohne Zweifel wieder. Aber der beyden Schelme Tchang und Sse, mit ihren undenkbaren Listen, muß man sich doch nun entledigen.“ — „Das wird sehr leicht seyn“, erwiederte Pe. „Mit Sse Yeoute ward nichts angeknüpft, und dem Tchangfanjou, der hier ein Quartier hat, dankt man nur mit einfachen Worten und bricht mit ihm.“ — „Ein sehr guter Entschluß“! sagte Houngiu; „aber bey dem Charakter, den sie gezeigt, fürchte ich, daß sie von neuem ins Treffen gehen.“ — „Jetzt, da ich unterrichtet bin“, antwortete Pe, „darfst Du Dich nicht beunruhigen. Aber etwas anders fällt mir wieder ein. Dein Oheim hat mir erzählt, daß er, nachdem die Heyrathssache fehlgeschlagen, dem jungen Sse den Rang, so man ihm bewilligt, nehmen ließ. Ich weiß nicht, ob er ihn wieder erhalten hat. Die Zeit der Provincial-Prüfung naht. Hat man ihn noch nicht wieder eingesetzt, so wäre der junge Mann in keiner geringen Verlegenheit. *) Ich lasse mich sogleich deshalb erkundigen. Dadnrch leisten wir ihm einen Dienst,

*) Wenn Sse Yeoupe nicht auf der Liste der Baccalaureen stand, so konnte er sich nicht zu der im Herbste statt habenden Prüfung für die Licentiatur melden.

und zudem erfahren wir, wohin er sich begeben hat.“ — „Du hast da einen trefflichen Gedanken, mein Vater,“ sagte Houngiu. Sogleich sandte Pe einen erfahrenen Diener nach Kinling, mit dem Befehl, sich in der Thatsache Gewißheit zu verschaffen. Der Diener war drey oder vier Tage abwesend, und meldete, als er zurückkam, Folgendes: „Ich habe mich erkundigt, wie es mit der Beförderung des edlen jungen Herrn Sse gegangen sey, und man hat mich belehrt, daß der edle Herr Gou den Vorsteher des Collegiums ersucht habe, sie ihm wieder zu ertheilen: aber seitdem diesem jungen Herrn sein Grad entzogen worden, kam ein Oheim desselben, der in hohen Aemtern steht, um ihn mit an den Hof zu nehmen. Noch ist er nicht zurückgekehrt. Auch hörte ich, daß man seit einigen Monaten nicht wisse, wohin er gegangen sey, und daß sein Oheim, der ihn nach der Hauptstadt führen wollte, nicht mit ihm zusammentreffen konnte. Ich befragte mich in seiner Wohnung, und man hat mich dasselbe versichert. Also scheint die Nachricht wahr zu seyn.“

Pe dachte einen Augenblick nach; dann sagte er zu seiner Tochter: „Weil man ihm jetzt, da die Provinciál-Prüfung nahe ist, seinen Platz wieder gab, so kommt er gewiß von selbst wieder zurück. Es ist also kein Grund da, sich zu beunruhigen.“ —

Ein Irrthum, der nicht breiter, als ein Haar,
Entfernt Euch tausend Meilen von dem Ziel:
Wird einmal die Gelegenheit verfehlt,
Erheben Schwierigkeiten sich in Menge. —

Pe ließ einige Tage vorbey gehen; am Ende derselben traf er alle Anstalt, um Sse Yeoute's Artigkeit zu erwiedern, und da er wohl wußte, daß der Doctor Gou

nicht zu Hause war, schrieb er einen Brief, worin er seine Weigerung in Betreff der vorgeschlagenen Heyrath erklärte. Sse Yeoute, der alle seine Maschinen wehrlos gemacht sah, fühlte sich selber so beschämt, daß er seine Zudringlichkeiten nicht erneuete. —

Was Tchangfanjou anbelangt, so hatte ihn Jemand von Toungyoung's Begebenheit unterrichtet, und da er sich hierdurch selbst nicht mehr in Sicherheit wußte, hielt er Rath mit Wangwenhiang, und faßte den Entschluß, sich auf die nahe Provincial-Prüfung zu berufen. Er meldete also, daß er nach der Hauptstadt zurückkehren müsse, um sich im Stillen darauf vorzubereiten. Pe ließ ihm seine Barke auf den Strom setzen, und hütete sich wohl, ihn im geringsten aufzuhalten. —

So hatten Tchangfanjou und Sse Yeoute alle Mühe verloren, die sie angewandt, um ihren Zweck zu erreichen. Aber Pe, der die Widerwärtigkeiten, die ihm jener Gegenstand verursacht, in seinem Herzen verschlossen hatte, wurde am Ende krank, und mußte das Bett hüten. Seine trostlose Tochter war in beständiger Angst. Sie dachte an kein anderes Geschäft, als den Rath der Aerzte zu vernehmen, und ihrem Vater die Mittel zu reichen, welche man ihm vorschrieb. Sie befragte die Schicksale, sie that den Göttern Gelübde, tausend verschiedene Sorgen quälten sie unaufhörlich; ihren Gürtel legte sie nicht mehr ab, und brachte Tage und Nächte mit Seufzen und Weinen zu. So währte es einen Monat lang, als am Ende desselben der Kranke wieder zu genesen anfing. —

Der Kummer, den das Loos der Tochter schickt,
Verletzet die Gesundheit ihres Vaters.

Wer sollte, fehlet ihm der Zärtlichen
Bemüh'n, den kranken Vater unterstützen?
So theilt sich bis an's Ende Sorg' und Gram,
Und läßt das väterliche Herz, und läßt
Der Tochter Lieb' im reinsten Licht erscheinen. —

Während Pe durch die Folgen seiner Krankheit im Hause gehalten ward, verfolgte Sse Yeoupe, nachdem er von Sse Yeoute Abschied genommen und über den großen Fluß gegangen war, die Straße gegen Norden. — Nur ein Gedanke beschäftigte ihn: das Verlangen, den Doctor Gou zu sehen. Er eilte ganze Tage hindurch, und dachte an keine Beschwerde. — So kam er auf seiner Reise zu einer kleinen Stadt der Provinz Chantoung, welche man Tseou nennt.*) Weil die Sonne schon untergehen wollte, blieb er hier in einem Gasthofe über Nacht. Den folgenden Morgen stand er frühe auf, und Siaohi fand bey'm Aufnehmen des Gepäcks an der ober'n Bettstelle einen Sack von weißer Leinwand, der etwas zu enthalten schien. Er eilte ihn seinem Herrn zu bringen. Dieser öffnete den Sack, und fand, daß er vier große Rollen Geldes enthielt, die sich auf mehr als hundert Stücke beliefen. Sogleich setzte er den Sack wieder in gehörigen Stand, und sagte nach einigem Nachdenken zu Siaohi: „Dieses Geld gehört ohne Zweifel einem Reisenden, welcher die letzte Nacht hier zubrachte, und es aus Unachtsamkeit zurückließ. Wenn dem so ist, dann sollte ich warten, bis er es zu holen wiederkommt, damit ich es ihm zustellen kann. Dies wäre das Verfahren eines rechtlichen Mannes. Aber mein Gedanke fliegt mit der Schnelle

*) Dieses Land ist die Heimath des Confucius. Man wird späterhin eine Anspielung auf diesen Umstand finden.

eines Pfeils. Es ist mir unerträglich, eine Viertelstunde zu verweilen, und noch ärger, hier meinen Aufenthalt zu nehmen. Das Beste ist, ich vertraue dem Wirth das Geld an, und empfehle ihm, es dem Eigenthümer wieder zu geben." — „Edler Herr," erwiederte Siaohi, „Sie sind im Irrthum. Es mag wohl jetzt noch manche ehrliche Leute in der Welt geben. Aber wenn der Wirth nach unserer Abreise Ihren Auftrag nicht befolgt, an wen soll man sich wenden? Fürwahr, der Unglückliche ist Ihrer guten Absicht vielen Dank schuldig. Wollen Sie aber diese erfüllen und sich die Gunst des Himmels verdienen, so ist das beste Mittel, Sie bleiben noch hier, und warten wenigstens einen halben Tag lang." — „Du hast Recht," sagte Sse Yeoupe. „Ich verspäte freylich das Ziel meiner Reise; aber es läßt sich nicht anders thun." —

Als er sich angekleidet und sein Frühstück genommen hatte, wollte der Hausherr sein Pferd in Bereitschaft setzen. „Eilen Sie damit nicht!" sagte Sse Yeoupe. „Ich erwarte noch Jemand, und gehe erst den Nachmittag weg." — „Wenn Sie Jemand erwarten," versetzte der Wirth, „so thun Sie wohl, erst morgen abzureisen." —

Sse Yeoupe hatte sich entschlossen, zu bleiben, war aber darum nicht weniger unruhig. Er spazierte in dem Gasthofsaale umher, ging hinaus und wieder herein. Um Mittag, als er eben gespeis't hatte, gewahrte er einen Mann in blauer Tracht, das Haupt mit einer großen Mütze bedeckt, welcher ganz wie ein Courier der Regierung aussah. Dieser Mann war zu Pferde, und galoppirte wie im Flug einher. Er hielt vor der Thüre des Gasthofs,

ſtieg mit ſehr verſtörtem Geſicht ab, und rief: „Wo iſt der Wirth?“ — Der Hausherr ging ihm ſogleich entgegen. „Edler Herr Courier,“ ſagte er, „Sie ſind ja geſtern hier durchgekommen; was führt Sie heute wieder zurück?“ — „Eine fatale Sache,“ ſprach der Courier, „wobey auch Ihr alle Euch nicht wohl befinden werdet. Ich bin der Courier des Tribunals, und war mit amtlichen Depeſchen des edlen Herrn Criminalrichters beauftragt. Bey meiner Ankunft in Tſeou empfing ich hundert und zwanzig Unzen Geld*), die der Staatskaſſe gehören und zur Ausbeſſerung der Grabmäler beſtimmt ſind, und als ich geſtern ſchnell abreiſ'te, ließ ich ſie in Ihrem Gaſthofe zurück. Wenn etwas davon verloren iſt, ſo iſt Euer aller Leben nicht ſicher.“ — Dieſe Rede jagte dem Wirth große Furcht ein. Er gab zur Antwort: „Warum wollen Sie mich und meine Gäſte darein miſchen? Tauſend Perſonen kommen in meine Wohnung, zehntauſend gehen hinaus. Wenn Sie auf Ihre Geſchäfte nicht Acht haben, was geht es mich an?“ — „Ich habe keine Zeit, mit Ihnen zu plaudern,“ verſetzte der Courier. „Sehen wir auf der Stelle nach, ob ſich etwas findet!“ — Beyde gingen ſchnell in das Zimmer und gerade auf das Bett zu. Sie wandten alles darin um, und kehrten das unterſte zu oberſt; jedoch — wie man denken kann — fruchtlos. Als der Courier ſah, daß ſein Geld verſchwunden war, verlor er die Geduld, faßte den Wirth mit einer Hand, und rief: „Bey Ihnen iſt es verloren gegangen; Sie müſſen dafür ſtehen; Sie kommen ſogleich mit mir!“ — „Als Sie hier ein-

*) Ohngefähr 900 Franken. —

kehrten," antwortete jener, „sagten Sie mir nicht, daß Sie Geld bey sich hätten; und als Sie abreis'ten, haben Sie es mir nicht anvertraut. Sie sind leer gekommen; so kehren Sie auch wieder zurück. Warum fallen Sie im Angesicht des Himmels und der Erde über mich her?" — „Ich bin ein Angestellter des Bezirks," sagte der Courier. „Ich hatte vier Rollen Silbergeld, jede von dreyßig Unzen. In allem waren es hundert zwanzig Unzen. Damit hatte ich einen Sack von weißer Leinwand angefüllt, den ich um meine Lenden trug. In der verflossenen Nacht band ich ihn los, und legte ihn an der obern Bettstelle unter das Stroh. Hier ist mein Patent! Das flößt Ihnen wohl keinen Respect ein?" Und sogleich zog er aus seinem Aermel ein Papier mit rother Schrift, zeigte es dem Gastwirth, und fragte: „Ist das falsch? Wollen Sie nicht mit mir gehen, so eile ich nach der Stadt, und klage Sie an." Hiemit zog er den Wirth hinaus, und schleppte ihn im Gehen mit sich fort. Dieser aber, höchst aufgebracht, stieß ein großes Geschrey aus? „Man greift mich an! Man beschimpft mich!" —

Sse Yeoupe, der nunmehr von der Wahrheit der Sache überzeugt war, kam in Eile herbey, stellte sich vor jene, und hielt sie auf. „Lassen Sie ihn sogleich los!" sagte er. „Sie haben keine Ursache, meine Herren, sich so zu erzürnen. Ich habe das Geld gefunden, und hier ist es!" Darauf ließ er es von Siaohi bringen, und stellte es dem Courier zu. Als dieser und der Wirth das Geld wiedergefunden sahen, traten sie näher, um es zu betrachten; dann wandten sie sich schnell zu Sse Yeoupe, und statteten ihm mit großer Höflichkeit ihren Dank ab.

„Nur mit Mühe wird man Jemand finden, der so wohldenkend ist," sagten sie. „Wäre dieses Geld in die Hände eines Andern gefallen, der es mitgenommen hätte, dann war unser beyder Leben sehr gefährdet." — „Es ist Geld der Regierung," erwiederte Sse Yeoupe. „Welchen Dank sind Sie mir schuldig? Nur bitte ich, zu sehen, ob es auch im gehörigen Stande ist; denn meine Abreise hat Eile." — „Sie haben mir einen wichtigen Dienst geleistet," sagte der Courier. „Wie kann ich dafür erkenntlich seyn? Ich bitte Sie, mein Herr, noch eine halbe Viertelstunde zu verweilen. Ich lasse ein kleines Abendbrod bereiten, und lade Sie ein, dabey Platz zu nehmen, damit ich Ihnen meine Hochachtung bezeigen kann." — „Sehr dringende Geschäfte nöthigen mich, nach der Hauptstadt zu gehen," erwiederte Sse Yeoupe. „Ich wollte Ihnen Ihr Geld wieder zustellen, und es blieb mir kein anderes Mittel, als Sie hier abzuwarten. Ich habe nicht die geringste Muße, den Beweis Ihrer Gewogenheit zu empfangen." — „Trinken Sie doch eins mit uns, ich bitte darum!" sagte der Wirth. „Es gibt freylich hier nichts Sehenswürdiges für Sie; allein es ist schon spät. Sie werden nicht mehr weit kommen, und zudem ist der Weg nicht der beste. Morgen können Sie ja frühe, und auch mit mehr Sicherheit, abreisen." — „Ich bin ein Student," antwortete Sse Yeoupe; „ich habe nur das nothwendigste Gepäck und keine kostbaren Sachen bey mir. Was sollte ich fürchten?" — „Man braucht nicht gerade etwas Kostbares bey sich zu haben," sagte der Wirth; „man kann doch beunruhigt werden." — Sse Yeoupe aber bestand auf seiner Abreise, und trotz aller Gegenrede

war der Wirth genöthigt, das Gepäck auf den Rücken seines Pferdes zu laden. Sse Yeoupe ließ durch Siaohi die Zeche für Mahlzeit und Nachtlager berichtigen, und verließ den Gasthof. Der Courier und der Wirth wiederholten ihm ihren Dank und ihre guten Wünsche, und begleiteten ihn bis an sein Pferd. Er stieg auf, und zog ab.

Es ward dem Eigner sein verlorner Schatz
Auf's neu gegeben, den er wohl umsonst
Von jedem andern Reisenden begehrt.
Sagt nicht, der junge Mann sey unerfahren
In Weltgeschäften! Eher, als Ihr glaubt,
Hat er die Bahn zum Reichthum angetreten. —

Der Courier, der wieder im Besitz seines Geldes war, eilte, seinem Geschäfte nach, weiter. Was Sse Yeoupe betrifft, so lenkte er sein Pferd nach Norden zu. Noch hatte er nicht über zehn Meilen zurückgelegt, als sich plötzlich ein stürmischer Wind erhob. Der Himmel bedeckte sich; schwarze Wolken zogen von allen Seiten her, und verkündeten Regen. Sse Yeoupe war in Verlegenheit, und wollte ein Nachtquartier suchen. Als er aber auf beyden Seiten der Landstraße umher blickte, sah er nur eine Pflanzung von Weiden, ein großes ödes Feld, und keine einzige Wohnung. In dieser Ungewißheit spornte er sein Pferd, als plötzlich ein großer Kerl, mit einem Prügel bewaffnet, aus dem Gesträuche hervorsprang, und, ohne ein Wort zu sprechen, Sse Yeoupe einen heftigen Schlag auf das Haupt versetzte. Dieser verlor die Besinnung; es entfuhr ihm nur das Wort: „Ich bin hin!“ Er konnte sich nicht mehr im Sattel halten, fiel vom Pferd, und deckte den Rasen. Der Räuber ergriff den günstigen Augenblick, schwang sich auf das Pferd, und

zwang daſſelbe, indem er es mit zwey oder drey Stockſchlägen auf das Kreutz antrieb, flügelſchnell davon zu eilen. So verſchwand er in dem Weidengehölze.

Siaobi, der zurückgeblieben war, lief herbey, um ſeinem Herrn wieder aufzuhelfen. Der Räuber hatte, nebſt dem Pferd, auch das Gepäck mitgenommen, und man wußte nicht, wohin er geeilt war. Als Sſe Yeoupe ſich wieder erhoben, fand er, daß ihm glücklicher Weiſe ſein Sturz keine Wunde verurſacht; aber er hatte weder Roß, noch Gepäcke mehr. Herr und Diener ſahen einander an, und konnten weiter nichts thun, als ihr Mißgeſchick beweinen.

Man war gerüſtet zu der Reiſe Müh'n,
Und ſieh! ein Räuber häuft das Ungemach.
Noch nicht erſchienen iſt der Tag des Glücks:
O widerwärtige Begebenheit! —

Sſe Yeoupe war jetzt in eben ſo großer Verlegenheit weiter zu gehen, als umzukehren. Man wird im folgenden Kapitel finden, wie er ſich aus derſelben zog. —

Dreyzehntes Kapitel.

Der junge Baccalaureus zieht Vortheil von seinem Talent in den Verlegenheiten, welche ihm seine Reise bewirkte.

Sagt nicht, die Wissenschaft sey gegen Hunger
Ein schwacher Bürge nur! Es kommt die Zeit,
Wo Vortheil Euch des Pinsels Kunst erringt.
Es kennt ein reicher Edelmann den Preis,
So dem Talent gebührt, ein köstlich Mahl
Wird im beglänzten Saal ihm dargeboten.
Mehr Quellen hat ein Dichter, als man glaubt:
Das leichte Werkzeug ist in seiner Hand
Schon Bürge des Gewinns; und liebevoll
Gewährt die Gunst ihm eine andre Schöne
Bey jener Prüfung, so im Herbste folgt,
Und bis zum Tod bewahrt sie für den Sänger
Gefühle, die sein Lied ihr eingehaucht.

So war denn Sse Yeoupe inmitten eines öden Landes beraubt, hatte weder Pferd, noch Gepäcke, war allein, und, gleichwie sein Diener, von allem entblößt, während der Himmel sich immer mehr umwölkte. Er fing also an, sich mit Siaohi zu berathen, und sprach: „Das Ziel unserer Reise ist noch weit entfernt. Kaum werden wir ein Nachtquartier erreichen, gehen wir auch noch so geschwind. Wir sind beyde ausgeplündert, und ohne Geld, um unsere Reise fortzusetzen. In welchem Hause wird man uns aufnehmen? Das Beste ist, wir kehren nach unserem letzten Gasthofe zurück, und verweilen noch dort

ein wenig.“ — „In dem jetzigen Zustand der Dinge bleibt uns kein anderer Weg,“ sagte Siaohi; damit reichte er Sse Yeoupe den Arm, und half ihm dahin zurückgehen, woher sie gekommen waren. Bey der Abreise war Sse Yeoupe voller Feuer und Ungeduld; bey der Rückkehr hatte er weder Kräfte, noch Muth. Seines Pferdes beraubt, und kaum der Füße mächtig, erreichte er erst den Gasthof, als es sehr spät war und man schon die Lichter anzündete. Sobald ihn der Wirth sah, fragte er ganz erstaunt: „Nun, mein Herr! Was führt Sie zurück? Hatten Sie Unfälle?“ — Sse Yeoupe erzählte ihm, wie er geplündert worden sey. Der Wirth stampfte mit dem Fuß, und sprach: „Mein Herr, ich hatte Ihnen ja gesagt, daß Sie nicht weggehen sollten. Aber Sie wollten mich nicht hören, und nun ist Ihr Pferd und Ihr Gepäck dahin. Welcher traurige Vorfall!“ — Was mein Gepäck anlangt,“ antwortete Sse Yeoupe, „so hatte ich dessen sehr wenig, und brauche nicht darüber trostlos zu seyn. Aber nach dem Unglück, das mir auf der Straße widerfuhr, von allem entblößt, weiß ich nicht, wie ich meine Reise fortsetzen soll.“ — „Mein Herr,“ sagte der Wirth, „ich bitte darum, gehen Sie hinein, und speisen Sie zu Nacht. Ich lasse Ihnen Ihr voriges Bett zurüsten. Sie bleiben die Nacht hier, und morgen können Sie sich schon anderswo das Nöthige verschaffen.“ —

Sse Yeoupe nahm diesen Vorschlag an, und blieb im Gasthofe. Den folgenden Morgen stand er bey Zeit auf, und war eben im Saale, um sich mit dem Hausherrn zu berathschlagen, als man einen Greis, mit weißem Bart, an der Pforte ankommen sah. Er näherte sich ihnen,

und sprach: „Mich dünkt, daß dieser edle junge Herr der nämliche ist, welcher gestern dem Courier sein Geld wieder zustellte. Er war schon abgereis't; was nöthigte ihn, wiederzukommen?“ — „Sollten dergleichen Unthaten in dem Reiche geschehen dürfen?“ sagte der Wirth mit Seufzen. „Der edle junge Herr fand gestern hundert und zwanzig Unzen Geld; seine Rechtschaffenheit verband ihn, sie dem Eigenthümer wieder zu geben. Wer hätte geglaubt, daß der Himmel gegen seine Handlung die Augen verschließen, und ihm auf der Landstraße ein Räuber sein Pferd und all sein Gepäcke nehmen würde? Jetzt ist er in eben so großer Verlegenheit umzukehren, als seinen Weg zu verfolgen.“ — „Wenn dem so ist,“ sagte der Greis, „dann ward eine gute Handlung sehr übel belohnt. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie nach dem Namen Ihrer Familie, dem Ort Ihrer Geburt, und dem, wohin Sie sich begeben, frage.“ — „Mein Familienname ist Sse,“ erwiederte Sse Yeoupe; „meine Familie ist aus Kinling, und ich wollte nach der Hauptstadt gehen, um einen meiner Bekannten zu besuchen. Ich versah mich wenig des Unfalls, der mich betraf. Das Geld für meine Reise ist gänzlich verloren. Welchen Rath, mein Herr, könnten Sie mir ertheilen?“ — „Edler Herr Sse, weil dies Ihr Name ist,“ sagte der Greis, „von hier nach der Hauptstadt sind es nur acht bis neun Tagreisen, und die Kosten derselben können nicht sehr beträchtlich seyn. Aber für das Gepäck und für Ihren Aufenthalt am Hof, ist ein Weiteres nöthig.“ — „Warum so viele Ausgaben?“ erwiederte Sse Yeoupe. „Ich bedarf nur Weniges für meine Reise und einige Kleinigkeiten zum Gepäcke. Hätte

ich nur ohngefähr zehn Unzen, so wäre dies genug, um nach der Hauptstadt zu kommen, und dort fände ich weitere Hülfsmittel." — „Der Herr hat mir einen wichtigen Dienst geleistet," sagte der Wirth. „Ich sollte ihm diese zehn Unzen leihen. Aber ich bin ein armer Mann, und kann sie nicht in so kurzer Zeit zusammenbringen. Haben Sie diese Summe bey sich, edler Herr Tchang, und wollen sie dem Herrn Sse für seine Reise vorstrecken, so werde ich trachten, sie nach und nach bey Seite zu legen, und erstatte Ihnen dann alles, ohne daß im Geringsten etwas daran fehlen soll." — „Ich sehe," sagte der alte Tchang, „daß der edle Herr Sse ein Mann von Verdienst und Rechtschaffenheit ist. Zudem ist er in Nanking geboren, und besitzt, ohne Zweifel, vorzügliche Talente im literarischen Fach. Wenn er sich etwa in der Dichtkunst auszeichnet, so hätte ich das Mittel, zu finden, was er braucht." — „Ich besitze keine vorzügliche Talente in der Literatur," antwortete Sse Yeoupe. „Aber was die Dichtkunst anlangt, so dient sie mir jeden Abend zur Unterhaltung. Kann sie mir etwas helfen, so bitte ich Sie, mir diesen Dienst zu leisten." — „Das ist herrlich!" versetzte der alte Tchang. „Ich habe einen Verwandten, Namens Li, einen reichen Mann, der erst kürzlich zur Würde eines Raths *) erhoben ward. Sein besonderes

*) Vice-Präsident eines Provincial-Gerichts. Das Wort Rath paßt um so mehr für den Chinesischen Titel, als dieser, durch einen ziemlich neuen Mißbrauch, von einer der ersten Stellen der Chinesischen Magistratur entlehnt ist. Fast eben so ist es mit dem Rathstitel in Frankreich, der bey gerichtlichen Aemtern von verschiedener Natur und bey mehreren Stufen derselben gebraucht wird.

Streben geht dahin, Verbindungen mit den vornehmſten Beamten zu unterhalten. Vor einigen Tagen kam der neue Richter der Provinz an.*) Er empfing meinen Verwandten ſehr gut, und dieſer wollte ihm beträchtliche Geſchenke anbieten. Der Richter jedoch ſchlug ſie aus Uneigennützigkeit aus. Da nun mein Verwandter nicht wußte, wie er jenem ſeine Achtung bezeigen ſollte, kam ihm der Gedanke, demſelben einen mit Seide überzogenen Stubenſchirm zu ſenden, und darauf, durch irgend einen geſchickten Künſtler, vier hübſche Gegenſtände malen zu laſſen. Er wollte noch eben ſo viele, von einem ausgezeichneten Dichter verfertigte, Stücke in Verſen, zur Erklärung der vier Gegenſtände, beyfügen, und mit allem dieſem die acht Abtheilungen des Schirms verſehen. Können Sie, edler Herr Sſe, Ihr treffliches Talent auf dieſe Gedichte verwenden, ſo wird es ein Leichtes ſeyn, Ihnen das nöthige Geld für Ihre Reiſe zu ſchaffen.“ — „Es iſt nicht ſehr ſchwer, Verſe zu machen,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Aber gibt es kein ausgezeichnetes Talent unter den Bewohnern einer Stadt, welche die Heimath der Literatur iſt,**) und ſollten Sie genöthigt ſeyn, ſich deshalb an mich zu wenden?“ — „Die reine Wahrheit zu ſagen, edler Herr Sſe,“ erwiederte der alte Tchang, „es fehlt nicht an Gelehrten in der Provinz Chantoung; aber ich kenne deren keine, die, wenn ſie einmal in Aemter getreten ſind, ihre Muße dem Studium der alten Literatur und dem Anbau

*) Der Richter der Provinz iſt eine vornehme Perſon, welche die Aufſicht über die Provincial-Gerichte hat.

**) Die Heimath des Confucius und ſeiner vorzüglichſten Schüler, wie man ſchon oben ſah.

der Dichtkunst weihen. Nur ein gewisser Licentiat, Tsian, ist im Stande, einige Verse zu machen. Aber dieser Mann ist zugleich voll von Eigenliebe und Eitelkeit, und man hat Mühe, etwas aus ihm zu bringen. Im Frühlinge bat ihn mein Verwandter um ein Gedicht auf die Geburtsfeyer des Unterpräfekten. Er lud ihn dreymal zu Tische, und machte ihm Geschenke, von zwanzig bis dreyßig Unzen Werth *). Alles dieses war nicht genug; er fährt noch fort, bald das, bald jenes zu borgen. Noch jüngst hat sich mein Verwandter wegen der vier Gedichte an ihn gewendet. Er versprach, in einem Moment der Begeisterung sogleich dessen Befehle zu empfangen, zog ihn aber von Tag zu Tag herum, und dennoch hat ihn mein Verwandter fortwährend zu Tische geladen. Noch kam nichts zum Vorschein. Können Sie also, edler Herr Sse, diese Gedichte verfertigen, so ersparen Sie Letzterem alle Mühe, die er sich bisher mit diesem Menschen gegeben hat." — „Weil sich die Sache so verhält," antwortete Sse Yeoupe, „so ist es wohl leicht, Ihrem Herrn Anverwandten diesen Dienst zu leisten. Aber meine Reise drängt mich sehr. Mache ich die Verse noch heute, so wünschte ich auch schon morgen unterwegs zu seyn. Wir müssen also, mein Herr, sogleich miteinander abgehen." — Der alte Tchang lachte, und sprach: „Das Gedicht auf jene Geburtsfeyer hat allein den Licentiaten Tsian über vierzehn Tage Zeit gekostet. Sollte es Ihnen leicht seyn, diese vier Stücke so schnell zu verfertigen? Wenn Sie hiezu das Talent besitzen, edler Herr Sse, so bietet

*) 150 oder 200 Franken.

Ihnen mein Verwandter gewiß ein Geschenk an, und erlaubt sich auch nicht, Sie in Ihrer Reise aufzuhalten." — „Ich verlasse mich ganz auf Sie", erwiederte Sse Yeoupe, „und bitte Sie, die Sache gefälligst anzuordnen." — „In diesem Fall, Herr Sse, wollen wir sogleich abreisen", sagte der alte Tchang. — „Ist es weit von hier?" fragte jener. — „Nicht sehr weit," antwortete der Wirth. „Das Haus des edlen Herrn Li ist am Ende der Stadt gegen Morgen; es begränzt die Wohnung des Vice-Intendanten Lo." — „Weil es nicht weit ist," sagte Sse Yeoupe, „so werde ich mich ohne Verzug dahin verfügen, und haben Sie gute Pferde, Herr Wirth, so geben Sie sich die Mühe, mir eins bereit zu halten." — „Das ist nicht schwer," sagte der Wirth." Gleich darauf zog der alte Tchang mit Sse Yeoupe, dem Siaohi nachfolgte, ab, und alle drey nahmen den Weg nach der Stadt und nach der Wohnung des Kanzlers Li.

Es gibt sich in Gefahr, wer über Höh'n
Und auf den Straßen seinen Weg verfolgt;
Der Fisch, betrogen von der Wellen Glanz,
Fällt in das Garn: wohl fühllos ist das graue
Gewölk; doch jagt der Wind es nach Gefallen. —

Der alte Tchang und Sse Yeoupe kamen bald am Hause des Kanzlers Li an. „Edler Herr Sse," sagte Ersterer zu seinem Gefährten, „ich bitte, einen Augenblick zu warten. Ich gehe zuerst hinein, um Sie meinem Verwandten zu melden; dann komme ich sogleich wieder, und hole Sie ab." — „Ich warte auf Sie," antwortete Sse Yeoupe. Der alte Tchang ging in das Haus, und Sse Yeoupe blieb vor der Thüre stehen. Als er um sich blickte, sah er zwey große, an einander

ſtoßende Häuſer. Auf dem Thor des einen ſtanden acht Paniere, welche nicht ſehr alt zu ſeyn ſchienen. Ueber dem Thor las man die Worte:

Leitung der Sitten.

Das Aeußere hatte ein etwas verfallenes Anſehen, und man ſah wohl, daß dies die Wohnung eines in Ruheſtand verſetzten Beamten von ein wenig ſonderbarer Gemüthsart war.

Auf dem andern fanden ſich keine Paniere. Die Inſchrift über dem Thore hieß:

Zweyte Stufe des großen Collegiums.

Alles ſchien hier in guter Ordnung und wohl eingerichtet zu ſeyn. Alles verkündete die Wohnung eines Mannes, der mit einem hohen Verwaltungsamte bekleidet war. —

Sſe Yeoupe hatte ſeine Betrachtungen noch nicht geendigt, als er aus dem Hauſe einen Diener kommen ſah, der zu ihm ſprach: „Der edle Herr, mein Gebieter iſt in dem Saale. Er bittet Sie, mein Herr, zu ihm hineintreten zu wollen.“

Als Sſe Yeoupe an die Ehrenpforte kam, ſtieg eben der Rath Li die Treppe herab, und ging ihm entgegen. Jener blickte ihn an, und was ihm ſtark in die Augen fiel, war:

„Die gleich einem Berggipfel abgedachte Mütze; die ernſthafte Phyſiognomie, verbunden mit der tiefen Stimme einer Magiſtratsperſon, welche die literariſchen Prüfungen überſtanden hat, und das ſtolze Anſehn eines mit dem Gürtel geſchmückten Beamten. Sein Alter war zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren; ſeine Stelle befand ſich zwiſchen der achten und neunten Klaſſe.“

„An seiner Kleidung hatte er mehrere gelbe Schleifen; unter dem Schilde, den er auf der Brust trug, fielen Gehenke herab, und über demselben erhob sich ein Stück schwarzer Gase. Sein gezwungenes Wesen, sein Ehrfurcht gebietender Gang hinderten nicht, daß man auf seine Kosten lachte.“

Der Rath kam also Sse Yeoupe entgegen, und führte ihn in den Saal. Hier nahmen beyde, nach den gewöhnlichen Grüßen, die ihnen gebührenden Plätze ein. Hierauf begann der Rath: „Edler Herr Sse, mein Verwandter rühmt mir sehr Ihre Talente. Aber noch konnte ich nicht erfahren, welcher glückliche Zufall Sie zu einer so großen Gefälligkeit bewog.“ — „Es ist sehr unschicklich,“ antwortete Sse Yeoupe, „daß ich die Unterhaltung mit Denselben auf so wenig ceremoniöse Art anfange. Aber ich hatte das Unglück, auf einer Reise gänzlich beraubt zu werden, und dies brachte mich zufällig in's Gespräch mit Ihrem Herrn Anverwandten, der mich zu Eurer Excellenz geführt hat. Ich vernahm, Sie wollten eine kleine Aufschrift machen lassen, und bin Ihrem Verwandten vielen Dank schuldig, weil er mich nicht ohne alles Talent glaubte, und darum die Güte hatte, mich für jenen Gegenstand vorzuschlagen. Er gab mir gleich anfänglich Stoff zu langen Erinnerungen. Deshalb war ich so kühn, mich Ihnen vorzustellen, und bitte wegen einer solchen Verwegenheit um Entschuldigung.“ — „Ja,“ sagte der Rath, „der Provincialrichter ist vor einigen Tagen angelangt. Ich hatte die Ehre, seine Blicke zu fesseln. Ich will ihm mit einem seidenen Schirm für sein

Gemach meine Huldigung darbringen, und ließ ſchon durch einen berühmten Mahler vier Gegenſtände ausführen, die ich hier habe. Noch möchte ich vier Gedichte, zur Erklärung der Gemälde, beyfügen, ſo daß der Schirm acht Abtheilungen erhält. Ich hatte ſelbſt Luſt, etwas Mittelmäßiges darauf zu dichten, fand aber keinen Augenblick Zeit. Da ich nun bey Ihnen ſo viel Talent und eine ſo große Gefälligkeit finde, und da Sie, mein lieber Herr, geneigt ſind, den Meißel in die Hand zu nehmen, ſo bin ich Ihnen unendlich verpflichtet. Kann ich aber im Augenblick, da ich Ihre Bekanntſchaft mache, auch Ihre Güte ſo weit mißbrauchen?" — „Ich fürchte nur etwas," erwieherte Sſe Yeoupe; „daß nämlich mein geringes Talent nicht würdig genug ſey, etwas in Ihrem Namen zu geben. Weil Sie aber meinen Dienſt nicht verſchmähn, ſo bitte ich, mir die Gegenſtände zu ſagen." — „Wohlan!" verſetzte der Rath, „weil Sie denn ſo überaus gefällig ſind, ſo gehen wir in den hintern Garten, um einige Taſſen zu nehmen; alsdann erwarte ich Ihre Belehrung." Und ſogleich befahl er ſeinen Dienern, ein kleines Mahl aufzutragen, erhob ſich, und bat Sſe Yeoupe, ihm in den Garten zu folgen.

Der ganze öſtliche Theil dieſes Gartens war mit Blumen bepflanzt, und man ſah hier eine mit roth bemahltem und künſtlich gearbeitetem Gitterwerke verſchloſſene Gallerie. Er war durch Bambusrohr und blühendes Geſträuch gegen die Sonne geſchirmt. Reiche Farben ſchmückten die Mauern, jenſeits welcher man Ulmen und Weiden erblickte, deren Wipfel einen ſehr hohen Pavillon umgaben und die Ausſicht auf die angenehmſte Weiſe beſchränkten.

Als Sse Yeoupe in die Gallerie trat, war er nicht gestimmt, bey diesen Schönheiten zu verweilen. Man trug bald das Mahl auf, und der Rath setzte sich mit seinem Gast, den er höflich bediente, an die Tafel. Sie hatten die Tasse in der Hand, als ein Diener den Besuch des Licentiaten Tsian meldete. „Er kommt sehr gelegen," sagte der Rath. „Geh geschwind, und bitte ihn hereinzutreten!" — Damit stand er auf, ging dem Licentiaten entgegen, und kam im Augenblick mit demselben herein. Auch Sse Yeoupe stand auf, um ihn zu empfangen, und sah, daß der Licentiat ein Mann war, der einen langen Bart, einen dicken Bauch, viele Corpulenz und ein doppeltes Kinn hatte. „Wer ist dieser Herr?" fragte Tsian den Rath, als er Sse Yeoupe erblickte. — „Es ist Herr Sse aus Kinling," war die Antwort. — „Ach! das ist also ein Gast von weit her," erwiederte jener, und überließ ihm den Platz zur Linken. Nachdem man einander die gewöhnlichen Höflichkeiten bezeigt, liessen sich die drey Tafelgäste nieder, und der Licentiat wandte sich an Sse Yeoupe mit den Worten: „Edler Herr Sse, was führt einen Mann aus Ihrer schönen Provinz in unsere kleine Stadt?" — Noch ehe Sse Yeoupe Zeit zu antworten hatte, nahm der Rath das Wort. „Der edle Herr Sse, sprach er, ist nicht absichtlich hieher gekommen. Er geht nach der Hauptstadt. Unter Wegs ward er beraubt, und dadurch seine Reise unterbrochen. Einer meiner Verwandten ist ihm gestern zufällig begegnet. Er vernahm, daß dieser Herr, so jung er auch ist, ein ausgezeichnetes Talent besitzt, und da er wußte, daß ich von Ihnen die vier Gedichte, welche ich für den edlen Herrn

Richter begehrte, noch nicht erhalten konnte, ſo dachte er dem Herrn Sſe dieſe Mühe zu übertragen. Dieſer hat ſeinen Vorſchlag nicht abgewieſen, und mir die Ehre ſeines Beſuches erzeigt. Mein Gaſt und ich wollten uns angenehm unterhalten; aber die Freude wäre nicht vollkommen geweſen. Darum iſt es recht ſchön, daß Sie dieſe Stunde zu Ihrem Beſuche gewählt; es wird uns nicht an Begeiſterung fehlen.“ — „Recht gern!“ erwiederte der Licentiat. „Deshalb bin ich in dieſen Tagen nicht weggeblieben. Aber unter Umſtändlichkeiten und Beſchwerden, womit ich überhäuft war, bot ſich mir kein Moment zum dichteriſchen Aufſchwunge. Heute vernahm ich, der Richter wäre von einer Inſpectionsreiſe zurückgekehrt. Ich fürchtete, Ihr Zweck möchte verfehlt werden, und machte mich zu Ihren Dienſten bereit. Die Quelle meiner poetiſchen Ideen war darum nicht weniger verſtopft. Glücklicher Weiſe hat der Himmel den edlen Herrn Sſe lieber geführt. Er überhebt mich alſo der Mühe, nachzuſinnen und mir den Kopf zu zerbrechen.“ — „Ich bin,“ antwortete Sſe Yeoupe, „nur ein armer Wanderer, der Aushülfe ſuchen muß. Dies gab mir den thörichten Gedanken ein, um guten Dienſt Verſe zu machen. Ich übernehme die Stelle des Flötenſpielers. Aber die ſchlechten Kräuter, welche ich zu bringen vermag, haben nur geringen Werth gegen das Gaſtmahl, ſo mir angeboten wird. Ich hatte die Schwäche meiner Geiſteskräfte nicht ſogleich berechnet. Da der große Zauberer nun erſchienen iſt, wird der kleine Zauberer nicht zu Athem kommen, und das Beſte, was er thun kann, iſt, daß er ſich zurückzieht.“ — „Meine Herren,“ unterbrach der Rath, „ſeyen

Sie nicht so bescheiden. Weil Sie so gefällig sind, müssen Sie mir auch beyde die Hülfe Ihres Geistes gewähren. Nehmen Sie geschwind einige Tassen, um sich in Dichterlaune zu versetzen.“ Hiermit schenkte er ihnen ein, und ermahnte sie zum Trinken. —

So brachten sie einige Zeit hin, worauf Sse Yeonye das Wort nahm, und sagte: „Ich bin ein sehr schwacher Trinker. Edler Herr Li, weil Sie meine Dienste nicht verschmähn, bitte ich um Ihre Stoffe, und ist meine Dichtung geendigt, so unterwerfe ich sie Ihrem Urtheil.“ — Der Rath wollte diesen Vorschlag nicht eingehen; aber der Licentiat Tsian bestand darauf: „Ja doch! Ja doch!“ rief er; „zeigen Sie uns Ihre Stoffe! Man dichtet, man trinkt zugleich miteinander; eins hindert das andere nicht.“ —

Hierauf ließ der Rath durch seine Diener ein für Geschenke bestimmtes Kistchen holen. Er ließ es öffnen, und zog vier gemahlte Blätter, welche Frauen vorstellten und mit Ueberschriften versehn waren, heraus. Er reichte sie seinen Gästen hin, welche die Blätter aufrollten, um sie zu beschauen. Die Aufschrift des ersten Blattes hieß: Die Rätherinnen; man sah hier zwey Frauen, die gegen einander über saßen und mit Nähen beschäftigt waren. Das zweyte führte den Titel: Die Auswägerin; es stellte eine Frau vor, die etwas in einer Wage abwog, nebst mehreren andern, die ihr zusahen. Der Gegenstand des dritten Blattes war die Küche. Hier erblickte man mehrere Frauen in einer Küche; einige bliesen die Flamme an, andere bereiteten Gerichte, noch andere wuschen die benden Stücke ab, und wieder andere setzten sie an's

Feuer. Das vierte hieß die Wahrſagerinnen; drey oder vier Frauen übten an einem Blumenkelche das Fingerſpiel.

Dies waren die Stoffe, über welche man dichten ſollte, und da vier Gemälde vorhanden waren, ſo bedurfte es eben ſo vieler Gedichte als Anſpielung auf die Geſinnungen, welche man demjenigen, der dieſe Stücke empfing, ſchuldig zu ſeyn glaubte. Sſe Yeoupe betrachtete ſie einige Zeit, ohne etwas zu ſprechen. Aber der Licentiat Tſian nahm das Wort: „Edler Herr Li,“ ſagte er, „bey Ihnen iſt alles prächtig. Welche herrliche Gemälde ließen Sie da verfertigen! Aber die Stoffe ſind ſchwer; man kann nicht ſo geſchwind die Hand daran legen. Es wird Zeit zum Nachdenken erfordert. Ich bin nicht im Stande, Ihnen das in ſo kurzer Zeit zu machen. Aber Herr Sſe iſt ja ein geſchickter Mann...“ — „Meiſter Tſian,“ unterbrach ihn Sſe Yeoupe, „was Sie da ſagen, muß ich weit mehr bey mir ſelber fühlen. Aber ich habe höchſt dringende Geſchäfte. Dennoch kann ich nicht umhin, einen Verſuch zu wagen, ſo mittelmäßig er auch ſey, damit ich die Verwegenheit, mich vorgedrängt zu haben, entſchuldigen und ſodann Abſchied von Ihnen nehmen kann.“ — „Ihre Gefälligkeit beſchämt mich,“ ſagte der Rath; und ſogleich befahl er ſeinen Leuten, Pinſel, Schreibzeug und ein Blatt Papier zu bringen. Sſe Yeoupe nahm ſie ohne weitere Ceremonieen, ergriff den Pinſel, und ſchrieb alles in einem Zuge nieder.

Vorwärts eilt er, nicht zu Fuße;
Denn kein Renner mag ihm folgen.
Gleich dem Dämon ſchwebt er, läßt dann
Wie ſein Flügelroß ſich nieder.

Dunkel ist's Papier von Wolken
Rauch, aus dem die Dint' entstanden. — *)

Als Sse Yesupe mit Schreiben fertig war, reichte er sein Gedicht dem Rath Li und dem Licentiaten Tsian mit den Worten: „Wenn dies auch wenig Ihr Anschaun verdient, so wünsche ich nur, daß meine Schwäche sich Ihres Vertrauens nicht ganz unwerth zeige.“ — Als beyde das Papier entrollt, lasen sie Folgendes:

1. Die Rätherinnen.

Zurück ruft das Gewerb die schöne Zeit
Der Vorwelt; so geschmückt war jene Tracht
Mit allem Glanz des Himmels und der Erde.
Fein, wie Nuwa, in der Nadel Kunst,
Und sitzend eine bey der andern, könnt
Ihr sie der Sonne und dem Mond vergleichen.

2. Die Auswägerin.

Ja, ewig legt das mächtigste Gewicht
Der Schönen holdes Lächeln in die Wage.
Ein saures Antlitz wird bey'm ersten Blick
Verklärt: die Richterin hält unbestechlich
Mit fester Hand die Wag', und duldet nicht
Von ihrer Seit' Ungleichheit bey den Menschen.

3. Die Küche.

Wohl tausend Kämpfe haben Feu'r und Wasser
In dieser Welt: so herrscht des Bittern und
Des Süßen Streit in unserem Gemüth.
Wie kann die Mischung hold und lieblich seyn
Bey Stoffen, die sich immer nur befehden?
Ihr lehrt es uns durch glücklichen Gebrauch,
Den von der Pflaum' Ihr macht und von dem Salze.

4. Die Wahrsagerinnen.

Zählt nicht auf eitles Rathen, noch auf das,
Was Zufall eingehaucht! Sein Name steht
Geschrieben im Gedächtniß des Monarchen.

*) In China wird die Dinte mit Schwärze des Rauchs gemacht.

Einſt lohnt ihm treue Pflicht der gold'ne Kelch:
Die Sterne, ſo des höchſten Amt verwalten,
Sie leuchten durch der Nacht Gewölke ſchon. —

Als Tſian geendigt, brach er in Erſtaunen und Bewunderung aus. „Welcher Geiſt! Welche Grazie und Geſchicklichkeit!“ rief er. „Sie haben, mein Herr, das Genie eines Unſterblichen.“ — „Eitle Worte, das Werk eines Augenblicks, ſind nicht würdig, Ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln,“ antwortete Sſe Yeoupe.

Der Rath Li prüfte auch ſeiner Seits die Verſe. Sein Urtheil war nicht ſehr geübt; da er aber ſah, daß der Licentiat ſie ohne Ausnahme lobte, hielt er dafür, daß ſie gut ſeyn müßten, und ſprach mit innerlicher Zufriedenheit: „Die Eingebornen Ihrer ſchönen Provinz gleichen wenig den Bewohnern dieſes Landes. Welches Glück, ſo etwas zu beſitzen! Welche Ehre werde ich damit einernten! Aber die Menſchen haben nie genug. Iſt man einmal zu Koung, ſo wendet man ſchon die Augen nach Chou. Wenn ich Sie auch um die eigenhändige Aufſchrift bäte, würden Sie es bewilligen?“ — „Was könnte mich hindern?“ antwortete Sſe Yeoupe. Und ſogleich ſagte er den Dienern, ſie möchten einen trocknen und ſaubern Schreibtiſch an den Fuß der Treppe ſtellen. Unterdeſſen zerrieb er die Dinte. Der Rath Li nahm vier Stücke von ſtarkem, weißem Seidenſtoff, und ließ ſie über die Tafel ſpannen.

Sſe Yeoupe, jetzt etwas aufgeregt durch den Wein, ergriff ſchnell den Pinſel, und hier zeigte ſich in Wahrheit der Drachen Flug und die raſche Bewegung der Schlangen. Im Augenblick war auch dieſe Arbeit vollendet. Der Rath und der Licentiat ſahen ihm dabey zu, und ihr Lob wollte

kein Ende nehmen. Sse Yeoupe, nur in seine Betrachtungen vertieft, sprach bey sich selbst: „Verdient ein so gewöhnliches Ding den Namen Poesie? Ach! wenn ich dereinst neben dem Fräulein Pe säße, ein Gebüsch vor meinen Augen und Leuchten über dem Haupte, dann könnte ich wechselsweise trinken und singen, dann wäre mein ganzes Leben mit köstlichen Gedanken erfüllt! Jetzo aber sind glänzende Perlen in die Dunkelheit gesä't. Jedoch im Laufe gehemmt, den ich aus Liebe zu ihr unternahm, was kann ich anders thun?“ — Noch mit diesen Ideen beschäftigt, erhob er das Haupt, und glaubte über der Mauer im Pavillon eine Person zu erblicken, die ihn verstohlen durch das Laubwerk beschaute, und die sich zu verwahren suchte, daß man sie nicht sah. Es schien ihm eine schöne und anziehende Gestalt zu seyn, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie eben solche Reize, wie Fräulein Pe, aber vielleicht nicht ihre Talente besitzen möchte. Kaum war dieser Punkt berührt, so wandte er sich mit Pfeilschnelle wieder ab. Dann sprach er zu dem Rath Li: „Die Aufgabe, so Sie mir ertheilt, ist vollendet. Ich werde mich jetzt beurlauben.“ — Der Rath gab sich Mühe, ihn noch da zu behalten. „Da ich,“ sagte er, „das Glück hatte, einen so weisen Mann wie Sie zu treffen, wie könnte ich Sie auf diese Art von mir lassen? Es ist schon spät; Sie können nicht abreisen; Sie müssen schlechterdings hier bleiben und auch ein geringes Bett für diese Nacht annehmen. Morgen begeben Sie sich dann bey guter Zeit auf den Weg.“ — „Das kann freylich nicht anders geschehen,“ sagte Sse Yeoupe. „Aber ich habe weder Pferd, noch Gepäcke, und muß noch heute nach

dem Gasthofe zurückkehren, um meine Anstalten zu treffen." — „Seyen Sie unbekümmert, Herr Sse," versetzte der Rath. „Alle diese Kleinigkeiten sind meine Sorge." — „Geben Sie nicht so übel mit uns um, Herr Sse," sagte der Licentiat. „Es ist eine Schickung des Himmels, wenn gute Freunde so zusammentreffen. Auch ich will morgen ein wenig die Pflicht des Landes gegen Sie erfüllen. Der edle Herr Li kann Sie durchaus nicht gehen lassen." — „Es ist sehr nöthig, daß ich morgen bey guter Zeit abreise," erwiederte Sse Yeoupe. „Für alle Ihre Güte, Meister Tsian, bin ich Ihnen von Herzen dankbar." — „Davon sprechen wir morgen weiter," sagte der Rath. „Lassen Sie uns erst das heutige beschließen!" Hiemit ersuchte er seine Gäste, in der Gallerie ein Mittagsmahl zu nehmen. Sie blieben alle drey bey Tische, unterhielten sich und lachten, bis man die Laternen herbeytrug. Jetzo verließ Tsian die andern, und der Rath Li führte Sse Yeoupe in eine Bibliothek am Ende der Gallerie, um daselbst die Nacht zuzubringen.

Stellt ein gemeiner Gast sich dar,
Denkt man nicht an den Gruß:
Doch naht ein Dichter, eilt ihm schon
Die Höflichkeit zuvor. —

Sse Yeoupe konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am frühen Morgen stand er eilends auf, und wollte, als sein Anzug beendigt wär, abreisen. Da aber sein Wirth nicht zum Vorschein kam, verweilte er noch ein wenig. Unterdessen erblickte er Tchang, der sich ihm näherte und sprach: „Herr Sse, warum sind Sie denn so frühe aufgestanden?" — „Die Tage meines Aufent-

halts scheinen mir Jahre zu seyn", antwortete Sse Yeoupe. „Ich wünschte mir Flügel, um nach der Hauptstadt zu kommen. Ich bitte, mein Herr, sprechen Sie doch ein Wort mit Ihrem Verwandten, daß er mir ohne Aufschub die versprochene Beyhülfe gewährt. Sie erzeigen mir dadurch einen höchst wesentlichen Dienst." — „Ihr Reisegeld ist das geringste", erwiederte der alte Tchang, „und es versteht sich von selbst, daß mein Verwandter es Ihnen anbietet. Aber er hat noch eine sonstige Angelegenheit, und wird deshalb eine inständige Bitte an Sie ergehen lassen." — „Was wäre das?" fragte Sse Yeoupe. — „Mein Verwandter", war die Antwort, „hat aus dem Lobe, das der Licentiat Ihrem Talent und Ihren Kenntnissen ertheilt, entnommen, daß Sie ein Mann von hohem Berufe sind. Er hat also, Herr Sse, eine große Achtung für Sie geschöpft, und wünschte Sie in seinem Hause behalten zu können. Da er einen dreyzehnjährigen Sohn besitzt, so möchte er gern mit Ihnen einen Vertrag eingehen, damit Sie denselben unter Ihre Aufsicht nähmen, und ihm ein Jahr lang Ihre Sorgfalt widmeten. Das Honorar ist Ihrem Belieben anheim gestellt, und welche Summe Sie auch bestimmen, wird er sich keinen Abzug erlauben." — „Ich verstehe nichts von dem Amt eines Lehrers", erwiederte Sse Yeoupe. „Zudem bin ich nur ein Reisender, und muß im Augenblick wieder fort. Wie könnte ich einen solchen Vorschlag annehmen?" — Als er so sprach, trat ein Diener herein, und überreichte ihm eine Einladungskarte. Diese kam von dem Licentiaten Tsian, welcher ihn zum Mittagessen bat. Sse Yeoupe antwortete schnell:

„Ich kann es ſchlechterdings nicht annehmen. Seyd ſo gut, und vermeldet meinen Reſpect und meinen Dank; auch gebt Euch die Mühe, das Billet wieder zu überliefern.“ — „Das Mahl iſt ſchon bereitet,“ verſetzte der Diener. „Sie müſſen durchaus einen halben Tag bleiben, Herr Sſe.“ Damit legte er das Billet nieder, und entfernte ſich. —

Der alte Tchang nahm wieder das Wort, und ſprach: „Herr Sſe, weil Sie keine Neigung haben, hier zu bleiben, ſo kann Sie mein Verwandter nicht dazu zwingen. Aber was die Einladung des Licentiaten betrifft, ſo haben Sie keinen Ausweg. Zudem iſt es kein Mahl von denen, die man ſo leicht findet. Hegte der Licentiat nicht eine doppelte Achtung für Sie, ſo hätte er nie den Einfall gehabt, Sie einzuladen. Es iſt ein Mahl, das Ihnen vom Himmel fällt.“ — „Ja,“ ſagte Sſe Yeoupe, „es iſt ſehr höflich von ſeiner Seite; aber meine Abreiſe drängt mich außerordentlich.“ — „Mäßigen Sie ein wenig Ihre Ungeduld,“ antwortete Tchang. „Ich laſſe Ihr Pferd und Ihr Gepäck beſorgen. Der Licentiat ſpeiſ't frühe; Sie nehmen ein paar Taſſen von ihm an, und machen ſich dann ſogleich auf den Weg.“ — „Ich rechne völlig auf den guten Dienſt, den Sie mir leiſten wollen,“ erwiederte Sſe Yeoupe. Der alte Tchang verließ ihn jetzt, und er blieb allein und ganz muthlos in der Gallerie ſitzen. In der Ungeduld, die ſein Herz verzehrte, ward er entrüſtet gegen die Nothwendigkeit, das zu ſeiner Reiſe erforderliche Geld zu erwarten. „Geh',“ ſagte er zu ſeinem Diener, „und ſieh' ein wenig hier vorn, ob die Straße gut iſt! Wir gehen weg; denn

es ist nicht möglich, sich daran zu halten und auf diese Weise zu harren.“ — „Die Gartenthüre ist verschlossen,“ antwortete Siaohi; „wir können nicht hinaus; und wäre dies auch, so haben wir kein Geld auf den Weg. Sie müssen sich, mein Herr, gern oder ungern, heute noch gedulden. Morgen kommen wir ohne Zweifel fort.“—

Da Sse Yeoupe seiner Verlegenheit nicht abzuhelfen wußte, entschloß er sich, zu bleiben. Als er so in Erwartung stand, hörte er Leute in dem Pavillon, der an die Mauer stieß, und eine Person, die man nicht sehen konnte, sprach: „Die Granatbäume vor der hintern Thüre stehen in voller Blüthe.“ — Sse Yeoupe horchte auf diese Rede, und nahm nun an, daß der Garten, worin er sich befand, auch eine Hinterthüre haben müsse. Er folgte daher sogleich der Mauer, um diese Pforte zu suchen, und fand sie, nachdem er ein Blumengesträuch umgangen war, wirklich hinter einem künstlichen Felsen. Sie war zugemacht; aber Sse Yeoupe befahl seinem Diener, sie zu öffnen; dann ging er vor, und warf einen Blick hinaus. Er sah ein abgelegenes Feldstück, das ganz mit Ulmen und Weiden bepflanzt war, und eine angenehme Beschattung gewährte. Auch befanden sich daselbst zwey Granatbäume, die jedoch in keiner sehr bemerkenswerthen Blüthe standen *).

*) Diese Bemerkung ist im Original mit « bezeichnet, um die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen. Bey vielen andern hat man die nämliche Vorsicht angewandt. Diese den Europäischen Scharfsinn beleidigenden Zeichen sind hier weggelassen, weil man demungeachtet glauben darf, daß von der Absicht des Autors und seinen manchmal etwas leichten Pinselstrichen nichts verloren geht.

Sse Yeoupe that einige Schritte, um zu erforschen, wo er sey, und bemerkte, daß die Mauer, welche an jene des Hauses stieß, aus dem er kam, auch einen Blumengarten umgab, und daß sie mit einem Thore, ganz nahe bey dem, so ihm den Durchgang geöffnet, versehen war. Als er seine Blicke auf dieses Thor wandte, sah er, daß es sich öffnete, und ein Jüngling von ohngefähr fünfzehn oder sechzehn Jahren trat heraus, das Haupt mit einer leichten Mütze bedeckt und in ein Gewand von violenblauer Farbe gekleidet. Die rosenrothen Lippen, die blendend weißen Zähne, die glänzenden Augen und die wohlgeformten Augenbraunen gaben ihm das Ansehn eines reizenden Mädchens. Man konnte mit Wahrheit sagen:

Sein Frühlingskleid ist aus der Weiden Laub
Und aus der Pfirsichbäume Schmuck gewebt.
Naht hier ein Sterblicher, naht eine Gottheit?
Wer wagt, dies Wesen, aus dem feinsten Stoff
Der Blumenwelt gebildet, zu beneiden?
Darf man an diesen Geist, dem Mondenlicht
Entwallt, sich nimmer fesseln? Seine Jugend
Und Anmuth kann verleih'n den Tod aus Liebe.
Doch liebliche Verheißung würde bald
Die Gluthen mildern, die sein Reiz entflammt.
Wär' es ein zarter Knabe nur allein,
Der scherzt und lacht? Wär' es ein holder Duft,
Des Gartens innerem Gemach enthaucht? —

Sse Yeoupe war überrascht, als er ihn wahrnahm, und rief in seinem mit Freude gemischten Erstaunen: „Kann es unter dem Himmel einen so reizenden Jüngling geben? Es muß jener Pangan seyn, der im Alterthume so sehr gerühmt ward!“ — In diesen Gefühlen sah er den Jüngling sich ihm mit munterer und

lebhafter Miene nähern. Er neigte sich vor Sse Yeoupe, und sprach: „Wer ist der schöne junge Mann, der hier die Blüthen seines Geistes verschwendet, der bewundernswerthe Lieder dichtet, ohne daß er nachzuforschen würdigt, ob ihn Jemand über die Mauer her beschaut?“ —

Sse Yeoupe antwortete schnell und mit erhobener Hand auf diese liebliche Anrede: „Ganz verloren in der Erinnerung des Fürsten der Wissenschaften, wähnte ich die Laute zu spielen, ohne gesehen zu seyn, und dachte nicht, daß Söung von Osten her, durch den Schnee begünstigt, die Menschen so nahe belausche. Kann jetzt noch, da ich Gold und Jaspis fand, von diesem Geschreibe die Rede seyn?“ —

„Man hat mir immer gesagt,“ erwiederte die neue Erscheinung, „daß das Vergnügen allein nicht das Vergnügen herbeyrufe, und daß ein Talent mit dem andern im Bunde stehe. Nach Ihrem Verdienst und Ihrer Gestalt zu urtheilen, müssen Sie ein vollendeter Mann seyn. Ich wünsche, wir wären beyde wie die Binse und das Schilf. Man sagt, daß sie sich wechselseitige Hülfe leisten. Haben Sie, mein lieber Herr, dieselbe Gesinnung?“ — „Ich sehe in Ihnen,“ versetzte jener, „die Grazie vergangener Zeiten und den Gang eines Genius. Wer so die Pomeranze und die Vanille*) erblickt, wünschte nicht ihnen zu nahen? Aber alles was ich fürchte, ist,

*) Ich gebe diese zwey Namen nicht als Linnäische Aequivalente für Chinesische Worte. Die Vanille im eigentlichen Sinne ist in dem alten Continent fremdes Gewächs; dennoch aber, da von einer Art *Epidendrum* die Rede ist, glaubte ich eine Benennung wagen zu dürfen, die von der fraglichen

nicht mit Ihnen in Harmonie zu ſtehen, und dem Bunde, den Sie mir anzutragen die Güte haben, nachtheilig zu ſeyn.“ — „Wenn Sie mich nicht verſchmähen,“ war die Antwort, „ſo ſetzen wir uns ein wenig auf dieſen Stein, und ſprechen von den Gefühlen, die unſere Herzen bewegen.“ —

Sie gingen beyde, und nahmen neben einander Platz auf einem großen Stein, der ſich an dem Gartenthore befand. —

„Erlauben Sie mir,“ fuhr der Jüngling fort, „um den Namen Ihrer Familie und Ihres Landes zu bitten; auch zu fragen, wie alt Sie ſind, und welche Umſtände Sie hieher geführt haben?“ — „Ich bin,“ antwortete jener, „Sſe Peouye aus Kinling, mit dem Beynamen Liauſian, und gerade zwanzig Jahre alt. Ich wollte eine angeſehene Perſon bey Hofe beſuchen, ward aber auf der Straße unverſehens angefallen und ausgeplündert. Allein, von allem entblößt, konnte ich weder meinen Weg fortſetzen noch umkehren. Da machte ich zufällig die Bekanntſchaft des alten Li, der mich bat, ihm vier Gedichte zu verfertigen, und mir das Nöthige für meine weitere

---

Pflanze eine verwandte Idee gibt. Man erwarte hier keine ſtrenge botaniſche Erklärungen. Ich hielt nicht für gut, dem Beyſpiel eines Autors zu folgen, der in ſeiner Ueberſetzung eines Chineſiſchen Gedichts einen jungen Mann in der Liebeserklärung auf galante Weiſe ſagen läßt: „Ihre roſenrothen Wangen, gleich den Blättern der *Pæonia arborescens*, haben einen Gelehrten entflammt, der den Zweig der *Olea fragrans* gebrochen hat.“ Dies iſt wohl ſehr pünktlich. Aber ich bäte, eine ſolche Art von Genauigkeit für andere Gegenſtände bewahren zu müſſen.

Reise zu liefern versprach. Die Gedichte wurden gestern vollendet, aber das Geld, das er mir als Ehrensold zu geben hat, ist noch nicht erschienen. Dies nöthigte mich zu warten, als ich Sie, edler Herr, unvermuthet antraf. Das ist Glück für ein dreyfaches Leben. Aber noch weiß ich Ihren Namen nicht." — „Mein Familienname," war die Antwort, „ist Lo. Meine Mutter hatte, als sie mich der Welt gab, im Traum einen blühenden Birnbaum gesehen; daher verlieh sie mir den Beynamen Meng li.*) Ich bin nun sechzehn Jahre alt. Meine jüngere Schwester war gestern im Pavillon. Diese hat Sie verstohlener Weise erblickt. Ihr Verdienst, Ihr angenehmes Aeußere, die besondere Geschicklichkeit, mit welcher Sie den Pinsel führen, hat großen Eindruck auf dieselbe gemacht. Sie dachte, Litaiye wäre wieder in's Leben zurückgekehrt. Mir hat sie alle diese Umstände erzählt, und dies gab mir den Gedanken ein, mit Ihnen eine Zusammenkunft zu haben. Ich sah nicht voraus, daß der Erfolg dem Wunsch so nahe läge, und daß ich Ihnen, edler Herr, schon begegnen würde. Haben sie Mangel an etwas Nothwendigem, so ist es ganz natürlich, daß ich ihm abhelfe. Was dürfen Sie von dem alten Li erwarten? Er ist ein gemeiner Mensch, der sich nur mit seinem Range geltend macht. Wie kann er Ihr Talent würdigen?" — Kaum waren diese Worte gesprochen, als Siaobi herbeyeilte, um seinem Herrn zu melden, man bringe im Hause das Frühstück, weswegen er sich hinein

*) Von einem Birnbaum träumen. Die Chinesischen Beynamen der beyden Geschlechter leiten oft den Ursprung von solchen Gegenständen her. Man hat früher gesehen, daß ein Traum der Tochter Pe's den Namen rother Jaspis gab.

ist, nicht absprechen, und der Sohn hoffte im stillen, (was hofft die Liebe nicht?) sie allmählich für seinen Wunsch zu gewinnen.

Von dem allen aber ahnte Emma nichts. Sie sah bloß einmal mehr als gewöhnlich nach der Uhr, wenn die Stunde nicht mehr fern war, da Wilibald die Mutter zu besuchen pflegte. Trat er ins Zimmer, so schmückte ein höheres Roth ihre Wangen, aber sie räumte ihm sogleich den Platz am Bette ein, und arbeitete ämsiger in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers. Auch heute hatte sie ihn auf diese Weise gesehen; heute besonders hatte ihr Herz gepocht, als er zu ihr trat und sagte: „Liebe Emma, wird Ihnen das nächtliche Wachen auch nicht zu viel? Sie sehen ein wenig blaß aus, ich werde künftige Nacht Ihre Stelle übernehmen.“ Emma versicherte dagegen, daß sie sich nicht im geringsten angegriffen fühle; auch war die Kranke keineswegs geneigt, Emmas Stelle von ihrem Sohne einnehmen zu lassen; Emma blieb bey ihr, wie gewöhnlich.

Diese Erinnerung des heutigen Morgens ging in der stillen Mitternachtsstunde wieder in Emmas Köpfchen vorüber: Wilibald — sie mußte es sich gestehen — wurde ihr mit jedem Tage lieber. Er war doch ein gar guter und — ja was half's, sie mußte das auch hinzu denken — ein gar schöner Jüngling.

„Emma!“ rief jetzt die Kranke, die nicht schlafen konnte, und unterbrach des Mädchens liebliche Ideenreihe, „Emma! Du mußt mir einen Gefallen thun. Hier nimm diesen Schlüssel (sie nahm ihn aus einer an der Seite des Bettes befestigten Chatoulle), schließe dort

Präfekt hat mir gestern einen Besuch abgestattet; ich muß ihm denselben erwiedern. Aber es ist mir sehr leid, daß ich Sie noch einmal verlassen muß. Was soll ich thun?" — Sse Yeoupe, der an die Zusammenkunft mit Lo Mengli dachte, war in Furcht, sein Wirth möchte ihn nicht verlassen. Er gab daher schnell zur Antwort: „Thun Sie, ich bitte, ganz nach Gefallen! Ich bleibe hier, und ruhe indessen vollends von meinen Beschwerden aus." — „Wohlan!" versetzte der Rath, „so will ich mich denn dieser neuen Unhöflichkeit schuldig machen. Wenn ich von meinem Besuch zurückkomme, wird es noch Zeit seyn, daß wir miteinander zum Mittagsmahl des alten Tsian gehen." Sodann grüßte er Sse Yeoupe mit der Hand, und empfahl sich ihm. Dieser, der nun wieder sein eigner Herr war, eilte nach der Pforte hinter dem Garten, in der Hoffnung, Lo Mengli daselbst zu finden. Aber diese Zusammenkunft, wobey die Rede von Dingen seyn sollte, die das innere Gemach angehen, verdient besonders erzählt zu werden. Wer hätte vorausgesehen, daß sie wechselseitige, bis in das innerste Mark dringende, Gefühle hervorbrachte? So erblickt man im Mondschein vor Gesträuchen eine neue Erscheinung, welche durch Anmuth und durch Lieblichkeit der Rede bezaubert.

Zwey Bächen mit lebend'ger Fluth, die nichts
Erschöpfen kann, ist ähnlich ihr Gefühl,
Und einer für das Licht durchbroch'nen Mauer
Sind ihre Herzen gleich; der Mann, gelenkt
Von ächter Liebe, sucht das Würd'ge nur:
Doch warum wendet sich der Liebende
Von ihr, die ihn mit Zärtlichkeit erfüllte? —

Man wird im folgenden Kapitel erfahren, ob Sse Yeoupe wieder Lo Mengli antreffen konnte.

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

Die Schuldverſchreibung.

Erzählung von Eliſe Rächler geb. Ehrhardt.

Der Wächter rief eilf Uhr. Das Rollen der Equipagen verhallte allmählig; dunkler und ſtiller wurde es auf der ſchönen Königſtraße; dunkler und ſtiller auch im Borneſchen Hauſe. Nur in dem Eckzimmer linker Hand brannte noch eine dicht umſchirmte Aſtralampe und warf ihren mondſcheinartigen Schimmer auf das Nachttiſchgen vor dem Bette der kranken Commercienräthin, an welchem, aus einem Buche vorleſend, die liebliche Emma ſaß.

„Hör' auf!“ ſagte die Kranke, ſich verdrüßlich nach der Wand kehrend, „Dein Leſen langweilt mich; ich will verſuchen zu ſchlafen.“

Emma legte das Buch bey Seite, nahm ihre Arbeit zur Hand und achtete dabey ſorgſam auf jeden Athemzug der Schlummernden. Sie hatte auf gleiche Weiſe ſchon manche Mitternachtsſtunde in dieſem Zimmer durchwacht; denn die Commercienräthin war ſchon ſeit mehreren Wochen krank, und mochte keine andere Pflegerin leiden, als Emma. Sie hatte für das gute Mädchen, die Tochter ihrer Jugendfreundin und ihre Pathe dazu, immer eine

besondere Vorliebe gehegt, und Emmas Mutter, obwohl auch schwächlich und einsam — sie war Wittwe — ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, sich ihrer Freundin durch ihrer Tochter Beystand für so manches Gute, das sie ihr gethan, dankbar zu bezeigen. Es kann auch Niemand besser zur Krankenwärterin passen, als Emma; denn zu ihrem sanften, duldenden, liebevollen Gemüthe kam noch die frühe Uebung an dem Krankenbette ihres verstorbenen Vaters, dessen langes Leiden sie mit der Mutter gemeinschaftlich getragen und nach Kräften gelindert hatte. Auf diese Weise war sie am Krankenlager recht einheimisch geworden und übernahm die Pflege ihrer lieben Pathe mit dem willigensten Herzen. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß sie im Bornschen Hause zwey Augen für ihre Mühe dankbar anblickten, in deren Blicke sie für alle Entbehrungen, für alle Launen, alle unbilligen Forderungen der Kranken reichen Ersatz fand.

Wilibald, der einzige Sohn und künftige Chef des Hauses, war ohnlängst aus England zurückgekommen, hatte seine Mutter leidend und das holdeste Mädchen, das er je erblickt, an ihrem Bette gefunden. Er sah sie hier täglich, entdeckte täglich neue Tugenden, neuen Liebreiz an ihr, und der in seinem Busen aufsteigende Wunsch, dieses liebe Mädchen dereinst die Seine zu nennen, wurde bald zum verschwiegenen, aber festen Entschlusse. Zwar hatte seine Mutter, das wußte er, ganz andere Pläne mit ihm im Kopfe; sie kannte den Werth des Reichthums, sie schätzte und überschätzte vielleicht denselben; doch konnte man ihr dabey eine gewisse Großmuth des Characters, die der edelsten Handlungen zur günstigen Stunde fähig

ist, nicht absprechen, und der Sohn hoffte im stillen, (was hofft die Liebe nicht?) sie allmählich für seinen Wunsch zu gewinnen.

Von dem allen aber ahnte Emma nichts. Sie sah bloß einmal mehr als gewöhnlich nach der Uhr, wenn die Stunde nicht mehr fern war, da Wilibald die Mutter zu besuchen pflegte. Trat er ins Zimmer, so schmückte ein höheres Roth ihre Wangen, aber sie räumte ihm sogleich den Platz am Bette ein, und arbeitete ämsiger in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers. Auch heute hatte sie ihn auf diese Weise gesehen; heute besonders hatte ihr Herz gepocht, als er zu ihr trat und sagte: „Liebe Emma, wird Ihnen das nächtliche Wachen auch nicht zu viel? Sie sehen ein wenig blaß aus, ich werde künftige Nacht Ihre Stelle übernehmen.“ Emma versicherte dagegen, daß sie sich nicht im geringsten angegriffen fühle; auch war die Kranke keineswegs geneigt, Emmas Stelle von ihrem Sohne einnehmen zu lassen; Emma blieb bey ihr, wie gewöhnlich.

Diese Erinnerung des heutigen Morgens ging in der stillen Mitternachtsstunde wieder in Emmas Köpfchen vorüber: Wilibald — sie mußte es sich gestehen — wurde ihr mit jedem Tage lieber. Er war doch ein gar guter und — ja was half's, sie mußte das auch hinzu denken — ein gar schöner Jüngling.

„Emma!“ rief jetzt die Kranke, die nicht schlafen konnte, und unterbrach des Mädchens liebliche Ideenreihe, „Emma! Du mußt mir einen Gefallen thun. Hier nimm diesen Schlüssel (sie nahm ihn aus einer an der Seite des Bettes befestigten Chatoulle), schließe dort

im Nebenzimmer den großen Schrank auf, und bringe mir aus demselben den dritten Auszug rechter Hand; es sind darin Papiere, die ich einmal durchlesen möchte."

Ohne Widerspruch, denn sie war solcher Einfälle zur unpassenden Stunde schon gewohnt, that Emma, wie ihr geheißen. Sie zündete das Wachslicht an, öffnete die Thür des Nebenzimmers, welches sehr geräumig und mit kostbarem antiken Geräth angefüllt war, und trat zu dem bezeichneten Schranke. Das starke, lange nicht geöffnete Schloß wollte Emmas zarter Hand sogleich nicht weichen. Klirrend gab endlich die Feder nach, als eben die Stubenuhr zwölf dazwischen schlug. Den dritten Auszug rechter Hand — hätte die Commercienräthin gesagt — Emma zog das Kästchen heraus, allein sie erschrak fast, es war das rechte nicht, Gold und Juwelen blitzten ihr daraus entgegen. Das vierte dann — — richtig! dieses enthielt Papiere. Sorgsam wieder zuschließend, brachte sie das Verlangte der Kranken; unwillig aber schob es ihr Diese wieder entgegen, murrend, es sey nicht das rechte. Emma trug geduldig das Kästchen wieder zum Schrank, schob es ein, öffnete die andere Flügelthür, und zog linker Hand das dritte Kästchen hervor. Ein Glück, daß sie es getroffen: die Kranke war zufrieden, blätterte ein wenig in den Papieren, hatte es jedoch bald satt, hieß sie Emma wieder in den Schrank verschließen, nahm, da es geschehen, den Schlüssel wieder zu sich, und schlief bald darauf ruhig ein. Auch Emma entschlummerte und ein süßer Traum verklärte sie zum schlafenden Engel.

Emma war in Betreff äußerlicher Glücksumſtände an ein ſehr beſcheidenes Theil gewieſen: ſie war eine arme, mittelloſe Waiſe. Ihr Vater hatte bey einer kleinen Civilſtelle wenig für Frau und Kind zurücklegen, kaum ein kleines, noch von den Großältern herſtammendes Haus erhalten können. Manches Hauskreuz, drey Leichen geliebter Kinder, und endlich ſeine eigene langwierige Krankheit brachten die guten Leute vollends in Rückſtand; und obgleich alles nur irgend Entbehrliche mit williger Aufopferung entbehrt wurde, ſo wäre doch die Erhaltung des Häuschens unmöglich geworden, ohne ein Darlehn von 200 Thlr., welches die Commercienräthin Born der Millerſchen Familie kurz vor dem Tode des Vaters auf eine Handſchrift lieh. Dieſer freundſchaftlichen Aushülfe verdankten die Hinterbliebenen die Erhaltung ihres Häuschens; und ihre Bereitwilligkeit zu Gegendienſten für die wohlmeinende Freundin iſt durch dieſen Umſtand hinreichend erklärt.

Frau Miller, Emmas Mutter, war eine jener reinen ſtillen Seelen, die, in ſiebenfacher Läuterung bewährt, alles annehmen als eine Gottesgabe, und ſo auch das ſcheinbare Uebel in Segen verwandeln. Man durfte die ſchöne Matrone nur ſehen mit der reinen faltenloſen Stirne, mit den frommen klaren Augen, die doch der Thränen ſo viele geweint hatten, mit dem milden Zuge um Mund und Wangen, mit dem anſpruchloſen aber feſten Gange, in ihrem ſchlichten, äußerſt ſaubern Anzuge — man durfte ſie nur ſehen, um wahre Hochachtung für ſie zu fühlen. Auch Wilibald, wenn er ſie ſo bey ſeiner Mutter ſah, fühlte ſich davon durch-

drungen, und um so inniger zu der Tochter einer solchen Mutter hingezogen.

Eine entzückende Aussicht dämmerte dem liebenden Jünglinge nicht allzufern: seine Mutter ging der Genesung entgegen. Fast von den Aerzten aufgegeben, siegte ihre gute Natur, und Wilibald durfte hoffen, sie noch auf lange Zeit dem Leben wiedergeschenkt zu sehen. Emma war ihr im Verlauf ihrer Krankheit unentbehrlich geworden, und hätte sie gleich ein fremdes unbegütertes Mädchen wohl nie als Tochter aufgenommen, so hoffte Wilibald doch — und fast mit Gewißheit — sie werde Emma gern als solche segnen.

Schon verrieth der Blick und die Stimme der Liebe, schon manches flüchtig gesprochene, doch nicht verhallte Wörtchen dem schüchternen Mädchen des Jünglings Herz. Ein hohes Erröthen, ein stummes Abwenden war zwar ihre ganze Antwort; doch war diese bedeutend genug für den überglücklichen Wilibald.

Ein vertrautes Gespräch mit seiner Mutter gab ihm Gelegenheit, ihre Gesinnungen ein wenig zu erforschen. Sie lächelte bey seinen Anspielungen recht gütig, und vertraute ihm sogar, was für Geschenke sie Emma zu ihrem achtzehnten Geburtstage zugedacht habe. An diesem Tage sollte zugleich ihr eigenes Genesungsfest gefeyert werden. Da sie aber keine Gesellschaft liebte, so war außer den Hausgenossen nur Emmas Mutter dazu eingeladen.

Eine vergnügte Abendmahlzeit vereinigte die guten Menschen; alle waren von Herzen fröhlich; und besonders schmückte die holde Emma heute Abend der Glanz

eines Frohsinns, der in ihren beschränkten Verhältnissen nur selten an ihr in vollem Lichte hervortrat, ihre jugendliche Schönheit aber ungemein erhöhete. Wilibalds Blick hing, strahlend in der süßen Trunkenheit der hoffenden Liebe, an jeder Bewegung der geliebten Gestalt, und mit jedem Augenblick liebte er sie inniger.

Da winkte, als der Nachtisch servirt werden sollte, die Commercienräthin ihrem Sohne, indem sie aufstand und ins Nebenzimmer ging. Wilibald folgte. Sie führte ihn zu einem Tisch, auf welchem die schönen, für Emma bestimmten, Geschenke lagen: „Ist's so recht?" fragte sie ihn freundlich, „ist's genug? was meinst Du, mein Sohn?" —

„O, liebe Mutter!" versetzte Wilibald, „ich will Ihrer Güte keine Vorschrift und keine Grenzen setzen — thun Sie, was Sie wollen ... ach nicht wahr? — Emma ist Ihre Tochter?"

„Schon gut! schon gut! Ich merke, es ist dem jungen Herrn noch nicht genug: so will ich denn noch etwas hinzulegen."

Mit diesen Worten trat sie an den großen Nußbaum-Schrank, öffnete mit geübter Hand das starke Schloß, zog ein Schiebkästchen hervor, und griff nach den obenaufliegenden Papieren. „Hm! wo ist denn die Handschrift?" sprach sie, ein wenig verstimmt, als sie schon das dritte, vierte Blatt entfaltet und wieder zusammengelegt hatte. „Welche, liebe Mutter?" fragte Wilibald. „Millers Verschreibung über die 200 Thlr. Du weißt ja — — die wollte ich noch zu Emmas Angebinde legen." „O, meine gütige Mutter!" sprach der Sohn, und küßte

mit einer Freudenthräne ihre Hand. — „Laß mich nur!“ versetzte die Mutter, „und hilf mir suchen: erst muß ich die Handschrift haben, ehe ich sie verschenken kann.“

Und sie suchten beyde; sie durchsuchten den ganzen Schrank, sie vergaßen Nachtisch und Gäste — umsonst — die Handschrift war nicht zu finden.

Als nun kein Fach, kein verborgenes Kästchen, kein Raum im ganzen Schrank mehr übrig war, wo sie noch hätten suchen können, da zog die Mutter mit zitternder Hand den Schlüssel ab, lehnte sich bleich, und wie von einem heftigen Schrecken entkräftet, an den Schrank, und sagte mit entsetzlicher Gewißheit in Stimme und Geberde: „Kein Mensch kam über diesen Schrank, als Emma — für Niemand, als für sie, konnte die Handschrift Werth haben — Emma hat sie entwendet.“

Mit einem Laut des Schreckens sank Wilibald vor der Mutter nieder, umschlang ihre Kniee, beschwor sie, sich zu fassen, sich zu besinnen, zu prüfen, bevor sie das Entsetzliche, das Unglaubliche laut werden lasse. — Sie sah mitleidig auf den Sohn herab, aber sie wiederholte zugleich die Worte: „Emma — sonst Niemand!“

Da trat die Genannte in die Thür, ahnend, es sey der mütterlichen Freundin, die nicht wiederkehrte, etwas zugestoßen. Versteinert stand sie vor der Gruppe: Wilibald zu den Füßen der Mutter, mit dem Ausdrucke des heftigsten Affects; die Mutter bleich, ja aschfahl, zwischen Schrecken, Zorn und Verachtung kämpfend. — „Um Gotteswillen! was ist's?“ fragte die zitternde Emma. „Nichts! gar nichts!“ antwortete die Commercienräthin mit Stolz und erstickter Heftigkeit, sich von dem Sohne

losmachend, „hier sind die Geschenke für Dich ... ich hatte Dir noch ein anderes zugedacht, hier aus diesem Schranke .... es ist mir aber gestohlen ....“

Wer möchte die Scene weiter ausmahlen, die hierauf erfolgte? — Vier edle Herzen wurden in den zartesten Tiefen aufs grausamste zerrissen; sie wurden durch die äußersten Erbitterungen und Kränkungen getrennt — auf vielleicht auf immer und ewig.

Arme Menschen! Die Sünde, das allgemeine Verderben, hat das reine Licht unseres Geistes verfinstert, daß wir nicht lesen können Eins in des Andern Herzen. Die Sünde hat durch ihre erstgeborne Tochter, die Lüge, uns einander zum Räthsel gemacht, und unser ganzes Seyn ist ein finsteres Räthsel geworden. Arme Menschen!

So hatte denn Emmas achtzehnter Geburtstag, der so fröhlich begonnen, höchst traurig geendet. Unberührt blieben die ihr von der Freundschaft und Liebe zugedachten Gaben auf dem Tische ohnweit des unglücklichen Schrankes liegen, vor welchem sie schon bey den Schlägen jener Mitternachtsstunde ein unheimliches Grauen angewehet hatte. Sie war verstoßen von der ihr so werthen Freundin, gekränkt an Tugend und Ehre, eines Diebstahls verdächtig — eines entsetzlichen, denn die Commercienräthin hatte die Worte ausgestoßen: „Du hast auf meinen Tod gehofft, mit Gewißheit auf ihn gerechnet, und auf diese Rechnung hin das Papier vernichtet, damit Ihr der Schuld quitt seyn möchtet.“ Es war hart, es war bitter, doch noch nicht das bitterste, was Emma an diesem Abend leiden mußte.

Mit der bebenden, fast erliegenden Mutter in ihrem

kleinen Stübchen angelangt, sank sie starr und kraftlos auf das Sopha. Da sammelte die Mutter ihre letzten Kräfte, und in all ihrer Würde, in all der Hoheit ihrer Tugend trat sie vor die Tochter hin und sagte: „Ich beschwöre Dich bey Gott dem Herzenskündiger, bey ihm, der Augen hat wie Feuerflammen: kannst Du Deine Hände rein zu ihm erheben?“

Das war zu viel für das arme Mädchen, der Mutter Zweifel an ihrer Unschuld war die Hefe des bittern Kelches. „Mutter! Mutter!“ rief sie mit stockender Stimme, „auch Du?!“ Sie sank zusammen, sie sank ohnmächtig in die Arme der Mutter.

Als sie wieder zu sich kam, sagte die Mutter sie küssend: „Meine gute, unschuldige Tochter! ja, nun weiß ich, Du bist unschuldig. O so ist's ja gut: so haben wir ja einen Anwalt, einen Vater im Himmel, der zur rechten Zeit alles offenbaren wird. Komm, mein gutes Kind, laß uns zu ihm beten.

Sie sanken in den Staub vor Gottes Angesicht; sie beteten, und nicht allein für sich, auch für die im Irrthum befangene Freundin. Und der große Segen des ernstlichen Gebetes, der Friede aus der Höhe, kam und linderte den Schmerz in ihrer Brust.

Am folgenden Morgen kam ein Brief von Willibald, worin er Mutter und Tochter beschwor, sie möchten den gestrigen Auftritt der sehr reizbaren, krankhaften Heftigkeit seiner Mutter, die ihnen ja hinlänglich bekannt sey, zuschreiben, möchten verzeihen, wie man einem Fieberkranken verzeihe. Das unglückliche Papier müsse und

werde sich noch finden, und dann werde die Mutter noch mehr bereuen, was ihr jetzt schon leid sey. Er schloß mit der dringenden Bitte: sie wollten doch ihm nicht zurechnen, was nie in sein Herz kommen könne. „Nur mit meinem richtigen Verstande könnte ich den Glauben an Emmas Unschuld verlieren, und sollte auch im gegenwärtigen Falle ihre Rechtfertigung für immer verborgen bleiben, so will ich lieber an die unmittelbare Einmischung eines bösen Dämons glauben, als an ihrer Tugend zweifeln."

Der Brief war mit zitternder Hand, er war unter Thränen geschrieben. Emma verstand ihn nur zu gut. Sie lächelte schmerzlich, den Kopf schüttelnd: Guter Willibald! — Verloren! — alles verloren! — aber Du meinst es gut — ich danke Dir!

Die erste Sorge der Tiefgekränkten war, der Commercienräthin das schuldige Capital zurückzugeben. Mit vieler Anstrengung, mit Bitten, mit Demüthigungen aller Art (denn die Reichen wissen nicht, welch eine unerschwingliche Summe für den Bedrängten 200 Thlr. sind) gelang es ihnen, sie zusammen zu bringen, und ein vertrauter Freund übernahm den Auftrag, die Sache zu berichtigen. Kalt und stolz aber ließ die Commercienräthin zurücksagen: sobald sich die Verschreibung fände, würde sie dagegen das Geld zurücknehmen; bis dahin habe sie keine gültigen Ansprüche an die Millersche Familie, und besagtes Capital als ein Geschenk anzunehmen, würde man ihr nicht zumuthen.

„O es ist hart!" sagte Emma, die mit Thränen benetzten Geldrollen verschließend. „Hart, aber doch nicht ungerecht," versetzte die Mutter, „denn sprich, was ließe

sich mit Grund dagegen sagen?“ — „Nichts, liebe Mutter, wir wollen auch gar nichts weiter sagen, wir wollen still seyn, ganz still.“

Das waren, das blieben die Verkannten. Still, recht still und traurig war es von jetzt an in Millers Häuschen. Denn obwohl ein gutes Gewissen in jeder Lage den höchsten Trost gewährt, so bleibt doch Verkennung, Verkennung von werthen Menschen, ein großer Schmerz: und überdies lag auf Emmas Herzen ein geheimer, selbst der Mutter verborgener Gram. Zwar sicherte sie Fleiß und Thätigkeit für ihren Unterhalt vor jenem haltlosen Versinken, vor jener beschaulichen Selbstgefälligkeit im Leiden, die wie ein schleichendes Gift endlich alle innere Kraft verzehrt, und das gefährlichste aller Spiele, das Spiel mit Gefühlen, in den traurigsten Ernst verwandelt: Emma durfte nicht unthätig seyn, sie hatte keine Zeit ihrem Kummer müssig nachzuhängen; daher blieb sie, obgleich gedrückt, dennoch gesund an Leib und Seele. Sie that alles, sie erfüllte jede Pflicht, wie sonst, aber es fehlte dabey die Feder alles Wirkens, der Hebel alles Thuns: ein froher Muth, eine Hoffnung. Sonst war Emma ganz dazu geschaffen, aus den geringsten Mitteln viel zu bereiten, nämlich viele Freude. Ihr Stübchen wurde, wenn sie sich Abends ans Clavier setzte, bald in einen Tempel, bald in einen Saal der Freude verwandelt. Ihr Gärtchen, nicht viel größer, als die Stube, glich unter ihrer Pflege der lieblichsten Parthie in einem Lusthaine; jetzt aber blieb es ungepflegt, und ihr Clavier verschlossen. Sie arbeitete still mit der Mutter, und

manche Thräne, die kein Menſch ſah, und kein Menſch trocknen konnte, fiel auf die Arbeit.

Wenn Dich, lieber Leſer, die ſtill duldende Familie dauert, ſo laß uns auf der andern Seite auch die Frau nicht verdammen, die Dir wohl hart und mißtrauiſch erſcheint, im Grunde aber, bey mancher Eigenheit und manchem Temperamentsfehler, ein theilnehmendes Herz und viele Neigung zum Wohlthun hatte.

Verſetzen wir uns, jenen Abend zurückrufend, an ihre Stelle: einzig mit dem Gedanken beſchäftigt, dem lieben Mädchen, dem ſie die ſorgſamſte Pflege in einer langen Krankheit verdankt, eine recht ausgezeichnete Freude zu bereiten, tritt ſie zum Schranke und vermißt eben das, womit ſie zu erfreuen dachte, eben die Handſchrift, die für keinen Dritten (wäre auch der faſt unmögliche Fall, daß eine fremde Hand den Schrank geöffnet, denkbar geweſen) den geringſten Werth haben konnte. Jene Mitternachtsſtunde in ihrer Krankheit, Emmas längeres Außenbleiben beym Holen der Papiere, alles flog ihr pfeilſchnell durch den Kopf. Von Natur, und wohl mehr noch durch manche ſehr bittere Erfahrung, zum Mißtrauen geneigt, wurde ihr das nicht anders Erklärbare ſchnell zur entſchiedenen Gewißheit; und wie ſehr ihr Herz auch widerſtrebte, wie laut es für Emma ſprach: der auflodernde Argwohn, der ſogar den kalt richtenden Verſtand mit auf ſeiner Seite hatte, ſprach noch lauter, ſprach über Emma das „Schuldig!“ aus, und zwar auf eine ihr Inneres noch mehr empörende Weiſe: denn nur zu gut wußte ſie, daß eben damals, als ſie Emma den

Schlüssel anvertraute, ihr Leben in Gefahr geschwebt, daß Aerzte und Hausgenossen Bedenken getragen und gemeint hatten, sie werde schwerlich wieder genesen. Man hatte ihr dieses, wie es zu geschehen pflegt, nach der glücklich überstandenen Gefahr nicht mehr verschwiegen. Auch war ihr nicht unbekannt, daß Emma und ihre Mutter sich von jener Schuld recht schwer gedrückt fühlten: Gründe genug, sich die vermeinte Entwendung auch psychologisch zu erklären, Gründe genug, die arme Emma der Treulosigkeit fähig zu halten.

„Mutter," sagte Wilibald an dem trüben Morgen, der jenem Abende folgte, „Mutter, lassen Sie uns alles bedenken: nahmen Sie nicht selbst in jener Nacht irgend ein Papier aus dem Kasten? Ist nicht eine Verwechslung möglich? — O Mutter! wir wollen noch einmal suchen. »Gern, mein Sohn," versetzte die Mutter, „obgleich ich darauf sterben wollte, daß ich kein Papier zurück behielt, daß auch die Schuldverschreibung in einem ganz anderen Fache lag. Oder kennst Du mich so unordentlich, daß ich nicht wüßte, wohin ich meine Sachen legte? Nein, ich will alles, worunter mir keine fremde Hand fört, im Dunkeln finden. Doch, lieber Sohn, komm' selbst und suche noch einmal."

Noch einmal, ach noch zehnmal that dies der Jüngling, dem der unerklärbare Vorfall das Paradies seiner Zukunft vernichtet hatte. Alles durchsuchte auf das genaueste seine prüfende Hand; jedes unbedeutende Blättchen wurde aufgehoben, entfaltet — das kleinste fand sich — das Vermißte — nicht.

»Mutter, Sie haben doch von der Halsbandgeschichte

gehört?“ sagte er, endlich aufhörend, und sich die Stirne reibend, „auch von jenem berühmten Rechner, welcher in einem wichtigen Falle immerfort rechnete: Eins und Eins ist Eins — und darüber wahnsinnig wurde? — Mutter, es sind ungeheure Irrungen möglich.“ — —

„Ich verstehe, was Du sagen willst,“ versetzte die Mutter, „doch ich war und bin Gott Lob bey gesundem Verstande, und werde mich über eine bittere Erfahrung mehr im Leben nicht wahnsinnig denken. Genug denn des Kopfzerbrechens! Eine Thatsache ist nicht hinwegzuklügeln — genug denn! Laß uns zu vergessen suchen.“

Vergessen? — Nein, die Commercienräthin konnte es nicht, viel weniger Wilibald. Jeder Tag, jede Stunde erinnerte an Emma. Bey jedem häuslichen Geschäft fehlte ihre ordnende Hand; bey jedem frohen Ereigniß fehlte ihre kindliche Mitfreude, bey jedem unangenehmen ihre mildernde Theilnahme.

Und solcher unangenehmen Ereignisse gab es im Verlauf dieses Jahres im Bornschen Hause gar manche. Die Commercienräthin war mit der neuen Gesellschafterin, welche sie sich an Emmas Stelle wählte, nicht zufrieden. Bald fand ein wiederholter Wechsel derselben statt.

Dem Sohne gelang es nur unvollkommen, einen tiefen Mißmuth zu verbergen, und er sprach zum Verdruß der Mutter, welche dieses gar nicht wünschte, von einer abermaligen weiten Reise. Bald gesellte sich zu diesen häuslichen Unannehmlichkeiten noch das Mißlingen einiger bedeutenden Unternehmungen, welche das solide Haus, wo nicht stürzten, doch zum unglücklichen Schwanken brachten.

gefragt. Da drang die Nachricht zu ihren Ohren: das Bornsche Haus steht in Flammen! der Sohn ist erstochen!

Die zarte Emma — der Schrecken lähmte dennoch ihre Lebenskraft nicht gänzlich; ihre Füße trugen sie noch; sie konnte noch helfen.

Unaufhaltsam, an keine eigene Gefahr denkend, eilte sie, auf den Flügeln höherer Kraft getragen, durch die wogenden Straßen bis zu dem brennenden Hause. Welch ein Anblick! Wilibald, blaß wie ein Todter, mit Blut bedeckt, von zwey Männern herausgetragen.... Ein in der Nähe wohnender Wundarzt eilte eben herbey. „Fort!“ sprach derselbe, „fort an einen ruhigen Ort! hier in diesem Tumult ist keine Hülfe zu schaffen.“

„Zu uns! zu uns!“ rief Emma, sich durchdrängend, „folgt mir in die Klosterstraße.“

Da schlug der Verwundete die Augen auf, geweckt durch die liebe Stimme, die bis in seine schlummernde Seele drang; doch schloß er sie gleich wieder; die Lippen bewegten sich, aber noch hielt die Zunge der Ohnmacht Band gefesselt. Fest umschloß seine Rechte das Papier, welches er dem Plünderer entrissen.

In Emmas Wohnung angekommen, erschöpften Mutter und Tochter alle Hülfsleistungen, welche Liebe und Herzensgüte vermögen, und bald kehrte durch die damit vereinten Bemühungen des Wundarztes Wilibalds Bewußtseyn zurück. Sein erster Blick fiel auf Emma, der zweyte auf die Schrift in seiner Hand. Es war die vermißte Verschreibung.

Durch eine Spalte des mittleren Bodens war das Papier in jener Nacht, als Emma den verlangten Auszug

suchte, bey'm Aus- und Einschieben in den verborgenen Zwischenraum durchgefallen, und ohne die Zertrümmerung des Schrankes wäre es hier für immer unentdeckt geblieben; denn Niemand, auch nicht die Commercienräthin, kannte diese geheime Einrichtung des alten Erbstücks. Wie ein Blitz aber fuhr es in dem Augenblicke, als der Soldat das herausgefallene Papier aufhob und anzünden wollte, durch Wilibalds Seele: dieses Blatt konnte — ja es mußte Millers Handschrift seyn! und mit welchen Gefühlen sieht jetzt der dem Leben Wiedergeschenkte seine Ahnung bestätigt!

Der angstvollen verzagenden Mutter wurde, sobald als möglich, beruhigende Nachricht ertheilt; und als gegen Abend der Sturm dieses Schreckenstages sich gelegt, der Feind abgezogen und die Ordnung ziemlich hergestellt war, da eilten Emma und ihre Mutter selbst in das Haus, wo die Commercienräthin Zuflucht gefunden, und baten sie so herzlich, doch mit zu ihnen, zu ihrem Sohne zu kommen, daß sie sich überwunden und wunderbar gerührt fühlte. Eine nicht zu stillende Stimme in ihrem Innern sprach lauter denn jemals: Emma ist unschuldig. Zwar sagte sie nichts, aber sie drückte Emmas Hand und ging mit.

Wie wurde ihr schon unterwegs so wohl und leicht ums Herz, da sie sich wieder, wie sonst, auf Emmas Arm stützen konnte; wie wohl wurde ihr vollends, als sie in das nette, von hoher Reinlichkeit geschmückte Stübchen trat. (Denn es gibt einen äußerlichen Schmuck der Tugend, einen Abdruck des innern gottseligen Wandels, der nicht zu nennen, wohl aber wahrzunehmen ist in ihren Umgebungen.)

Wilibald schlummerte eben. Die Mutter setzte sich an sein Bett und erwartete sein Erwachen. „Sind Sie es, liebe Mutter?“ sprach er bald darauf, sie erkennend. Sie schloß ihn in ihre Arme: ach, mein Sohn! Gott Lob, daß Du lebst — mag auch nun noch mehr verloren seyn, Du bist gerettet.

„Und noch Eins, liebe Mutter,“ versetzte Wilibald, und zog die Handschrift aus seinem Busen: „ein großes, ein unschätzbares Capital — dieses!“

„O Kinder!“ rief die tief erschütterte Frau, nachdem sie alles wußte, „o Kinder! — o meine Freundin! — wie muß ich mich vor euch schämen — — wie müßt ihr mich gehaßt haben....“ Da umarmte sie die treue Jugendfreundin; da sank Emma in reiner Herzensdemuth ihr zu Füßen, und beyde versicherten, wie sie nicht aufgehört, sie zu lieben und Gott zu bitten, er wolle doch nach seinem Rathe den Irrthum aufklären. Alle weinten, Alle stammelten Dank — Dank dem Allmächtigen, der Schuld und Unschuld ans Licht bringt zur rechten Zeit.

Nur ein Theil des Bornschen Hauses war abgebrannt; der größere feuerfeste stand noch, und bedurfte nur einer Verbesserung, um wieder wohnbar zu werden. Bis Wilibalds Arm geheilt, und die Reparatur fertig seyn würde, richtete sich die vereinte Familie in dem Millerischen Häuschen ein, und obschon beschränkt, gestand doch die Commercienräthin, sie habe noch nie so angenehm gewohnt.

Die geliehenen 200 Thlr. lagen unberührt in guter Verwahrung noch da, und längst waren die kleinen Summen, mit denen Millers das Capitälchen damals zusammenschossen, von ihrem kleinen Wittwengehalt und dem

Ertrag ihres Fleißes erspart und abgezahlt, und wiewohl die Commercienräthin die Handschrift gleich am Abend der Versöhnung durchrissen hatte, nahm dennoch Wilibald, in augenblicklichen Geldmangel versetzt, die Summe gern aus Emmas Hand als ein erwiedertes Darlehn an, um damit die ersten, nothwendigsten Bedürfnisse wieder herzustellen.

Und als nun ein halbes Jahr verstrichen, als jene Schreckenstage nur noch der Gegenstand halbverschmerzter Erinnerungen waren, als Ruhe und Friede die Gegend beglückte, und das Bornsche Haus freundlicher und gastlicher denn jemals auf der schönen Königstraße prangte, da führte der glückliche Wilibald seine Emma als Braut in dasselbe ein, und Arm in Arm folgten die beyden Mütter, die sich für den Abend ihres Lebens nicht mehr trennen wollten, und in der schönsten Etage des Hauses eine gemeinschaftliche Wohnung fanden.

Emma brachte ihrem Wilibald zwar keine irdischen Güter, dagegen aber einen Schatz von weiblichen, und besonders von wirthschaftlichen Tugenden zu, der mit sichtbarem Segen seinen Wohlstand mehrte; und die erlittenen Verluste in kurzer Zeit doppelt ersetzte.

Wenn Du, lieber Leser, einmal in der bekannten Handelsstadt durch die schöne Königstraße wanderst, und erblickst in einem Fenster des hellen Eckhauses etwa eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme, wobey Du an Raphaels Madonna denken mußt, oder einen jungen Mann, auf dessen blühendem Gesichte sich die Freude des glücklichen Bürgers und Hausvaters malt, oder eine freundliche Großmutter mit dem Enkel spielend, so denke,

es ist eine der Personen, die Du in vorstehender Geschichte ja wohl ein wenig lieb gewonnen hast; und bist Du glücklich, so freue Dich, daß es der Glücklichen auf Erden noch Viele gibt, oder — wärst Du es nicht — so sey Dir der Gedanke, daß auch hier einst Thränen flossen, die nun getrocknet sind, eine tröstende Hoffnung.

An Madame Werth,

als Maria Stuart auf dem Mannheimer Theater, am 27. May 1827.

Sonett.

Maria Stuart, holdeste der Frauen,
Die je der Musen goldner Kranz geschmückt,
So warst Du, da in Schottlands grünen Auen,
Da Du im Kerker noch das Aug' entzückt;
So lächelnd, Engeln gleich, hast ohne Grauen
Du Deiner Leiden Donnersturm erblickt,
Zu Gott gefleht in kindlichem Vertrauen,
Und an die schöne Brust den Tod gedrückt.

Sey uns gegrüßt! Von Finsterniß umfangen
Schlief Deiner Unschuld wunderbare Macht;
Nun bist Du sonnengleich hervorgegangen *),
Rein, wie Dich selbst Dein Dichter nicht gedacht;
Todt liegen alle der Verläumdung Schlangen,
Und Deine Nacht ist eine Sternennacht.

Th. Miller.

*) Nach den neuesten und zuverläßigsten Forschungen starb Maria durchaus unschuldig, selbst an dem Tode ihres Gemahls.

Kleine Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen.

Von

Friedrich Haug.

(Fortsetzung)

Nanny.

Blond-Nanny, schön und feuervoll,
Der Pflicht im Lenz vergaß,
Und als der Winterjagdruf scholl,
Vom schönsten Kind genaß.
„O, rette, Schwester, mich vor Schmach!
„Dir lohn's der Himmel!“ Nanny sprach: —
„Verbirg mein Söhnchen unterm Dach!
„Nein! rief die harte Schwester.

Blond-Nanny schlich in Dämmerung,
Herzrührend von Gestalt,
Schutz ahnend vor Verzweifelung,
Zum Köhlerhaus im Wald.
„O, rette mich vor Schimpf und Hohn!
„Birg in der Stille meinen Sohn,
„Und Gottes Seegen ist Dein Lohn! —
Fort, Metze! rief der Bruder.

Doch als vom heil'gen Abendmahl
Zurück ihr Vater kehrt,

Da flimmert Ihr ein Hoffnungsſtrahl!
„Zwar iſt's Dein Kind nicht werth,
„Doch rette ſtill vor Schande mich!
„Als Deine Magd will dienen ich."
Nein, Abart! Ich verſtoße Dich.
Ja, Fluch Dir! rief der Vater.

Sie warf mit Scham, Vertrau'n und Schmerz
Sich vor die Mutter hin:
„Entzeuch mir nicht Dein liebend Herz,
„Weil ich gefallen bin!" —
Dir möge Gott, wie ich verzeih'n!
Du wirſt Dich beſſern und bereu'n.
Komm, Arme! Sollſt geborgen ſeyn!
Ich bin und bleibe Mutter.

Rudolfs Lied.

Feinde, zehnmal ſtärker,
überfielen mich.
Weh! Im öden Kerker,
Liebchen, ohne Dich!
Doch mein Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!"

An des Thälchens Quelle,
Sehnlich harrend mein,
Seufzt wol Iſabelle:
Kannſt Du treulos ſeyn?
Unſer Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!"

Heil mir, daß mein Wächter
Liebe, Menſchheit ehrt,
Und, der Liſt Verächter,

Mich zu retten ſchwört!
Auch ſein Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Um die Geiſterſtunde
Flieh' ich mit Valer.
Sein iſt Roſamunde
Und mein Burgvogt er.
Unſer Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Meiner Herrin Zofe
Nimmt er ohne Lug,
Seit nach Konrads Hofe
Er ein Brieflein trug.
Beyder Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Strafe dem Verbrechen!
Schnell mit Mann und Roß
Zieh' ich mich zu rächen,
Vor des Zwingherrn Schloß.
Unſre Loſung ſey:
„Sklaverey!“

Ja, den freveln Prahler,
Liebchen, faßt Dein Held.
Dir zur Mitgift zahl' er
Schweres Löſegeld.
Seine Büßung ſey:
„Schmach und Reu!“

Noch gefangen heute!
Morgen frey, ja Dein!
Bald, o Braut der Bräute,
Ziehn wir feſtlich ein.
Unſer Wahlſpruch ſey:
„Ewig treu!“

Roſettens Neugier.

Mir wallt' im Myrtenhaine
Der ſchöne Wilhelm nach.
Ich hörte nicht, zum Scheine,
Sein Fleh'n und lautes Ach.
Willkomm'nes Abentheuer!
Er faßte meine Hand,
Und küßte ſie mit Feuer,
Ach, ohne Widerſtand.
Mir ſchienen ſeine naſſen Blicke
Beſeelt von Hoffnung, Luſt und Glücke,
Und rings verſchönt der Zauberort;
Nur der Beglückte ſprach kein Wort,
Und fuhr mit Küſſen emſig fort.

Holdſelige Roſette!
Begann er ſittſamlich;
O ſey mein Arzt, und rette
Von frühem Tode mich.
Er kniete plötzlich nieder
Und bat ſo rührendſüß,
Daß ich ihn morgen wieder
In's Wäldchen kommen hieß.
Ich weiß ſeitdem nicht, was ich thue.
Die Neugier läßt mir keine Ruhe.
Zeigt mir der junge, liebe Mann
Nur bald ein ſichres Mittel an,
Wie ich vom Tod' ihn retten kann!

Der Haase, ein Delinquent.

Ein Förster hand in kleiner Ferne,
Damit sein Enkel schießen lerne,
Ein Häslein in des Forstes Plan
An einen Baum lebendig an.
Da wurde gegen sein Verhoffen
Vom Schützen blos der Strick getroffen.
Das Thier entfloh, doch traf es bald
Der junge Forstknecht noch im Wald,
Und (eine seiner stärksten Schwächen
War Lug) erzählte dann beym Zechen:
Der Haas beging ein Hauptverbrechen,
Sonst hätte nicht der Haasenstand
Einstimmig auf den Strang erkannt.
Sie zogen ihn mit Ungeschicke
An einem Baum hinauf am Stricke.
Da kam ich just herbey,
Und schoß den Strick entzwey;
Ja, daß die Herr'n sich überzeugen könnten,
Schoß ich im nächsten Augenblick,
Auch den verblüfften Delinquenten.
Seht noch am Hals den halben Strick!

Harfner Patrik.

Wie blühten Shannons Hügel!
Wie liebte Klara mich!
Kein froher Bursch' in Irland
War glücklicher, als ich.
Wohl glich an heitrem Spiele
Kein Harfen-Schläger mir,

Und mich geleitet' immer
Mein guter Hund Oſir.

Als ich zuletzt, gezwungen,
Von meiner Klara ſchied,
Rief ſie, die Augen trocknend,
Voll Kummer im Gemüth:
„O, denke Deiner Klara,
Mein Patrik! fern von ihr,
Und warm ſey Dir empfohlen
Dein guter Hund Oſir.“

Mein guter Hund war freundlich,
Zuthunlich ſtets und treu;
Er liebte mich unſäglich,
Trotz meiner Armuthey;
Und ſtießen rohe Leute
Mich herzlos von der Thür,
Doch blieb ein Freund mir immer
Mein guter Hund Oſir.

Und war der Weg zu dunkel,
Und war die Nacht zu kalt,
Und Pat nebſt ſeinem Hunde
Allmählig matt und alt;
Wie lagen eingewindelt
Im grauen Mantel wir!
Wie leckte mich ſo dankbar
Mein guter Hund Oſir!

Stack auch im Bündel wenig,
Ich dachte ſein, ich gab;
Schlug nicht die letzte Kruſte
Dem ſtummen Bettler ab.
Am kält'ſten Wintertage
Starb er zu Füßen mir,

Und Harfe scholl und Klage:
Mein guter Hund Ossr!

Wohin jetzt, blind, verlassen,
Ossr, ach! ohne Dich?
Wohl Niemand leitet fürder
So treu, so liebend mich!
Zu meiner süßen Heimath,
Zu Klara, fern von hier,
Kann nimmer mich geleiten
Mein guter Hund Ossr.

Victor an seinen Hund.

Wie bist Du mir so lieb,
Hund, der getreu mir blieb,
Als von dem armen Siechen
Nun Freund' und Brüder wichen!
Wie bist Du mir so lieb!
O Pudel ohne gleichen,
Der meine Wort' und Zeichen
In sein Gedächtniß schrieb,
Und tausend frohe Kreise
Auf meiner Krankenreise
Um seinen Herrn beschrieb!
Wie bist Du mir so lieb,
Wenn nicht, wie ichs empfinde,
Ich Dein Verdienst verkünde,
Mein Caro, so vergieb!
Wie bist Du mir so lieb!
Mit menschlich-zartem Trieb
Bewachst Du meinen Schlummer.
Wie bin ich Dir so lieb!

Dir dank ich, daß mein Kummer
Mich nicht zum Selbstmord trieb.
Wie bist Du mir so lieb!

Der Weihnachtsbaum.

Von Lichtern strahlt der Weihnachtsbaum,
Das Eine Kind gewahrt ihn kaum,
So rufts mit Jubelschalle:
„Das Jesuskind, so lieb und werth,
„Hat diesen Wunderglanz bescheert
„Und diese Gaben alle!“

„„Nein, Schwester!““ fällt ihr Bruder ein,
„„Mein Lehrer muß doch klüger seyn:
„„Er weiß es recht zu deuten.
„„Nicht ein Geschenk des heil'gen Christ's, —
„„Der Vater ist's, die Mutter ist's,
„„Die solches Fest bereiten.““

Die Schwester zürnt, der Bruder lacht,
Und will sie von der blinden Macht
Des Vorurtheils belehren;
Umsonst! — — Sie werden groß und alt.
Er fiel in Sünd' und Laster bald;
Sie blieb in Zucht und Ehren.

Apoll und Daphne.

Nach Marmontel.

Daphnen glich an Zartgefühle,
Glich an Jugendreiz Apollo.
Beyde traf aus Amors Fackel,
Der Gefährlichen, ein Funke.

Schweigend steht sie, hocherröthend
Ob dem Schönsten aller Götter,
Will sein kühnes risches Annah'n
Meiden, aber flieht — nur langsam.

Ihres Zögerns freut sich Amor,
Der ob ihrem Haupte hinschwebt.
Daphne wankt, und geht, und säumt noch;
Scham verjagt, und Sehnsucht hält sie.

Er verfolgt die Spur der Holden
Nah und näher; «schone!» ruft sie.
Bald ermüdet eine Nymphe,
Wenn sie flüchtet vor'm Vergnügen.

Ach, sie glüht und kämpft im Stillen;
Als ihr Vater, Unschuld rettend,
Sie zum Lorberbäumchen umschafft,
Aber ohne Daphnens Bitte.

Denn Apoll ist's, den sie heimlich
Anruft, liebt, und schmachtend anschaut,
Ihm die Arm' entgegenstreckend,
Die sich flugs in Zweige wandeln.

O, des mitleidwerthen Siegers! —
Er umarmt ein Lorberbäumchen
Und empfindet durch die Rinde
Ihres treuen Herzens Schlagen.

Rosettens Neugier.

Mir wallt' im Myrtenhaine
Der schöne Wilhelm nach.
Ich hörte nicht, zum Scheine,
Sein Fleh'n und lautes Ach.
Willkomm'nes Abentheuer!
Er faßte meine Hand,
Und küßte sie mit Feuer,
Ach, ohne Widerstand.
Mir schienen seine nassen Blicke
Beseelt von Hoffnung, Lust und Glücke,
Und rings verschönt der Zauberort;
Nur der Beglückte sprach kein Wort,
Und fuhr mit Küssen emsig fort.

Holdselige Rosette!
Begann er sittsamlich;
O sey mein Arzt, und rette
Von frühem Tode mich.
Er kniete plötzlich nieder
Und bat so rührendsüß,
Daß ich ihn morgen wieder
In's Wäldchen kommen hieß.
Ich weiß seitdem nicht, was ich thue.
Die Neugier läßt mir keine Ruhe.
Zeigt mir der junge, liebe Mann
Nur bald ein sichres Mittel an,
Wie ich vom Tod' ihn retten kann!

Der Haase, ein Delinquent.

Ein Förster hand in kleiner Ferne,
Damit sein Enkel schießen lerne,
Ein Häslein in des Forstes Plan
An einen Baum lebendig an.
Da wurde gegen sein Verhoffen
Vom Schützen blos der Strick getroffen.
Das Thier entfloh, doch traf es bald
Der junge Forstknecht noch im Wald,
Und (eine seiner stärksten Schwächen
War Lug) erzählte dann beym Zechen:
Der Haas beging ein Hauptverbrechen,
Sonst hätte nicht der Haasenstand
Einstimmig auf den Strang erkannt.
Sie zogen ihn mit Ungeschicke
An einem Baum hinauf am Stricke.
Da kam ich just herbey,
Und schoß den Strick entzwey;
Ja, daß die Herr'n sich überzeugen könnten,
Schoß ich im nächsten Augenblick,
Auch den verblüfften Delinquenten.
Seht noch am Hals den halben Strick!

Harfner Patrik.

Wie blühten Shannons Hügel!
Wie liebte Klara mich!
Kein froher Bursch' in Irland
War glücklicher, als ich.
Wohl glich an heitrem Spiele
Kein Harfen-Schläger mir,

Und mich geleitet' immer
Mein guter Hund Oſir.

Als ich zuletzt, gezwungen,
Von meiner Klara ſchied,
Rief ſie, die Augen trocknend,
Voll Kummer im Gemüth:
„O, denke Deiner Klara,
Mein Patrik! fern von ihr,
Und warm ſey Dir empfohlen
Dein guter Hund Oſir.“

Mein guter Hund war freundlich,
Zuthunlich ſtets und treu;
Er liebte mich unſäglich,
Trotz meiner Armuthey;
Und ſtießen rohe Leute
Mich herzlos von der Thür,
Doch blieb ein Freund mir immer
Mein guter Hund Oſir.

Und war der Weg zu dunkel,
Und war die Nacht zu kalt,
Und Pat nebſt ſeinem Hunde
Allmählig matt und alt;
Wie lagen eingewindelt
Im grauen Mantel wir!
Wie leckte mich ſo dankbar
Mein guter Hund Oſir!

Stack auch im Bündel wenig,
Ich dachte ſein, ich gab;
Schlug nicht die letzte Kruſte
Dem ſtummen Bettler ab.
Am kält'ſten Wintertage
Starb er zu Füßen mir,

Und Harfe ſcholl und Klage:
Mein guter Hund Oſir!

Wohin jetzt, blind, verlaſſen,
Oſir, ach! ohne Dich?
Wohl Niemand leitet fürder
So treu, ſo liebend mich!
Zu meiner ſüßen Heimath,
Zu Klara, fern von hier,
Kann nimmer mich geleiten
Mein guter Hund Oſir.

Victor an ſeinen Hund.

Wie biſt Du mir ſo lieb,
Hund, der getreu mir blieb,
Als von dem armen Siechen
Nun Freund' und Brüder wichen!
Wie biſt Du mir ſo lieb!
O Pudel ohne gleichen,
Der meine Wort' und Zeichen
In ſein Gedächtniß ſchrieb,
Und tauſend frohe Kreiſe
Auf meiner Krankenreiſe
Um ſeinen Herrn beſchrieb!
Wie biſt Du mir ſo lieb,
Wenn nicht, wie ichs empfinde,
Ich Dein Verdienſt verkünde,
Mein Caro, ſo vergieb!
Wie biſt Du mir ſo lieb!
Mit menſchlich-zartem Trieb
Bewachſt Du meinen Schlummer.
Wie bin ich Dir ſo lieb!

Dir dank ich, daß mein Kummer
Mich nicht zum Selbſtmord trieb.
Wie biſt Du mir ſo lieb!

Der Weihnachtsbaum.

Von Lichtern ſtrahlt der Weihnachtsbaum.
Das Eine Kind gewahrt ihn kaum,
So rufts mit Jubelſchalle:
«Das Jeſuskind, ſo lieb und werth,
«Hat dieſen Wunderglanz beſcheert
«Und dieſe Gaben alle!»

«»Nein, Schweſter!«» fällt ihr Bruder ein.
«»Mein Lehrer muß doch klüger ſeyn:
«»Er weiß es recht zu deuten.
«»Nicht ein Geſchenk des heil'gen Chriſt's, —
«»Der Vater iſt's, die Mutter iſt's,
«»Die ſolches Feſt bereiten.««

Die Schweſter zürnt, der Bruder lacht,
Und will ſie von der blinden Macht
Des Vorurtheils belehren;
Umſonſt! — — Sie werden groß und alt.
Er fiel in Sünd' und Laſter bald;
Sie blieb in Zucht und Ehren.

Und zahm unlängst erzogen.
Mit süßem Wonneschall
Sang eine Melodie
Auf meiner Schulter sie.

Sie flog dann in die Runde,
Genießend, was sie fand.
Sie kam, nicht satt am Funde,
Und pickt' aus meinem Munde.
Ich griff zur guten Stunde,
Das Vöglein mit der Hand,
Und ahnt' im Augenblick,
Ein ungemeines Glück.

Da hört' ich zartes Klagen:
„Komm, Tireli, zu mir!
„Wo hat Dich seit zwey Tagen
„Der Undank hingetragen?" —
Ich rief mit Wohlbehagen:
„Dein Vögelein ist hier!"
Und sah, erstaunt, erfreut,
Die schönste junge Maid.

Noch, ehe mit Erröthen
Die Holde bey mir stand,
Hub, schon beym Nähertreten,
Ihr Sprosser ungebeten
Und lustig an zu flöten.
Ob seiner Herrin Dank
Rief ich, vor Liebe krank,

„Bey Deiner Schönheit Rechte!
„Ich bin auf ewig Dein.
„Ja, bey der Macht der Mächte!
„Vom schöneren Geschlechte
(Was Keine mir verdächte),
„Lieb' ich nur Dich allein,

Wiſſ' es, Nachwelt! Ja, ſie liebte! —
Ihres Lebens letzte Regung
War ein Vorwurf für den Vater
Und ein Ach! für den Geliebten.

Chriſtgaben.

Ich weiß, vor Freude ſchüchtern,
Nicht, wie ich danken ſoll.
Der Garten iſt von Lichtern
Und Leckerbiſſen voll.

Je länger, deſto lieber
Iſt mir die Füll' und Pracht! —
Doch — ſieh da! — Gegenüber
Bey'm Winzer blieb es Nacht.

Mitleiden! — Ach, ſie haben
Kein Licht, kein Chriſtgeſchenk!
O, ſey der armen Knaben,
Lieb' Mutter, eingedenk.

Laß ſie herüberrufen,
Daß ſie ſich freu'n mit mir!
Von allen Freudenſtufen
Iſt das die höchſte mir.

Gib Ihnen Licht und Nüſſe
Und ſüße Kuchen auch,
Daß Jeder freudig wiſſe
Den ſchönen frommen Brauch.

Ach, wenn ſie Dank Dir ſagen
Mit tiefgerührtem Ton,
Und heim die Beute tragen —
Wie glücklich iſt Dein Sohn!

Weit glücklicher bey'm Theilen,
Als wär' ich reich allein! —
Lieb' Mutter, laß uns eilen,
Die Armen zu erfreu'n!

Die Arche.

Zusammen erbauten sechs Geschwister,
Ein Künstler, vier Grazien und ein Magister,
Das größte, geräumigste Haus im Land,
Die Arche Noahs vom Pöbel genannt.
Sie wollten dort im engsten Verband,
Wo möglich einst miteinander sterben,
Wo nicht, Eins mählig das Andre beerben,
Und hätte der Letzte vom selt'nen Verein
Nach sechs errichteten Kirchhof-Mahlen,
Das Haus mit Zinsen und Kapitalen
Dem Katharinenstifte zu weih'n.
Sie wurden gerühmt und bewundert. Allein
Wer soll die Bel-Etage bewohnen?
Wie sind Inspector und Rechner zu lohnen?
Ein Streit begann — und sie zogen nicht ein.
Nun schenkt da für friedliche Commilitonen
Der Gastwirth zur Arche Noahs Wein.

Elmire.

Am Rheingestade rief Elmire,
Die junge Schäferin:
„So brachst Du deine tausend Schwüre
„Und höhntest mich, Erwin!

Wiss' es, Nachwelt! Ja, sie liebte! —
Ihres Lebens letzte Regung
War ein Vorwurf für den Vater
Und ein Ach! für den Geliebten.

Christgaben.

Ich weiß, vor Freude schüchtern,
Nicht, wie ich danken soll.
Der Garten ist von Lichtern
Und Leckerbissen voll.

Je länger, desto lieber
Ist mir die Füll' und Pracht! —
Doch — sieh da! — Gegenüber
Bey'm Winzer blieb es Nacht.

Mitleiden! — Ach, sie haben
Kein Licht, kein Christgeschenk!
O, sey der armen Knaben,
Lieb' Mutter, eingedenk.

Laß sie herüberrufen,
Daß sie sich freu'n mit mir!
Von allen Freudenstufen
Ist das die höchste mir.

Gib Ihnen Licht und Nüsse
Und süße Kuchen auch,
Daß Jeder freudig wisse
Den schönen frommen Brauch.

Ach, wenn sie Dank Dir sagen
Mit tiefgerührtem Ton,
Und heim die Beute tragen —
Wie glücklich ist Dein Sohn!

Weit glücklicher bey'm Theilen,
Als wär' ich reich allein! —
Lieb' Mutter, laß uns eilen,
Die Armen zu erfreu'n!

Die Arche.

Zusammen erbauten sechs Geschwister,
Ein Künstler, vier Grazien und ein Magister,
Das größte, geräumigste Haus im Land,
Die Arche Noahs vom Pöbel genannt.
Sie wollten dort im engsten Verband,
Wo möglich einst miteinander sterben,
Wo nicht, Eins mählig das Andre beerben,
Und hätte der Letzte vom selt'nen Verein
Nach sechs errichteten Kirchhof-Mahlen,
Das Haus mit Zinsen und Kapitalen
Dem Katharinenstifte zu weih'n.
Sie wurden gerühmt und bewundert. Allein
Wer soll die Bel-Etage bewohnen?
Wie sind Inspector und Rechner zu lohnen?
Ein Streit begann — und sie zogen nicht ein.
Nun schenkt da für friedliche Commilitonen
Der Gastwirth zur Arche Noahs Wein.

Elmire.

Am Rheingestade rief Elmire,
Die junge Schäferin:
„So brachst Du deine tausend Schwüre
„Und höhntest mich, Erwin!

„Weh mir! — So rührt Dich, Ungetreuer,
„Nicht meine Kümmerniß? —
„Erloschen iſt Dein Liebesfeuer
„Und meine Schmach gewiß.

„Mein früher Tod in Rheinesfluthen
„Soll Deine Strafe ſeyn.
„Dann enden meines Herzens Gluthen,
„Mein Schimpf und meine Pein.

„Wohlan! — Wie rollen Deine Wogen
„So furchtbar dumpf, o Rhein!
„Ach, und Erwin, der mich betrogen
„Lacht nun mit Roſa mein.

„Ich, Thörin! — Mir iſt widerfahren,
„Was Mancher widerfuhr.
„Der Schäfer gib's zum Troſt ja Schaaren,
„Auch lebt ſich's Einmal nur." —

Vom Rheingeſtade ſchied Elmire,
Die kluge Schäferin,
Baut' auf Menalka's Liebesſchwüre,
Und hatte deß Gewinn.

Ida's Vorſatz.

Auch die Mutter ruht,
Vater, neben Dir.
Ach, ſie war ſo gut,
War ein Engel mir.
Auf der Pilgerreiſe,
Wo Gefahren dräu'n,
Soll ich arme Waiſe
Ohne Schutzgeiſt ſeyn!

Ein Verluſt für mich,
Unerſetzlich groß!
Iſt Verzweiflung — Sprich! —
Mein verdientes Loos? —
Doch vergib die Klagen,
Du Verklärte, mir!
„Niemals zu verzagen,"
Lernt' ich ja von dir;

Lernte, daß ein Gott
Über Sonnen iſt,
Der in Angſt und Noth
Nie ſein Kind vergißt.
Mir im Weltgetümmel
Keiner Schuld bewußt,
Trag' ich meinen Himmel
Siegreich in der Bruſt.

Hülf' iſt in der Noth.
Bauen will ich ganz
Auf den lieben Gott
Und auf Dich, o Franz. —
„Dank Dir! — Ohne Sorgen!
„Ida! Freundin! Braut!
„Nimm dies Ringlein! — Morgen
„Sind wir ſchon getraut.

Der neue Rechenmeiſter.

Ein Lehrer hob pathetiſch an:
„Wißt: „Dreymal Drey macht — Zeh'n."
Ihm wollten nicht den tollen Wahn
Die Schüler zugeſteh'n.

„Dich, wie mein Herz gebot,
„Getreu bis in den Tod.“

Allein, vergib mir Kühnen!
Vielleicht — Du liebest schon.
Sie schüttelt'. Ihre Mienen
Vergaben mein Erkühnen.
„Dir will ich ewig dienen
„Für süßer Minne Lohn
„Bis zu dem letzten Hauch.
„O, liebe Du mich auch!“ —

Ich kniet' und bat: „Entscheide!“
Sie lispelt': Heute nicht!
Wir prüfen uns erst Beyde.
Unsäglich ist die Freude,
Wenn, mächtiger als Eide,
Uns Liebe sanft umflicht,
Wenn Dank Du, spät und früh:
Empfängst, mein Tireli!

Der Vogel schwang die Flügel
Recht, als verständ' er sie.
In ihrer Augen Spiegel
Las ich der Treue Siegel.
Wir trennten uns am Hügel,
Den Tag vergess' ich nie.
Dank Dir, Tireli.
Nun ist mein Weibchen Sie!

Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.

DIE GARTENTHÜRE.

Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete
der
Unterhaltung und des Wissens.

Einheimischen und fremden Quellen entnommen.

Den
Gebildeten des schönen Geschlechts
gewidmet.

Herausgegeben
vom
Hofrath Aloys Schreiber.

Der ersten Reihe sechstes Bändchen.

Heidelberg, 1827.
In der Akademischen Kunst- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

blieb eine Zeitlang an diesem Ort stehen, und war in mancherley Betrachtungen vertieft. „Wäre alles, was mir dieser junge Mensch von seiner Schwester sagte, nur ein eitles Reden?“ dachte er bey sich selbst. Dann kam ihm ein anderer Gedanke: „Ich fand,“ sagte er, „bey ihm, obschon er noch jung ist, ein edles Herz und großmüthige Gesinnungen. Es ist unmöglich, daß er sein Versprechen nicht hält.“ — So folgten während seines Wartens tausend widersprechende Ideen nach einander. Er erschöpfte sich in unruhigen Betrachtungen, als er plötzlich das Geräusch der Pforte vernahm, welche sich öffnete. Lo Mengli kam leisen Schrittes zu ihm, und sprach: „Bruder Sse, Sie sind ein Mann von Wort. Wie? Schon so bald zurück? Sie verschmähen also wirklich Ihren Freund nicht?“ — Als Sse Yeoupe ihn sah, empfand er solche Freude, als ob jener vom Himmel käme. Er lief eilends auf ihn zu, faßte ihn bey der Hand, und sagte lächelnd: „Wer kann zurück bleiben, wenn er von einem so geliebten Freunde bestellt wird?“ — „In der Freundschaft,“ versetzte Lo Mengli, „ist der Anfang immer gut; nur das Ende läßt oft etwas zu wünschen übrig. Wenn dieses dem Anfang entspricht, so kann man sagen, daß ein Bund der Weisen erfolgt sey.“ — „Diejenigen,“ antwortete Sse Yeoupe, „deren Freundschaft am Ende schwächer wird, haben schon im Anfang keine besessen. Es sind Leute ohne Augäpfel; ihnen fehlt das Gesicht. Müssen diese Fichten und Thuyas die kalte Jahrszeit abwarten, um zu wissen, daß sie ihre Blätter nicht verlieren?“ — „Mein Bruder,“ sagte Lo Mengli, „Ihre Rede bezaubert mich. Sie befreyen mich von einer Un-

gewißheit, die ſchwer auf mir laſtete.“ Hierauf ſetzte er die Unterhaltung fort, und ſprach: „Ich hätte eine Bitte an Sie, fürchte aber, daß es ein zu ernſter Gegenſtand für einen noch ſo neuen Freundſchaftsbund iſt. Ich wage nicht, Ihnen deshalb den Mund zu öffnen.“ — „Ein Wort genügt, um einen Freundſchaftsbund zu ſchließen,“ erwiederte Sſe Yeoupe; „er kann das Vertrauen für unſer ganzes Leben gründen. Der Zufall hat uns zuſammengeführt; aber meine Liebe zu Ihnen iſt ſchon tief gewurzelt. Was haben Sie auf dem Herzen? Nichts wehrt Ihnen, es mir mitzutheilen.“ — „Weil Sie mir denn frey zu ſprechen erlauben,“ ſagte Lo Mengli, „ſo frage ich Sie, Bruder Sſe, ob Sie bey Ihrer Reiſe nach Hof die Abſicht haben, Ruf oder Gewinn zu erhalten, und ob Ihre Geſchäfte noch Aufſchub erleiden?“ — „Auf dieſer Reiſe,“ antwortete Sſe Yeoupe, „habe ich in der That weder Ruf noch Gewinn im Auge. Aber ſie betrifft eine Sache, die mir ſehr am Herzen liegt und keinen Aufſchub erleiden kann.“ — Lo Mengli fragte weiter: „Sie ſtehen in der Blüthe der Jahre. Ihr Vater und Ihre Mutter genießen ohne Zweifel noch einer ſtarken Geſundheit? Ihre Schweſter iſt wahrſcheinlich verſorgt?“ — „Ich hatte das Unglück, meinen Vater und meine Mutter zu verlieren,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Ich bin ganz allein und noch ledigen Standes.“ — „Mein Bruder,“ erwiederte Lo Mengli, „in Ihrem Alter, bey ſo ſchönem Talent und einer Figur, die dem Edelgeſtein einer Krone gleicht, haben Ihnen gewiß Viele die Früchte dargelegt, und Sie durften unter Verbindungen nur die Wahl treffen. Warum forſchen Sie noch immer

nach dem Phönix, einsam und allein in der Welt?“ — „Die Wahrheit zu sagen,“ versetzte jener, „wenn ich nur an Reichthum und Glanz dächte, so hätte ich längst eine Gattin im Hause. Aber ich muß Ihnen meine Schwachheit gestehen. Während ich über die fünf Pflichten, welche das menschliche Leben ordnen, meine Betrachtungen anstellte, dachte ich, die erste wäre nicht auf mich anwendbar, weil ich unglücklicher Weise meine beyden Aeltern verlor; auch habe ich keine Brüder. Ferner weiß ich nicht, ob ich jemals Gelegenheit habe, mich dem zu ergeben, was den Unterthan an seinen Fürsten und was Freunde an einander fesselt. Ist aber die Rede von dem Bande, welches Ehegatten vereint, und ich finde keine vollendete Schönheit, keine mit Talenten und Tugenden begabte Frau, welche die Gefährtin meines ganzen Lebens seyn kann: so biete man mir die Tochter eines Gelehrten an, der den Saal von Jaspis bewohnt, oder das goldene Roß besteigt, und ich werde wenig Neigung dazu fühlen. Das ist die Ursache, warum ich bisher allein den Stürmen dieser Welt ausgesetzt blieb.“ — „Sie zeigen da, Bruder Sse, edle Gesinnungen, fähig, allen jungen Mädchen des Reichs, die mit einigem Talent begabt sind, Thränen zu entlocken.“ Unter diesen Worten entfuhr Lo Mengli ein Seufzer. „Die Wahl einer Gattin,“ fuhr er fort, „welche Sie auf eine vollendete Schönheit richten, ist eine sehr schwere Sache, mein Bruder Sse. Auch das Entgegenkommen der Verwandten und die Betrügereyen der Unterhändlerinnen sind nicht geeignet, Vertrauen einzuflößen. Daher kommt es, daß so viele Gatten von Talent und Verdienst in der Tiefe des inneren

Gemaches Stoff zur Klage finden. Auch verbietet der Fürſt der Wiſſenſchaften nicht, daß zwey Perſonen, wenn ſie ſich ſahen und einander gefielen, die verordneten Gebräuche überſchreiten, um an ein glückliches Ziel zu gelangen.“ — „Die Regeln des Ceremoniels ſind ein allgemeines Geſetz,“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Aber hat man ſie für einen Mann von wahrem Talent und für ein reizendes und tugendhaftes Weib eingeführt?“ — „Bruder Sſe,“ verſetzte Lo Mengli, „weil Ihre Reiſe weder Ruf noch Gewinn beabſichtigt, ſo haben Sie gewiß irgend eine Jungfrau nach Ihrem Wunſche gefunden, um derentwillen Sie die Beſchwerde eines weiten Weges nicht achten.“ — „Bruder Lo,“ antwortete Sſe Yeoupe, „gegen einen Jüngling, wie Sie, der ſo hellen Verſtand beſitzt und mir ſo viele Freundſchaft erzeigt, erlaube ich mir keine Zurückhaltung. Meine Reiſe hat wirklich eine Heirath zum Gegenſtande, und ich will einen Doctor des großen Collegiums bitten, daß er ſich für mich verwende. Da aber die Zeit der Prüfungen herrannaht, ſo fürchte ich, er möchte zum Vorſitze bey einer derſelben in der Provinz ernannt ſeyn. Er verließe dann die Hauptſtadt und ich könnte ihn nicht mehr antreffen. Darum eile ich ſo ſehr mit meiner Abreiſe.“ — „Diejenige, welche verdient, daß Sie nach ihr ſtreben, muß eine vollendete Jungfrau ſeyn,“ verſetzte Lo Mengli. „Aber noch haben Sie mir nicht geſagt, weſſen Tochter ſie iſt.“ — „Die Tochter meines Landsmannes, des Staatsraths Pe,“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Sie nennt ſich Houngiu. Keine gleicht ihr an Anmuth und Schönheit. Sie zeichnet ſich beſonders im Dichten aus, und wir ſelbſt müſ-

sen ihr darin den Vorzug lassen. Ihre Achtung für das Talent ist größer, als sie irgend Jemand im Alterthum und in unserer Zeit hegte. Auch kann ich weder wachend noch schlafend des Gedankens an Sie los werden, und erhalte ich sie nicht zur Gattin, dann möchte ich mein ganzes Leben hindurch ledig bleiben." — Auf diese Rede blieb Lo Mengli in einiges Nachdenken vertieft; dann fragte er Sse Yeoupe weiter: „Wie ist der Beyname des Staatsraths Pe, und an welchem Ort hat er seine Wohnung?" — „Sein Beyname," war die Antwort, „ist Hiouan, und sein Ehrentitel Thaïhiouan. Er wohnt im Dorfe Kinchi." — Als Lo Mengli diese Worte vernahm, erkannte er, daß von seinem mütterlichen Oheim die Rede sey. Aber er wollte nichts davon merken lassen, und sprach: „Wenn sie so viele Schönheit besitzt, so darf man sich über die Stärke der Gefühle nicht wundern, die sie Ihnen eingeflößt hat. Aber das Reich ist sehr groß. Angenommen, es fände sich eine zweyte, mit eben solchen Reizen begabt, was würden Sie thun, Bruder Sse?" — „Erlaubt der Eindruck, den die Schönheit hervorbrachte, zwey Arten von Gefühl?" erwiederte Sse Yeoupe *). „Wenn sich eine andere fände, die eben so viele Schönheit besäße, wie sie, dann wäre es ganz natürlich, daß ich ihr die nämliche Empfindung meines Herzens weihte. Aber eine zu verlassen, um mich an die andere zu fesseln, das hieße eine Untreue begehen, deren mich selbst der Tod nicht schuldig machen sollte." — Lo Mengli verfiel in neue Betrachtungen. Dann sagte er schnell: „Bruder Sse, Ihre Leidenschaft mahlt sich

*) Wörtlich: zwey Herzen. S. die Einleitung.

in Ihrer Rede. Auch kann Ihr Plan nicht geändert werden. Aber warum ſchieben Sie ihn auf? Ich habe hier alles, was für Ihre Reiſekoſten nöthig iſt.“ — Mit dieſen Worten zog Lo Mengli dreyßig Unzen Silber aus dem Aermel, und bot ſie Sſe Yeoupe dar. „Man braucht nur wenig, wenn man ſo einfach reiſet,“ ſprach er. „Finden Sie es aber nicht hinlänglich, ſo ſind da noch ein Paar goldene Armbänder von meiner Schweſter, nebſt zehn feinen Perlen; damit beſtreiten Sie gewiß die nöthigen Bedürfniſſe.“ Und ſogleich löſ'te er die zwey Bänder von ſeinen Armen, und reichte ſie Sſe Yeoupe, nebſt einer Schnur von feinen Perlen, hin. — „Zehn Unzen Silber genügen für meine Reiſe,“ antwortete dieſer. „Warum bieten Sie mir ſo vieles an? Lieber Bruder, Sie übertreiben Ihre Großmuth gegen mich. Es iſt ſchon viel, wenn ich dieſes annehme. Die Armbänder und die Perlen ſind koſtbare Gegenſtände, die Ihrer Schweſter gehören. Ich darf mir nicht erlauben, ſie zu nehmen.“ — „Kann ein Gelehrter, wie Sie,“ ſagte Lo Mengli, „eine ſolche Sprache führen? Ein bedrängter Reiſender fühlt ſich bey jeder Bitte, die er thun muß, in Verlegenheit. Sie können dieſe Perlen und dieſe Armbänder an Ihrem Gürtel befeſtigen und ſie für unvorgeſehene Fälle bewahren. Machen Sie keinen Gebrauch davon, ſo heben Sie dieſelben auf, und ſtellen mir ſie zu, wenn wir uns einmal wiederſehen. Letzteres wird eine ſehr angenehme Nachricht für mich ſeyn.“ — „Mein Bruder,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „Sie verbinden mit dem anlockenden Zartgefühl einer Jungfrau die Großmuth des reiferen Alters. Sind Sie denn ein beſonderes

Weſen, das aus dem Duft der Berge und der Ströme gebildet ward? Welches gute Geſchick flößt Ihnen gegen mich, dem Sie nur zufällig begegneten, ſo wohlwollende Geſinnungen ein? Anfänglich hatte ich die Ungeduld eines wilden Roſſes, um fort zu kommen. Jetzt hat mich das Uebermaß Ihrer Gewogenheit zum Vogel umgeſchaffen, der um ſeinen Herrn fliegt, wie die Phantaſie um eine ſchöne Blume gaukelt. Sie berauſchen mein Herz, Sie erweichen meine Seele. Feſt gehalten, unterjocht, kann ich nicht mehr den Gedanken ertragen, mich von Ihnen zu trennen. Noch weilte mein Geiſt nur auf dem ehelichen Verein; die Bande der Freundſchaft waren mir unbekannt. Sie gewähren mir einen herrlichen Freund zu dem Uebrigen, das meine Gedanken beſchäftigt. Durch Sie lerne ich fühlen, daß es für zwey Menſchen nur einen Leib und eine Seele geben kann.“ — „Ich erhielt meine Erziehung,“ ſagte Lo Mengli, „von meinem verſtorbenen Vater, und habe das abgeſchiedene Leben eines jungen Mädchens geführt. Kein Lehrer gab mir öffentlichen Unterricht; darum war es mir unmöglich, Freunde zu erwerben. Aber ich weiß nicht, woher im erſten Augenblick, da ich mit Ihnen ſprach, die Zuneigung entſtand, ſo Sie mir einflößten. Sie, deſſen Gefühle mehr Kraft haben, als die meinigen, erleuchten Sie mich in dem, was ich empfinde!“ — „Die Stärke meiner Gefühle,“ war die Antwort, „enthält nichts anders, als was ſehr natürlich iſt. Die Ihrigen, mein Bruder Lo, haben die Milde des Waſſers. Man hat Verſe von Litaïpe, worin es heißt:

„Die Pfirſichblüth', auf einen Waſſerſpiegel
Geworfen, taucht wohl hundert Fuß hinab:

So tief und tiefer noch dringt in das Herz
Die Liebe, ſo du mir beweiſen willſt.“ —

Mir dünkt, dieſe Verſe hätten das zum Gegenſtand, was ich heute von Ihnen erfuhr. Und welche Probe haben Sie von mir empfangen? Nur in Worten beſteht ſie noch.“ — „Ihnen ſcheint es ſchwer zu ſeyn, ſich an den Gedanken unſerer Trennung zu gewöhnen,“ ſagte Lo Mengli, „und mich beſchäftigt das, was unſer Wiederſehen in der Zukunft erſchweren möchte. Wer weiß, ob, wenn wir uns verlaſſen, wieder eine Zeit eintritt, wo ich von neuem mit Ihnen zuſammentreffen kann?“ — „Was ſagen Sie da?“ erwiederte Sſe Yeouye ganz beſtürzt. „Das heutige Begegnen hat uns beyde, obſchon wir blos Freunde ſind, inniger vereint, als ob wir Anverwandte wären. Seyen Sie ſtandhaft in Ihren Geſinnungen! Auch ich gehöre nicht unter die Zahl der Undankbaren. Ich gehe nach Hof, und kehre alsbald zurück. Dann reiſe ich hier durch, und halte es für meine Pflicht, Ihrer Frau Mutter einen Beſuch abzuſtatten. Wir richten es dann ſo ein, daß wir wieder zuſammen kommen und unſere Unterhaltung fortſetzen. Wie wäre es möglich, daß wir uns nicht wiederſähen?“ — Lo Mengli, der in Gedanken verloren war, antwortete nicht. Sſe Yeouye fuhr fort: „Sie ſchweigen, mein lieber Bruder? Glauben Sie, daß ich fähig ſey, nicht wieder zu kommen?“ — „Wenn ich nachdenkend war,“ entgegnete Lo Mengli, „ſo zweifelte ich darum nicht an Ihrem Entſchluß, wieder zu kommen; ich fürchte nur, daß, wenn es geſchieht, ich ſelbſt könne unſichtbar geworden ſeyn, wie ein neuer Tſeuhiu.“ — „Wenn Ihre Mutter noch dieſes Haus bewohnt,“

ſagte Sſe Yeoupe, „ſo wird ſie gewiß ihren Sohn in keine andere Stadt ſchicken. Ich denke alſo, daß, im Fall Sie wahre Freundſchaft für mich hegen, nichts unſeren Verhältniſſen im Wege ſteht. Wie könnten Sie unſichtbar werden?“ — „Es hängt nicht von den Menſchen ab,“ war die Antwort, „ob ſie wieder vereint oder von einander entfernt ſeyn wollen. Die Dinge dieſer Welt haben einen geheimnißvollen Gang, den zu berechnen unmöglich iſt. Wie können Sie, mein Bruder, deſſen ſchon vorher gewiß ſeyn?“ — „Was der Himmel ſendet, kann man nicht vorausſehen,“ erwiederte Sſe Yeoupe; „aber man berechnet das, was von den Menſchen abhängt. Wenn Sie ſagen, daß ich in einiger Zeit nicht wieder zu Ihnen käme, ſo weiß ich ſelbſt, wie ich über meine Entſchlüſſe verfügen ſoll. Verſtehen Sie aber darunter, daß Sie mich alsdann nicht mehr ſehen wollen, warum wollten Sie mich denn heute ſehen? Da haben Sie eine vollkommen leichte und klare Auflöſung.“ — „Weil mir heute die Freyheit gegeben war, Sie zu ſehen, ſo geſchah es,“ verſetzte Lo Mengli. „Sähe ich Sie in der Folge nicht mehr, ſo fände jene nicht ſtatt — und darüber kann ich im Voraus keine Verſicherung geben.“ — „Schon im Anfang unſerer Unterhaltung,“ war die Antwort, „ſprachen Sie zu mir ohne Furcht und Scheu, und dennoch wollten Sie einen für den noch neuen Freundſchaftsbund zu ernſten Gegenſtand nicht berühren. Jetzt, da die Gleichheit unſerer Geſinnungen einen eben ſo innigen Verein hervorbrachte, wie den des Fleiſches und der Knochen, höre ich eine räthſelhafte und geheimnißvolle Sprache. Sind das nicht eitle Worte in einem Bunde, der ſo feſt

gegründet iſt. Ich kann es mir nicht erklären.“ — „Was ich Ihnen im Anfang ſagte, war zu ſagen möglich,“ erwiederte Lo Mengli, „und darum habe ich ohne Scheu zu Ihnen geſprochen. Jetzo verſchweige ich das, was ich Ihnen nicht ſagen zu dürfen glaube. Wozu die vielen Erklärungen?“ — „Ich bin hier allein, und bleibe nur noch einen Tag,“ ſagte Sſe Yeouye. „Welchen Unterſchied machen Sie zwiſchen Dingen, die ich erfahren darf, und ſolchen, die Sie mir verſchweigen zu müſſen glauben?“ — „Ich wollte Ihnen nur dasjenige ſagen, was einige Wirkung haben könnte,“ verſetzte Lo Mengli; „was keine hat, bedarf doch wohl der Mittheilung nicht?“ — „Ich habe immer gehört,“ antwortete Sſe Yeouye, „daß die Mittheilung der Gedanken das Schätzbarſte in der Freundſchaft wäre. Was nützet ſie uns, wenn Sie etwas haben, das Sie mir nicht anvertrauen können? Beſitze ich aber Ihr Vertrauen noch nicht, und Sie beſchränken Ihre Freundſchaft auf Geſchenke, ſo erröthe ich, ſie anzunehmen. Das hieße einen Bund mit Gold erkaufen. Ich bin freilich arm, und von allem entblößt, was zu meiner Reiſe nöthig iſt; allein dieſes werde ich ſchlechterdings nicht thun, und wenn ich einen noch größeren Raum zurücklegen müßte.“ Hiemit wollte er Lo Mengli ſogleich die Armbänder und das Halsband wieder zuſtellen. — „Mein Bruder,“ ſagte dieſer bewegt, „warum machen Sie mir ſo harte Vorwürfe? Im erſten Augenblick, da ich Sie ſah, hatte ich Ihnen wirklich etwas zu vertrauen, und darum befragte ich mich über die Umſtände Ihrer Reiſe und Ihres Aufenthalts. Jetzo weiß ich, daß meine Reden zu nichts dienen und nur Jemand

beschämen würden. Darum wollte ich schweigen, und nicht in der Absicht, Ihnen meine Gedanken zu verheimlichen und weil ich kein Vertrauen in Sie setzte. Da Sie mir aber ein Verbrechen aus meiner Zurückhaltung machen, so kann ich nicht umhin, zu reden, und nehme die Scham auf mich selbst." — „Welche Scham kann in dem Gespräche zweyer Freunde statt finden?" fragte Sse yeoupe. „Ich hoffe, daß Sie mir alles das genau erklären." —

Le Mengli, den ein Gefühl der Beschämung zurückhielt, beharrte noch im Schweigen. Aber von Sse yeoupe gedrängt, mußte er endlich das Wort wieder nehmen, und begann: „Ich habe eine Zwillingsschwester, welche demnach, wie ich, sechzehn Jahre alt ist. Ihre Gesichtszüge sind wie die meinigen; denn sie gleicht mir sehr. Sie hat sich dem Studium der Poesie und der Literatur ergeben. Seitdem der Vater uns verlassen hat, waren wir, meine Schwester und ich, uns gegenseitig Lehrer und Freund. Obschon sie keineswegs mit der vollendeten Schönheit, die Sie eben rühmten, verglichen werden kann, hat sie doch so große Achtung für das Talent, daß sie eben so sehr, wie jene, eine üble Wahl fürchtet. Sie und ich haben darin gleiche Gesinnungen. Die Kränklichkeit meiner Mutter verhinderte bisher, daß man sich um einen Gatten für meine Schwester bemühte. Ich selbst bin noch zu jung, um viele Menschen zu sehen; auch ist die Oberschwelle unserer Thüre verfallen, daher Niemand weiß, daß jene noch das innere Gemach in Erwartung einer ehelichen Versorgung bewohnt. Gestern hat ihr Auge vom Pavillon herab Sie erblickt. Ihr

Benehmen verkündete meiner Schweſter einen Gelehrten von ſo glücklichen Eigenſchaften, daß ſie unwillkührlich an das Fallen der Pflaumen dachte *). Ich habe ihre Gefühle erforſcht, und dies bewog mich, Ihnen entgegen zu kommen und ſelbſt Unterhändler zu ſeyn. Ich erkundigte mich bey Ihnen, und erfuhr, daß Ihre Wünſche anderswohin gerichtet wären; ich faß alſo das Hinderniß, ſo unſerem Verlangen entgegen ſtand, und darum wollte ich das Stillſchweigen beobachten. Unſere heutige Zuſammenkunft betraf eine Angelegenheit, deren günſtigen Erfolg man hoffen durfte; und müßte ich nicht Ihnen gegenüber Scham fühlen, wenn mich auch Ihre Güte mit allem Spott verſchonte? Darum ſprach ich von der Möglichkeit, daß wir uns niemals wiederſähen. Aber Ihre Vorwürfe waren ſo ungerecht, daß ich nicht umhin konnte, Ihnen alles das mitzutheilen. Indem ich Ihnen ſo die innerſten Gefühle eines jungen Mädchens offenbare, fühle ich, daß die Röthe mir in das Geſicht ſteigt und daß mein Antlitz glüht. Wenn Sie es unter andern Menſchen verbreiteten, ſo müßte ich gewiß vor Scham ſterben.“ —

Dieſe ſo redlichen Worte waren für Sſe Yeoupe nicht weniger überraſchend als freudig. „Mein Bruder,“ rief er, „iſt es ein Scherz, oder wollen Sie mich zum Beſten haben?“ — „Ich habe Ihnen mein Herz eröffnet,“ erwiederte Lo Mengli traurig; „wie ſollte ich mir einen Scherz gegen Sie erlauben?“ — „Täuſcht mich kein Traum?“ fragte Sſe Yeoupe weiter. — „Wir ſprechen im Angeſicht des Himmels und bey hellem Tage,“

*) An die Jahrszeit der Eheverbindung.

verſetzte Lo Mengli; „welcher Traum könnte Sie täuſchen?“ — „Iſt es Wirklichkeit,“ rief Sſe Yeoupe von neuem, „dann machen Sie mich vor Freude zum Thoren und laſſen mich vor Verlangen ſterben.“ — „Eine verfehlte und hülfloſe Angelegenheit läßt nicht einmal die Hoffnung übrig,“ ſagte Lo Mengli. „Sie ſprechen von Freude, mein lieber Bruder; was wäre ihr Gegenſtand?“ — „Einſam zwiſchen vier Meeren,“ antwortete Sſe Yeoupe, „ſehe ich plötzlich eine junge Schönheit, Ihnen, mein lieber Bruder, an Talent und Geſtalt vergleichbar, die ſich nur flüchtig meinen Augen darſtellt und ſich für das ganze Leben an mich ſchließen will! Auch als Baum oder Pflanze würde ich die ſüße Wirkung des Lenzes empfinden; aber ich bin ein Menſch, und Sie erſtaunen über den Ausdruck meiner Freude?“ — „Bruder,“ ſagte Lo Mengli, „Sie haben ſchon diejenige gefunden, welche den wohlgetroffenen Bund mit Ihnen ſchließen ſoll *). Wie könnten Sie die ſüße Pfirſche wegwerfen, um die bittere Pflaume zu brechen? Das Gefühl, ſo meine Schweſter und mich hinriß, beſteht nur in einem eiteln Verlangen.“ — „Man kennt,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „eine Stelle des Soungin, wo es heißt:

Keine Schönen in dem ganzen Reiche
Kommen gleich den Schönen meines Dorfes,
Und in dieſem Dorfe gleicht der Tochter
Meines Nachbars gegen Oſten Keine. —

Dieſe Worte kann man auf Sie und Ihre Schweſter an-

*) Anſpielung auf ein berühmtes Paar im Alterthum, deſſen Seelenharmonie den Ausdruck: wohlgetroffner Bund zum Sprüchwort machte. — S. die erſte Ode im Buch der Verſe.

wenden. Wenn ich jetzt, da mir der Zufall eine ſo reizende Jungfrau darbot, nach ihr zu ſtreben verſäumte, um meine Bitten höher zu richten, wäre ich dann nicht Yekoung ähnlich, der im Gemälde die Drachen liebte, und floh, wenn er wirkliche ſah?“ — „Weil Sie denn meiner Schweſter nicht zu mißfallen wünſchen,“ antwortete Lo Mengli, „ſo wird ſie auch nicht undankbarer ſeyn, als die Schöne, welche ſich ſchon Ihres Herzens bemeiſtert hat.“ — „Ich ſelbſt wäre ein Undankbarer — und könnte ich es ſeyn?“ entgegnete Sſe Yeoupe. — „Ich ſehe wohl, daß Sie kein undankbares Herz haben,“ ſagte Lo Mengli. „Aber wenn Sie, von dem Verdienſte meiner Schweſter eingenommen, ihrer Vorgängerin die Treue brechen, könnten Sie nicht, im Fall ſich Ihnen eine neue, meiner Schweſter überlegene Schönheit darbietet, auch wieder dieſe meine Schweſter verlaſſen wie die geringſte Kreatur?*) Rechnen Sie den Unwillen Ihrer alten Freunde und den Verluſt ihrer Gewogenheit für wenig, dann ſind Sie noch nicht der, ſo meiner Schweſter und mir jene Hochachtung eingeflößt, und dem ſie ſich für das ganze Leben anſchließen wollte.“ — „Ihre verblümten Vorſchläge waren ſchon bis in das Innerſte meines Herzens gedrungen,“ erwiederte Sſe Yeoupe, „und Ihre ſo freymüthige Sprache erhöht noch meine Achtung und meine Ehrfurcht gegen Sie. Aber meine Seele iſt erweicht und meine Phantaſie in Verwirrung. Sie haben die Bande gelöſ't, welche mein Herz feſthielten; ich weiß nicht mehr, ob ich leben oder ſterben kann,

*) Im Original: wie einen Hund auf dem Stroh.

ich weiß nicht, ob ich noch da bin.“ — „Sie sind ein leidenschaftlicher Mann,“ antwortete Lo Mengli. „Ihre Gefühle schwächen sich, wenn ihnen nichts entgegen steht, und werden durch Hindernisse gesteigert. Aber was unsere Angelegenheit betrifft, so sinne ich auf ein Mittel, das alles ausgleichen könnte.“ — „Wofern Sie nicht,“ erwiederte Sse Yeoupe lächelnd, „das einzige Mittel verwerfen, welches darin besteht, alle zwey zu behalten. Aber ich weiß nicht, ob dem jungen Kinde, welches das innere Gemach bewohnt, ein solcher Entschluß gefiele.“ — „Wohl ist meine Schwester sehr jung,“ sagte Lo Mengli; „aber sie besitzt einen klugen und überlegten Charakter, und Sie müssen sie nicht für ein Kind halten. Die aufrichtige Liebe, so ein Weiser einflößt, lädt zur Vollendung ein. Meine Schwester sagte es mir gestern selbst. Das Weib, mit dem man sich nach allen feyerlichen Gebräuchen verbindet, ist die erste Gattin; diejenige, welche unregelmäßige Bande schließt, ist die zweyte, und es liegt wenig Regelmäßiges darin, wenn man sich selbst zum Unterhändler dient. Aber dennoch ist es nicht unschicklich, daß ein Weib den Einfluß der Gestirne überschreitet, um die Gattin eines tugendhaften Mannes zu werden. Was man fürchten kann, ist, daß die weise Jungfrau, welche Sie suchen, nicht in diesen Vertrag willigt.“ — Sse Yeoupe fühlte bey diesen Worten die innigste Zufriedenheit. „Wäre,“ sagte er, „die Jungfrau, von der Sie sprechen, nicht wirklich mit Weisheit begabt, so würde ich nicht weiter nach ihr streben. Wenn sie aber deren so viel besitzt, wie ich meine, wo haben Sie je ein weises Mädchen gesehen, das die Eifersucht

in ihrem Herzen nährt? Und Sie, lieber Freund, der mir eine meinen Wünſchen ſo angemeſſene Gattin verſpricht, welchen gewaltſamen Unterſchied machen Sie zwiſchen der erſten und zweyten Frau? Möchte ich einſt glücklicher ſeyn, als ich es verdiene, und dieſe zwey reizenden Jungfrau'n zu Gattinnen erhalten! Ich würde ſie dann nicht nur in gleicher Liebe vereinen; meine Gefühle für ſie würden dem glänzenden Tageslicht ähnlich ſeyn.“ —

Dieſe Rede verurſachte Lo Mengli die lebhafteſte Freude. „Mein Bruder,“ ſagte er, „wenn Sie ſo die Herzensangelegenheit meiner Schweſter beachten, ſo habe ich Ihnen ohne Weiteres nur ein Wort zu geben. Aber die Genien des Himmels und der Erde verſtehen uns, und eher ſoll das Meer vertrocknen und die Felſen ſollen in Staub zerfallen, als daß je dieſes Wort verſchwinde!“ — „Ich denke über etwas nach,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Meine Heyrath mit Fräulein Pe iſt eine noch in's Weite geſchobene Sache. Da ich aber ſchon die holde Einwilligung Ihrer Schweſter habe, was hindert, daß ich einige Tage hier bleibe, und einen Unterhändler ſuche, um ſogleich den Bund zu ſchließen?“ — „Als Sie hieher kamen, mein lieber Bruder,“ antwortete Lo Mengli, „ging Ihre erſte Abſicht auf Fräulein Pe. Wenn Sie ſich nun halbwegs aufhalten, um meine Schweſter zu heyrathen, ſo verſtoßen Sie gegen Ihre erſte Verbindlichkeit, und wenn Fräulein Houngiu es erfährt, ſo hat ſie alles Recht, wenig damit zufrieden zu ſeyn. Dies gäbe in der Folge Anlaß zu mancherley Zank und Mißhelligkeiten. Ueberdies iſt meine Schweſter noch ſehr jung. Iſt ſie ein-

mal an einen Gatten gefeſſelt, ſo wird jede Aenderung unmöglich. Eilen Sie nach der Hauptſtadt, und beendigen Sie Ihre Heyrathsangelegenheit mit Fräulein Pe. Doch muß ich Sie um etwas fragen.“ — „Was wollen Sie wiſſen?“ fragte Sſe Yeoupe. — „Sie haben, mein lieber Bruder,“ war die Antwort, „Ihre Gedanken dem Fräulein Pe geweiht. Aber weiß dieſe auch, ob Sie in der Welt ſind?“ — „Lieber Bruder,“ verſetzte jener, „weil Ihre freundſchaftliche Geſinnung für mich ſo weit geht, darf ich Ihnen nichts verhehlen.“ Und er erzählte ihm umſtändlich alles was ſich zugetragen, nachdem er das Gedicht auf die Frühlingsweiden verfertigt, und wie er die Probe über den Abſchied an den Kranich und den Gruß an die Schwalbe beſtanden hatte.

Als Lo Mengli dieſe Erzählung gehört, ſprach er: „Wohlan! mein lieber Bruder, Sie müſſen eilends den Vertrag erfüllen, den Sie mit Fräulein Pe geſchloſſen haben. An mich bedarf es keiner weitern Bitte. Iſt jene Sache beendigt, dann gibt ſich die meiner Schweſter von ſelbſt. Sie dürfen keinen Wortbruch fürchten.“ — „Ich traue Ihrem Wort,“ ſagte Sſe Yeoupe. „Aber im Augenblick, wo ich Sie antreffe, muß ich mich auch wieder von Ihnen entfernen; dies quält und beunruhigt mein Herz.“ — „Glauben Sie, daß ich weniger betrübt ſey,“ erwiederte Lo Mengli. „Mein Troſt iſt, daß wir dereinſt auf lange Zeit wieder vereinigt werden. Blieben wir, durch unſere Zuneigung gefeſſelt, länger beyſammen, ſo fürchte ich, daß irgend ein Diener uns belauere. Wir werden ein andermal viel Stoff zur Unterhaltung finden.“

— „Wohlan!“ sprach Sse Yeoupe, „ich habe alles, was zu meiner Reise nöthig ist. Ich mache mich sogleich auf den Weg, ohne von dem alten Li Abschied zu nehmen.“ — „Sie thun wohl, wenn Sie gerade von hier weggehen,“ antwortete Lo Mengli. „Aber ich habe Ihnen vor Ihrer Abreise noch eine Meinung zu eröffnen.“ — „Erlauben Sie, lieber Freund, daß ich Sie um die Lehren bitte, welche Ihre Güte mir ertheilen will,“ sagte Sse Yeoupe. — „Ein Mann von schönem Talent und von ächtem und dauerhaftem Verdienst hält nicht auf Reichthümer und Würden; aber Name und Ruhm sind achtungswerthe Gegenstände des Ehrgeizes. Weil Sie denn, mein lieber Bruder, so ungemeine Fähigkeiten besitzen, so trachten Sie auch, daß diese Reise Ihnen die Stunde beschleunigt, wo Sie den Gesang vom Hirsch vernehmen.*) Erlangen Sie die Beförderung und den Ruf, welche zu hoffen Sie ein Recht haben, und in der Folge wird Ihnen alles leicht und thunlich seyn. Wie viele junge Leute von ausgezeichnetem Geist könnten in der Welt ihr Glück machen, und die hohe Achtung benutzen, welche man dem Talente gewährt, wenn sie einen reinen und tadellosen Wandel zu behaupten wüßten! Warum erschöpfen sie so oft ihre Gaben, um die Rolle von weibischen Gänschen oder von eiteln Ignoranten zu spielen, anstatt ihre Pflichten zu erfüllen, wie es einem verdienstvollen Manne geziemt?“ —

Mit neu veränderter Miene hörte Sse Yeoupe diese Worte. Er sprach seinen lebhaftesten Dank gegen Lo

*) Das den neu beförderten Licentiaten gegebene Mahl. S. d. fr. Anm.

machen, welche sie zur Vollendung führen. Wie groß ist Dein Glück, o Sse Yeoupe, daß Du so zwey reizende Frauen gefunden hast!“ —

Von solchen Gedanken bezaubert, ließ er seinem Pferde freyen Gang, und setzte seinen Weg fort, ohne darauf Acht zu haben. Er nahte einem Ort, wo sich ein Militärposten befand, und plötzlich vernahm er das Getön von Cymbalen, welche die Soldaten erschallen ließen. Hinter ihnen kamen Officiere, die blaue Paniere trugen, und eine Schaar Leute, die geordnet einen Zug bildeten. Sse Yeoupe erfuhr von Jemand, den er darum befragte, es kehre der Richter der Provinz von einer Umreise zurück. Er war also genöthigt, vom Pferde zu steigen, und sich auf die Seite der Straße zu stellen, damit jener vorbeyziehen konnte. Gleich darauf gewahrte er einen blauen Sonnenschirm und eine große Senfte, welche mehrere Gerichtsbeamte umgaben und worin diese Magistratsperson saß. Hinter ihm nach zog eine Menge von Unterbeamten, aus welchen sein Gefolge bestand. Unter letzteren war ein Bote, der, als er Sse Yeoupe erblickte, ihn erst mit Aufmerksamkeit ansah, dann schnell von seinem Pferde sprang, und rief: „Das ist unser edler junger Herr! An welchem Ort haben wir Sie nicht im letzten Frühlinge gesucht? Wie kommt es, daß Sie heute hier sind?“ — Sse Yeoupe fragte ihn erstaunt: „Wer sind Sie?“ — „Ich bin,“ erwiederte der Mann, „Bote im Dienst Seiner Excellenz des edlen Herrn Sse, des Richters der Provinz. Ich war es, dem unser Gebieter im Frühlinge den Auftrag gab, Sie, mein Herr, abzuholen. Hätten Sie dies vergessen?“ — „Ach! sind Sie

es, mein Herr?“ antwortete Sſe Yeoupe; „und wo iſt jetzt Ihr Gebieter?“ — „Kam er denn nicht eben hier vorbey?“ verſetzte der Bote. — „Wie? Das wäre mein Oheim!“ rief Sſe Yeoupe. „Es iſt ja noch nicht lange, daß er nach Hof ging, um über ſeine auswärtigen Geſchäfte Bericht zu erſtatten. Wie kommt es, daß er ſo bald wieder eine neue Sendung erhielt?“ — „Mein Gebieter liebt den Aufenthalt in der Hauptſtadt nicht,“ antwortete jener. „Seine vorige Sendung in die Provinz Houkouang hat ihn nur ein halbes Jahr entfernt; er verlangte, den Reſt dieſes Jahrs dem gegenwärtigen Auftrage zu widmen. Seitdem er Sie, mein Herr, zu ſich berufen, ohne daß er Sie jedoch ſehen konnte, war er beſtändig mit Ihnen beſchäftigt. Darum ſteigen Sie geſchwind zu Pferd, und ſtellen Sie ſich ihm vor!“ —

Dieſer Kunde gemäß beſtieg Sſe Yeoupe ſein Roß, und nahm ſeinen Weg zurück. Auch der Bote ſaß wieder auf, und ſprach: „Reiten Sie langſam, mein Herr! Ich eile voraus, und gebe unſerm Gebieter Nachricht.“ Sogleich trieb er ſein Pferd an, und eilte fort. Bald darauf war er wieder bey Sſe Yeoupe, und ſagte: „Mein Herr, unſer Gebieter war hoch erfreut, daß Sie hier ſind. Er ſagt, die Landſtraße wäre kein ſchicklicher Ort für Ihre Zuſammenkunft, und beſtellt mich zu Ihrem Dienſt, damit ich Sie nach ſeinem Schloſſe führe, wo Sie ſich beyde antreffen werden.“ — „Aber,“ ſagte Sſe Yeoupe, „es ſind 30 oder 40 Meilen *) bis zu ſeinem Schloß, und ich fürchte wir können heute nicht mehr dorthin kommen.“

*) 3 oder 4 Stunden.

gerin übergeben. Machte ich einen andern Gebrauch davon, so müßte ich gesonnen seyn, mein eigenes Geschlecht zu vernichten und unsere Familie untergehen zu lassen. Ich weiß nicht, lieber Neffe, ob Du hinlänglich meinen Vorschlag überdacht hast?“ — „Ihre Absichten, mein theurer Oheim,“ war die Antwort, „haben, ich mag sie betrachten wie ich will, den Zweck, einem Verwaiseten eine Stütze zu schaffen. Dies war der einzige Wunsch der Aeltern, welche ich verlor, und mein Verlangen wird dem Ihrigen nie entgegen seyn.“ —

Diese Antwort erfüllte den Inspector S se mit Freude. Er wählte sogleich einen günstigen Tag, und befahl, ein großes Gastmahl zu rüsten, bey welchem sein Neffe ihn als Vater anerkennen sollte. Seitdem nannten sich beyde nur Vater und Sohn. Alle Magistratspersonen und Beamten des Departements und des Cantons, so wie die Angestellten der nächsten Bezirke, eilten, auf die Nachricht, daß der Richter der Provinz einen Sohn adoptirt, herbey, um demselben ihre Glückwünsche zu bringen und Geschenke anzubieten. Der Rath Li, an den man nicht gedacht hatte, befand sich unter ihrer Zahl, und überreichte seinen seidenen Stubenschirm mit vier Gemälden. An diesem Tage hatte der General-Inspector einige Geschäfte in seiner Kanzley. Er schickte also S se Yeoupe in den Saal, um die Besuche aller dieser Beamten zu empfangen.

Als der Rath Li nun S se Yeoupe in der Person des neuen Adoptiv-Sohns erkannte, war er ganz verwirrt. Er verließ in Eile seinen Platz, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und entschuldigte sich mit den Worten: „Ich habe mich vor einiger Zeit sehr strafbar gegen Sie bewie-

ſen. Während ich Beſuche machte, haben Sie dieſen Augenblick zu Ihrer Abreiſe benutzt. Der Grund, welchen Sie dazu hatten, war mir unbekannt; aber ohne Zweifel geſchah es aus Mißvergnügen, weil ich Ihnen nicht Geſellſchaft leiſtete. Ich hatte einige kleine Geſchenke und die Ihnen nothwendigen Gegenſtände bereit halten laſſen. Man ſuchte Sie überall, fand aber weder Zeichen, noch Spur. Mein nicht ſehr höfliches Betragen hat mich bey einem Manne von Verdienſt und Auszeichnung ſehr in Schulden gebracht. Unabläſſig empfand ich deshalb Bedauern und Verdruß bis auf den heutigen Tag. Zudem hatte ich Ihr Roß und Ihr Gefolge nicht erkannt *). Das heißt Augen haben und den Berg Tai nicht erblicken. Da ich nun heute ſo glücklich bin, vor Ihnen zu erſcheinen, ſo erlauben Sie, daß ich wegen meiner Nachläſſigkeit und Unhöflichkeit Ihre Verzeihung anſpreche.“ — „Die Gewogenheit, welche ich in Ihrem Schloß empfing, wird auf ewig in mein Herz geſchrieben ſeyn,“ erwiederte Sſe Yeoupe. „Der Zufall wollte, daß ich am Tage, der auf den folgte, von welchem Sie ſprechen, ein kleines Geſchäft erhielt, das mich zur ſchnellen Abreiſe nöthigte. Zudem wollte ich dem edlen Herrn Tſian nicht zur Laſt ſeyn. Dies war es alſo, was mich gehindert, von Ihnen, mein achtungswerther Herr Wirth,

*) Sprüchwörtliche Redensart, weil Sſe Yeoupe zu Fuß war, als er ſich zu dem Rath begab. So ſagt man auch aus Höflichkeit: „Es iſt lange her, daß ich Ihr achtungswerthes Fuhrwerk nicht ſah;“ und was noch ſonderbarer lautet: „Ich bitte Ihren edlen Wagen, mir die Ehre zum Mittagsmahle zu erzeigen.“ —

Abſchied zu nehmen und Ihnen beſtens zu danken. Was könnte ich noch weiter verlangen?“ — „Ihre Seelengröße gleicht dem Ocean,“ ſagte der Rath Li. „Aber wenn Sie auch nicht ungehalten auf mich ſind, ſo bin ich ſelbſt doch weit entfernt, mit mir zufrieden zu ſeyn.“ Er wiederholte noch zwey- bis dreymal ſeine Entſchuldigungen; dann entfernte er ſich mit den übrigen Beamten.

Stolz und voller Hochmuth gegen Arme,
Kriechend und gehorſam bey den Reichen:
Das iſt die Gewohnheit kleiner Geiſter;
So erblickt man ſie in jedem Lande. —

Als der General-Inſpector Sſe mit den Geſchäften, die ihn abhielten, fertig war, beſchaute er die Gegenſtände, welche man ihm als Geſchenke dargebracht hatte. Alles, was in Gold und Silber beſtand, die Stoffe, der Mundvorrath, wurden ohne Ausnahme verweigert; jedoch die Verſe, die Gemälde, die Complimente und ſchriftlichen Abhandlungen, worin man ſeine Tugenden und Talente in der Staatsverwaltung verherrlichte, konnte er, obſchon ſie mit perſönlichen Lobſprüchen erfüllt waren, nicht umhin, anzunehmen. Er betrachtete ſie einzeln und nach einander. Der größte Theil enthielt Gemeinplätze, die auf Jedermann anwendbar ſind. Als er aber an die vier Gedichte kam, womit der Schirm des Raths Li verſehen war, ſchienen ihm die Eleganz und Vorzüglichkeit des Styls, ja auch die Schönheit der Handſchrift, gleich bemerkenswerth. Sie machten ihm viel Vergnügen, und er befahl den Gerichtsboten, den Schirm in ſein Gemach zu bringen und ihn ſo aufzuſtellen, daß er ſich daran erfreuen konnte. Bald darauf trat Sſe Yeoupe herein.

Der Oheim zeigte ihm den Schirm, und ſagte: „Da ſind vier Gedichte von vollendeter Schönheit; es iſt kein einziger Fehler darin, und ſie haben mir das größte Vergnügen gewährt. Sie ſind eine Gabe des Raths Li, aber er ſelbſt iſt nicht im Stande, dergleichen zu machen. Ich kenne den Verfaſſer nicht. Man ſagt, Du wäreſt auch ein Freund der Poeſie; es iſt unmöglich, daß die anmuthsvolle Weiſe dieſer Strophen Dein Gefühl nicht anſpricht.“ — „Ich ſelbſt,“ antwortete Sſe Yeoupe, „habe dieſe Verſe für den Rath Li gemacht. Die Dichtung iſt verworren und ungeordnet; ſie verdient den Werth nicht, welchen Du, mein Vater, darauf legſt *).“ — Der General-Inſpector war nicht minder überraſcht als erfreut: „Das iſt doch recht ſonderbar!“ ſagte er. „Ich war erſtaunt, daß es in der Provinz Chantoung einen ſo geübten Pinſel gebe, und dachte mir nicht, daß mein Sohn dieſes ſchöne Talent beſitze. Aber ſage mir, wie konnteſt Du dieſe Verſe für den Rath Li machen?“ — „Als ich,“ war die Antwort, „vor einigen Tagen hieher reiſ'te, ward ich auf der Landſtraße angehalten, und verlor mein ganzes Gepäck. Der Zufall führte mich zu jenem Rath. Er verſprach mir das nöthige Geld zu meiner Reiſe vorzuſchießen, und darum habe ich ihm dieſe Gedichte verfertigt. Er ſagte mir nur, er habe ſie für den Richter der Provinz beſtimmt, und ich wußte nicht einmal, daß Du, mein Vater, dieſer Richter ſeyſt.“ — „Man war,“ verſetzte der General-Inſpector, „in dieſen

*) Ich glaube, daß in dem jetzigen Verhältniſſe zwiſchen Vater und Sohn das vertrautere Du auch dem letzteren geziemet. A. d. Ü.

Tagen so beschäftigt, daß ich noch nicht Zeit fand, mich nach dem, was Dir begegnet ist, zu erkundigen. Ich hatte Dir im Frühlinge Boten gesandt, welchen Du versprachst, Dich bey mir einzufinden. Warum kamst Du nicht sogleich, und warum geschieht es erst jetzo?" — „Als ich zu Hause war," erwiederte Sse Yeoupe, „ging ich sehr wenig aus. Die Straßen waren mir nicht wohl bekannt. Ich dachte, man könne der Landstraße nach der Mündung des Flusses sehr leicht folgen, und überließ mich meinem Pferde. Da verirrte ich mich und kam zum Flecken Keouyoung in der Nähe des Dorfes Kinchi. Ich wollte am folgenden Morgen eilends zurückkehren. Aber unvermuthet überfiel mich eine Unpäßlichkeit, so daß ich nicht aufbrechen konnte und genöthigt war, Zuflucht in einem Kloster zu begehren. Ich verweilte daselbst vierzehn Tage. Nach meiner Wiederherstellung sah ich, daß die Zusammenkunft, welche Du, mein Vater, mir bestimmt hattest, verfehlt war, und wenn ich jetzo bey Dir bin, so ist die Ursache davon, daß ich während meines Aufenthalts im Kloster Erkundigungen über einen vornehmen Beamten dieses Landes, Namens Pe, einzog, der eine Tochter von dem seltensten Talent für die Dichtkunst und zugleich von außerordentlicher Schönheit besitzt. Mir kam der Gedanke, sie zur Ehe zu begehren. Jedermann sagt, daß der edle Herr Pe sehr empfindlich in der Wahl eines Eidams sey und nur mit vieler Vorsicht eine Verbindung eingehen wolle. Auch hörte ich von einem gewissen Doctor Gou, aus Kinling, Mitglied der großen Akademie, der sein naher Verwandter ist und dessen Rathschläge er alle befolgt. Als ich nun kürzlich erfuhr, daß dieser Doctor

Gou durch ein kaiſerliches Dekret an Hof berufen worden, unternahm ich dieſe Reiſe in der zwiefachen Abſicht, mich erſt nach Dir, mein Vater, zu erkundigen, und ſodann den Doctor zu bitten, daß er mein Vermittler ſeyn wolle.“ — „Wahrlich!“ rief der General-Inſpector Sſe, „das ſind recht ſonderbare Fügungen! Jener Staatsbeamte Pe muß, allem Vermuthen nach, Pe Taïhiouan ſeyn, und Pe Taïhiouan iſt mein Studiengenoſſe. Ich kenne von Grund aus alle ihn betreffenden Umſtände. Seine Tochter hat wirklich ein bewundernswürdiges Talent für die Dichtkunſt, und er ſelber iſt in der Wahl eines Eidams ſehr empfindlich, ſogar bis zu dem Grad, daß er lieber einmal ſein Leben wagte, als in dieſem Punkte nachgab.“ — „Wie ſo?“ fragte Sſe Yeoupe. — Hierauf erzählte ihm jener die Begebenheit mit den Verſen auf die Königin-Blumen, den Antrag des General-Inſpectors Yang, die abſchlägliche Antwort, ſo dieſer erfahren, und die Sendung zu dem gefangenen Kaiſer, welche er Pe deshalb bewirkt hatte. Nachdem er ihm alle dieſe Einzelnheiten dargelegt, fügte er hinzu: „Ein ſo glänzendes Verdienſt, wie das Deinige, würde, wenn Du eine ſolche Gattin erhältſt, gewiß einen ſchönen Bund hervorbringen. Gou Touïan wäre ein trefflicher Unterhändler, und ich werde ihm deshalb ſchreiben. Alles das iſt etwas; nehmen wir aber den Charakter jenes Greiſes, und alle darin liegenden Zweifel, ſo ſehe ich noch viele Schwierigkeiten.“ — „Welche Schwierigkeiten?“ fragte Sſe Yeoupe. — „Wie talentvoll Du auch ſeyn magſt,“ war die Antwort, „ſo biſt Du doch jetzt noch ein armer Baccalaureus. Ich fürchte, daß er, der erprobte Gelehrte, einen ſo unbedeutenden Rang ver-

schmäht. Das ist die Schwierigkeit, welche ich meine. So viel ich weiß, ist die Zeit der Prüfung nahe; mir dünkt, daß Du die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeit hast. Ich werde Dir also einen Platz bey der Prüfung im Norden vorbehalten. Gehe hin und hole Dir Ehre und Ruhm! Kannst Du, als ein so junger Mann, einen ausgezeichneten Rang erwerben, dann wird nichts geeigneter seyn, Deine Hoffnungen wieder zu beleben. Alsdann erst wenden wir uns an Gou Touïan, und bitten ihn, als Vermittler aufzutreten. Ich werde ihm neuerdings schreiben, und rechne auf einen vollkommenen Erfolg. Wir dürfen uns nicht betrüben, daß noch nichts gethan ward. Hast Du einmal Achtung erlangt, so ist Deine Heyrathssache schon weit vorgerückt. Du bist dann auf dem Gipfel Deiner Wünsche, und die meinigen sind erfüllt. Alles wird sich zum Besten wenden.

Als Sse Yeouye fand, daß die Rede seines Oheims so genau mit den Rathschlägen, die ihm Lo Mengli ertheilt, übereinstimmte, war es ihm, wie einem Manne, dessen Erwachen die Träume verjagt, und er antwortete mit Wärme: „Ich kann, mein Vater, nicht anders als Deinem weisen Rathe gehorchen.“ —

Es folgt nun eine neue Reise, wo man den Drachen und den Tiger sieht, die ihre Namen auf die Beförderungsliste schreiben, ferner eine mit Ruhm bedeckte Familie, und den männlichen Phönix, der seine Gefährtin sucht.

Mit Ehrenstellen und mit Reichthum scheint
Der Himmel karg zu seyn; allein die Menschen
Sieht doch der Ruhm vor allem an: es hat
Zwar viel Gewicht ein Schatz in jeder Wage;
Doch kommt die schwarze Schärpe nicht hinzu,
Wird jenes nur ein kleiner Vortheil seyn. —

Man wird im folgenden Kapitel erfahren, wie Sse [illegible], um Ruf zu erlangen, sich dort benahm.

Fünfzehntes Kapitel.

Erfolg bey der Bewerbung im Herbſt und bey der kaiſerlichen Prüfung im Frühlinge.

Was gibt dem Menſchen die Unſterblichkeit
Der Göttlichen? Kein Trank, kein Rath der Aerzte.
Ein armer Literator, wenn er jetzt
Ein Amt erhält, iſt glücklicher, als hätte
Man die Myſterien ihm offenbart,
Und wer zu Würden ſich erhoben ſieht,
Glaubt in den Himmel ſchon verſetzt zu werden.
Der Jahyisſaal, das gold'ne Roß — fürwahr!
Das iſt die Inſel der Glückſeligen.
Das kaiſerliche Mahl, die Blumen, ſo
Der Sieger im Pallaſt empfängt, für ihn
Sind ſie dem Stein der Weiſen gleich zu achten.
Denkt nicht der Zeit, vom Siedler einſt verlebt
In Einſamkeit! Der Tag, wo man die Würden
Erlangt, iſt tauſend Lebensjahre werth. —

Als der General-Inſpector Sſe und Sſe Yeoupe ihren Plan ſo verabredet, wählten ſie einen Boten, um ihre Depeſchen zu überbringen, und ſtellten ihm das nöthige Geld zu, damit er ſich an den Hof verfügen und letzterem einen Platz bey der Prüfung vorbehalten könne. Dieſe Art von Angeſtellten ſind meiſtens gewandt und erfahren; der gegenwärtige erfüllte ſeinen Auftrag in ſehr kurzer Zeit.

Einige Tage darauf ſprach der General-Inſpector zu Sſe Yeoupe: „Das Geräuſch von Arbeiten, die in meiner Kanzley auf einander folgen, iſt Dir läſtig und

störend. Weil Du jetzt den Gedanken hast, Dir einen Ruf zu schaffen, muß ich Dich bey Zeit nach der Hauptstadt senden. Wähle dort einen ruhigen Sitz, wo Du ohne Abhaltung studiren kannst. Kein Weg, meine ich, könnte vortheilhafter seyn." — Sse Yeoupe hatte seiner Seits auch das Verlangen, nach der Hauptstadt zu gehen, damit er Nachrichten von dem Doctor Gou vernehme. Er entsprach also ohne Zaudern diesem Vorschlage. Der Tag seiner Abreise ward bestimmt. Die großen und kleinen Beamten des Departements und des Kantons machten ihm ihre Aufwartung, und boten ihm das Abschiedsmahl an; Rath Li war nicht der letzte an Eifer und Dienstbeflissenheit. So gingen einige Tage in Getöse und Verwirrung hin. Alsdann nahm Sse Yeoupe Abschied von seinem Oheim, um seine weite Reise anzutreten.

Sse Yeoupe war jetzt der Sohn eines Pvvincialrichters. Außer Siaohi begleiteten ihn noch mehrere Gerichtsboten; sein Pferd war mit einer reichen Decke versehen, und er stellte auf dem ganzen Weg eine sehr vornehme Person dar, sehr verschieden von dem armen Baccalaureus, der vor einiger Zeit ganz allein reis'te. Bald kam er in der Hauptstadt an; er wählte ein ruhiges und abgelegenes Quartier, und that eben so wohl die nöthigen Schritte, um der Prüfung beytreten zu können, als er über den Doctor Gou Erkundigungen einzog. Das Unglück wollte, daß dieser einige Tage vorher zum Vorsitz bey der Bewerbung in der Provinz Houkouang ernannt war, und schon die Stadt verlassen hatte. Sse Yeoupe war über diesen Unfall sehr verdrießlich; da aber die Sache nicht zu ändern stand, dachte er an die Rathschläge Lo

Mengki's, und ſuchte den Frieden ſeiner Seele im Studieren, dem Mittel, wodurch er Beförderung erlangen und das Ziel ſeines Strebens erreichen konnte.

Die Zeit verlief ihm ſchnell; wie ein Blitz war die Epoche des Herbſtexamens da. Sſe Yeoupe ſtellte ſich dazu mit einer großen Menge Anderer. Drey Sitzungen wurden gehalten, und als der Tag der Verkündigung erſchien, fand ſich Sſe Yeoupe's Name auf der Liſte im zweyten Rang der neuen Licentiaten.

Als die Nachricht von dieſem Erfolg nach Chantoung kam, empfand der General-Inſpector Sſe eine unausſprechliche Freude. Er fertigte ſogleich an Sſe Yeoupe einen Expreſſen mit einem Briefe ab, worin er ihm nachdrücklich empfahl, nicht die Hauptſtadt zu verlaſſen, ſondern in den Bergen, welche im Weſten der Stadt liegen, ein abgelegenes Kloſter zu ſuchen, um ſich ruhig dem Studieren zu widmen; hier ſolle er ſich zu der im nächſten Frühling ſtatt habenden Prüfung vorbereiten, welche ihm hoffentlich das Doctorat verleihen, und ihm erlauben würde, um eine Sendung anzuhalten, vermöge welcher er in die Provinz zurückkehren und ſeinen Vorältern die gewohnten Opfer bringen könne; dadurch vermeide er die öfteren Hin- und Herreiſen, welche ihm unnöthiger Weiſe die Zeit rauben und ſeine Lebensgeiſter erſchöpfen würden.

Sſe Yeoupe war ſeit ſeiner Promotion nur mit dem Verlangen, nach dem Süden zurückzukehren, beſchäftigt. Aber die Befehle ſeines Vaters, die Begierde, den Doctor Sou zu ſehen, der noch nicht an den Hof zurückgekommen war, und zudem die Furcht, der Grad eines Licentiaten möchte auf den edlen Herrn Pe keines

Abſchied zu nehmen und Ihnen beſtens zu danken. Was könnte ich noch weiter verlangen?“ — „Ihre Seelengröße gleicht dem Ocean,“ ſagte der Rath Li. „Aber wenn Sie auch nicht ungehalten auf mich ſind, ſo bin ich ſelbſt doch weit entfernt, mit mir zufrieden zu ſeyn.“ Er wiederholte noch zwey- bis dreymal ſeine Entſchuldigungen; dann entfernte er ſich mit den übrigen Beamten.

Stolz und voller Hochmuth gegen Arme,
Kriechend und gehorſam bey den Reichen:
Das iſt die Gewohnheit kleiner Geiſter;
So erblickt man ſie in jedem Lande. —

Als der General-Inſpector Sſe mit den Geſchäften, die ihn abhielten, fertig war, beſchaute er die Gegenſtände, welche man ihm als Geſchenke dargebracht hatte. Alles, was in Gold und Silber beſtand, die Stoffe, der Mundvorrath, wurden ohne Ausnahme verweigert; jedoch die Verſe, die Gemälde, die Complimente und ſchriftlichen Abhandlungen, worin man ſeine Tugenden und Talente in der Staatsverwaltung verherrlichte, konnte er, obſchon ſie mit perſönlichen Lobſprüchen erfüllt waren, nicht umhin, anzunehmen. Er betrachtete ſie einzeln und nach einander. Der größte Theil enthielt Gemeinplätze, die auf Jedermann anwendbar ſind. Als er aber an die vier Gedichte kam, womit der Schirm des Raths Li verſehen war, ſchienen ihm die Eleganz und Vorzüglichkeit des Styls, ja auch die Schönheit der Handſchrift, gleich bemerkenswerth. Sie machten ihm viel Vergnügen, und er befahl den Gerichtsboten, den Schirm in ſein Gemach zu bringen und ihn ſo aufzuſtellen, daß er ſich daran erfreuen konnte. Bald darauf trat Sſe Yeoupe herein.

Der Oheim zeigte ihm den Schirm, und ſagte: „Da ſind vier Gedichte von vollendeter Schönheit; es iſt kein einziger Fehler darin, und ſie haben mir das größte Vergnügen gewährt. Sie ſind eine Gabe des Raths Li, aber er ſelbſt iſt nicht im Stande, dergleichen zu machen. Ich kenne den Verfaſſer nicht. Man ſagt, Du wäreſt auch ein Freund der Poeſie; es iſt unmöglich, daß die anmuthsvolle Weiſe dieſer Strophen Dein Gefühl nicht anſpricht.“ — „Ich ſelbſt,“ antwortete Sſe Yeoupe, „habe dieſe Verſe für den Rath Li gemacht. Die Dichtung iſt verworren und ungeordnet; ſie verdient den Werth nicht, welchen Du, mein Vater, darauf legſt *).“ — Der General-Inſpector war nicht minder überraſcht als erfreut: „Das iſt doch recht ſonderbar!“ ſagte er. „Ich war erſtaunt, daß es in der Provinz Chantoung einen ſo geübten Pinſel gebe, und dachte mir nicht, daß mein Sohn dieſes ſchöne Talent beſitze. Aber ſage mir, wie konnteſt Du dieſe Verſe für den Rath Li machen?“ — „Als ich,“ war die Antwort, „vor einigen Tagen hieher reiſ'te, ward ich auf der Landſtraße angehalten, und verlor mein ganzes Gepäck. Der Zufall führte mich zu jenem Rath. Er verſprach mir das nöthige Geld zu meiner Reiſe vorzuſchießen, und darum habe ich ihm dieſe Gedichte verfertigt. Er ſagte mir nur, er habe ſie für den Richter der Provinz beſtimmt, und ich wußte nicht einmal, daß Du, mein Vater, dieſer Richter ſeyſt.“ — „Man war,“ verſetzte der General-Inſpector, „in dieſen

*) Ich glaube, daß in dem jetzigen Verhältniſſe zwiſchen Vater und Sohn das vertrautere Du auch dem letzteren geziemet. A. d. Ü.

Tagen so beschäftigt, daß ich noch nicht Zeit fand, mich nach dem, was Dir begegnet ist, zu erkundigen. Ich hatte Dir im Frühlinge Boten gesandt, welchen Du versprachst, Dich bey mir einzufinden. Warum kamst Du nicht sogleich, und warum geschieht es erst jetzo?" — „Als ich zu Hause war," erwiederte Sse Yeoupe, „ging ich sehr wenig aus. Die Straßen waren mir nicht wohl bekannt. Ich dachte, man könne der Landstraße nach der Mündung des Flusses sehr leicht folgen, und überließ mich meinem Pferde. Da verirrte ich mich und kam zum Flecken Keouyoung in der Nähe des Dorfes Kinchi. Ich wollte am folgenden Morgen eilends zurückkehren. Aber unvermuthet überfiel mich eine Unpäßlichkeit, so daß ich nicht aufbrechen konnte und genöthigt war, Zuflucht in einem Kloster zu begehren. Ich verweilte daselbst vierzehn Tage. Nach meiner Wiederherstellung sah ich, daß die Zusammenkunft, welche Du, mein Vater, mir bestimmt hattest, verfehlt war, und wenn ich jetzo bey Dir bin, so ist die Ursache davon, daß ich während meines Aufenthalts im Kloster Erkundigungen über einen vornehmen Beamten dieses Landes, Namens Pe, einzog, der eine Tochter von dem seltensten Talent für die Dichtkunst und zugleich von außerordentlicher Schönheit besitzt. Mir kam der Gedanke, sie zur Ehe zu begehren. Jedermann sagt, daß der edle Herr Pe sehr empfindlich in der Wahl eines Eidams sey und nur mit vieler Vorsicht eine Verbindung eingehen wolle. Auch hörte ich von einem gewissen Doctor Gou, aus Kinling, Mitglied der großen Akademie, der sein naher Verwandter ist und dessen Rathschläge er alle befolgt. Als ich nun kürzlich erfuhr, daß dieser Doctor

Gou durch ein kaiserliches Dekret an Hof berufen worden, unternahm ich diese Reise in der zwiefachen Absicht, mich erst nach Dir, mein Vater, zu erkundigen, und sodann den Doctor zu bitten, daß er mein Vermittler seyn wolle." — „Wahrlich!" rief der General-Inspector Sse, „das sind recht sonderbare Fügungen! Jener Staatsbeamte Pe muß, allem Vermuthen nach, Pe Taïhiouan seyn, und Pe Taïhiouan ist mein Studiengenosse. Ich kenne von Grund aus alle ihn betreffenden Umstände. Seine Tochter hat wirklich ein bewundernswürdiges Talent für die Dichtkunst, und er selber ist in der Wahl eines Eidams sehr empfindlich, sogar bis zu dem Grad, daß er lieber einmal sein Leben wagte, als in diesem Punkte nachgab." — „Wie so?" fragte Sse Yeoupe. — Hierauf erzählte ihm jener die Begebenheit mit den Versen auf die Königin-Blumen, den Antrag des General-Inspectors Yang, die abschlägliche Antwort, so dieser erfahren, und die Sendung zu dem gefangenen Kaiser, welche er Pe deshalb bewirkt hatte. Nachdem er ihm alle diese Einzelnheiten dargelegt, fügte er hinzu: „Ein so glänzendes Verdienst, wie das Deinige, würde, wenn Du eine solche Gattin erhältst, gewiß einen schönen Bund hervorbringen. Gou Touïan wäre ein trefflicher Unterhändler, und ich werde ihm deshalb schreiben. Alles das ist etwas; nehmen wir aber den Charakter jenes Greises, und alle darin liegenden Zweifel, so sehe ich noch viele Schwierigkeiten." — „Welche Schwierigkeiten?" fragte Sse Yeoupe. — „Wie talentvoll Du auch seyn magst," war die Antwort, „so bist Du doch jetzt noch ein armer Baccalaureus. Ich fürchte, daß er, der erprobte Gelehrte, einen so unbedeutenden Rang ver-

schmäht. Das ist die Schwierigkeit, welche ich meine. So viel ich weiß, ist die Zeit der Prüfung nahe; mir dünkt, daß Du die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeit hast. Ich werde Dir also einen Platz bey der Prüfung im Norden vorbehalten. Gehe hin und hole Dir Ehre und Ruhm! Kannst Du, als ein so junger Mann, einen ausgezeichneten Rang erwerben, dann wird nichts geeigneter seyn, Deine Hoffnungen wieder zu beleben. Alsdann erst wenden wir uns an Gou Touïan, und bitten ihn, als Vermittler aufzutreten. Ich werde ihm neuerdings schreiben, und rechne auf einen vollkommenen Erfolg. Wir dürfen uns nicht betrüben, daß noch nichts gethan ward. Hast Du einmal Achtung erlangt, so ist Deine Heyrathssache schon weit vorgerückt. Du bist dann auf dem Gipfel Deiner Wünsche, und die meinigen sind erfüllt. Alles wird sich zum Besten wenden.

Als Sse Yeoupe fand, daß die Rede seines Oheims so genau mit den Rathschlägen, die ihm Lo Mengli ertheilt, übereinstimmte, war es ihm, wie einem Manne, dessen Erwachen die Träume verjagt, und er antwortete mit Wärme: „Ich kann, mein Vater, nicht anders als Deinem weisen Rathe gehorchen.“ —

Es folgt nun eine neue Reise, wo man den Drachen und den Tiger sieht, die ihre Namen auf die Beförderungsliste schreiben, ferner eine mit Ruhm bedeckte Familie, und den männlichen Phönix, der seine Gefährtin sucht.

Mit Ehrenstellen und mit Reichthum scheint
Der Himmel karg zu seyn; allein die Menschen
Zieht doch der Ruhm vor allem an: es hat
Zwar viel Gewicht ein Schatz in jeder Wage;
Doch kommt die schwarze Schärpe nicht hinzu,
Wird jenes nur ein kleiner Vortheil seyn. —

Man wird im folgenden Kapitel erfahren, wie Sse Yeoupe, um Ruf zu erlangen, sich dort benahm.

Fünfzehntes Kapitel.

Erfolg bey der Bewerbung im Herbſt und bey der kaiſerlichen Prüfung im Frühlinge.

Was gibt dem Menſchen die Unſterblichkeit
Der Göttlichen? Kein Trank, kein Rath der Aerzte.
Ein armer Literator, wenn er jetzt
Ein Amt erhält, iſt glücklicher, als hätte
Man die Myſterien ihm offenbart,
Und wer zu Würden ſich erhoben ſieht,
Glaubt in den Himmel ſchon verſetzt zu werden.
Der Jaspisſaal, das gold'ne Roß — fürwahr!
Das iſt die Inſel der Glückſeligen.
Das kaiſerliche Mahl, die Blumen, ſo
Der Sieger im Pallaſt empfängt, für ihn
Sind ſie dem Stein der Weiſen gleich zu achten.
Denkt nicht der Zeit, vom Siedler einſt verlebt
In Einſamkeit! Der Tag, wo man die Würden
Erlangt, iſt tauſend Lebensjahre werth. —

Als der General-Inſpector Sſe und Sſe Yeouye ihren Plan ſo verabredet, wählten ſie einen Boten, um ihre Depeſchen zu überbringen, und ſtellten ihm das nöthige Geld zu, damit er ſich an den Hof verfügen und letzterem einen Platz bey der Prüfung vorbehalten könne. Dieſe Art von Angeſtellten ſind meiſtens gewandt und erfahren; der gegenwärtige erfüllte ſeinen Auftrag in ſehr kurzer Zeit.

Einige Tage darauf ſprach der General-Inſpector zu Sſe Yeouye: „Das Geräuſch von Arbeiten, die in meiner Kanzley auf einander folgen, iſt Dir läſtig und

störend. Weil Du jetzt den Gedanken haſt, Dir einen Ruf zu ſchaffen, muß ich Dich bey Zeit nach der Hauptſtadt ſenden. Wähle dort einen ruhigen Sitz, wo Du ohne Abhaltung ſtudiren kannſt. Kein Weg, meine ich, könnte vortheilhafter ſeyn.“ — Sſe Yeoupe hatte ſeiner Seits auch das Verlangen, nach der Hauptſtadt zu gehen, damit er Nachrichten von dem Doctor Gou vernehme. Er entſprach alſo ohne Zaudern dieſem Vorſchlage. Der Tag ſeiner Abreiſe ward beſtimmt. Die großen und kleinen Beamten des Departements und des Kantons machten ihm ihre Aufwartung, und boten ihm das Abſchiedsmahl an; Rath Li war nicht der letzte an Eifer und Dienſtbefliſſenheit. So gingen einige Tage in Getöſe und Verwirrung hin. Alsdann nahm Sſe Yeoupe Abſchied von ſeinem Oheim, um ſeine weite Reiſe anzutreten.

Sſe Yeoupe war jetzt der Sohn eines Provincialrichters. Außer Siaohi begleiteten ihn noch mehrere Gerichtsboten; ſein Pferd war mit einer reichen Decke verſehen, und er ſtellte auf dem ganzen Weg eine ſehr vornehme Perſon dar, ſehr verſchieden von dem armen Baccalaureus, der vor einiger Zeit ganz allein reiſ'te. Bald kam er in der Hauptſtadt an; er wählte ein ruhiges und abgelegenes Quartier, und that eben ſo wohl die nöthigen Schritte, um der Prüfung beytreten zu können, als er über den Doctor Gou Erkundigungen einzog. Das Unglück wollte, daß dieſer einige Tage vorher zum Vorſitz bey der Bewerbung in der Provinz Houkouang ernannt war, und ſchon die Stadt verlaſſen hatte. Sſe Yeoupe war über dieſen Unfall ſehr verdrießlich; da aber die Sache nicht zu ändern ſtand, dachte er an die Rathſchläge Lo

Mengli's, und ſuchte den Frieden ſeiner Seele im Studieren, dem Mittel, wodurch er Beförderung erlangen und das Ziel ſeines Strebens erreichen konnte.

Die Zeit verlief ihm ſchnell; wie ein Blitz war die Epoche des Herbſtexamens da. Sſe Yeoupe ſtellte ſich dazu mit einer großen Menge Anderer. Drey Sitzungen wurden gehalten, und als der Tag der Verkündigung erſchien, fand ſich Sſe Yeoupe's Name auf der Liſte im zweyten Rang der neuen Licentiaten.

Als die Nachricht von dieſem Erfolg nach Chantoung kam, empfand der General-Inſpector Sſe eine unausſprechliche Freude. Er fertigte ſogleich an Sſe Yeoupe einen Expreſſen mit einem Briefe ab, worin er ihm nachdrücklich empfahl, nicht die Hauptſtadt zu verlaſſen, ſondern in den Bergen, welche im Weſten der Stadt liegen, ein abgelegenes Kloſter zu ſuchen, um ſich ruhig dem Studieren zu widmen; hier ſolle er ſich zu der im nächſten Frühling ſtatt habenden Prüfung vorbereiten, welche ihm hoffentlich das Doctorat verleihen, und ihm erlauben würde, um eine Sendung anzuhalten, vermöge welcher er in die Provinz zurückkehren und ſeinen Vorältern die gewohnten Opfer bringen könne; dadurch vermeide er die öfteren Hin- und Herreiſen, welche ihm unnöthiger Weiſe die Zeit rauben und ſeine Lebensgeiſter erſchöpfen würden.

Sſe Yeoupe war ſeit ſeiner Promotion nur mit dem Verlangen, nach dem Süden zurückzukehren, beſchäftigt. Aber die Befehle ſeines Vaters, die Begierde, den Doctor Gou zu ſehen, der noch nicht an den Hof zurückgekommen war, und zudem die Furcht, der Grad eines Licentiaten möchte auf den edlen Herrn Pe keines

Eindrucks fähig seyn, entschieden ihn, seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu verlängern und daselbst den Winter zuzubringen.

Mit Erneuung des Jahrs waren alle Blicke auf die allgemeine Prüfung des kommenden Frühlings gerichtet. Sse Yeoupe stellte sich noch einmal in die Reihen, und der glücklichste Erfolg krönte seine literarischen Bemühungen. Sein in die höchsten Reihen gesetzter Name fand sich als der dreyzehnte auf der Liste der Doctoren, und als es zur Prüfung im Pallaste kam, war er der erste in der zweyten Ordnung. Sse Yeoupe sah sich hierdurch für die hohen Stellen der Gelehrten bezeichnet. Aber der Zufall wollte, daß bey der Prüfung im Departement Chuntbian*), zu welcher er sich im vorigen Herbste gestellt, der Staatsminister Tchinsiun einen Sohn, Namens Tchinying, und Wangweng einen Sohn, Namens Wanglun, hatte. Von diesen zwey jungen Leuten ward weder der eine noch der andere befördert, und der üble Erfolg hatte ihre Empfindlichkeit erregt. Sie gaben eine Schrift gegen die Vorsteher der Prüfung Lieouyan und Wangkian ein, worin sie anführten, daß diese beyden Magistratspersonen bey Durchsicht der Aufsätze keine Billigkeit beobachtet hätten, und verlangten, man solle dieselben wegen ihrer Parteylichkeit strafen. Kaokou, Unterstatthalter des Kronprinzen, ward in ihr Interesse gezogen. Man stellte also dem Kaiser Kingthaï vor, daß es schon unschicklich sey, Söhne der Männer von hohen Würden in gleicher Linie mit Gelehrten

*) Die Stadt Peking führt diesen Namen im Verwaltungsregiment der verschiedenen Abtheilungen des Reichs.

von geringerem Stande zu ſehen, und daß es mit Recht in noch größeres Erſtaunen ſetze, wenn Letzteren durch Beamte, welche die Prüfung leiten, gegen das Geſetz und die Befehle Seiner Majeſtät der Vorzug ertheilt würde.

Jedoch der Kaiſer, welcher leicht den wahren Grund der Sache entdeckte, hütete ſich wohl, die Vorſteher zu ſtrafen, und gab den zwey jungen Leuten insgeheim einen nachdrücklichen Verweis. Hierauf bewilligte er durch ein beſonderes Dekret Tchinying und Wanglun den Licentiaten-Titel, und erlaubte ihnen, ſich mit den übrigen bey der Prüfung zu ſtellen. Als die Epoche der Bewerbung erſchien, wurde Lieouyan wieder zum Vorſteher einer der Sectionen ernannt, zu welchen Sſe Yeoupe gehörte. Da Letzterer unter den Auserleſenen ſtand, da er einen vorzüglichen Rang erhalten, mit dem erſten Platze der zweyten Ordnung im Pallaſt-Examen beehrt, und für die hohen Stellen der Gelehrten bezeichnet war, brachten es die zwey jungen Leute, aus Haß gegen Lieouyan, durch ihre Ränke bey'm Miniſterium der perſönlichen Angelegenheiten dahin, daß Sſe Yeoupe zum Richter im Departement Hangtcheou, in der Provinz Tchekiang, ernannt wurde.

Sſe Yeoupe ſah ſich alſo mit einem Amte bekleidet, und in Freyheit, die Hauptſtadt zu verlaſſen. Dabey dachte er, daß Kinling auf der Straße von Tchekiang liege, und es ihm leicht ſeyn würde, bey der Durchreiſe Pe zu ſehen und ihm Anträge wegen der Eheverbindung zu thun. Er empfand daher eine vollkommene Zufriedenheit, und war weit entfernt, ſich zu beklagen. Er wollte nur warten, bis der General-Inſpector Sſe

zur Berichterſtattung an Hof käme, und war entſchloſſen abzureiſen, ſobald er denſelben geſehen hätte.

Noch ehe der General-Inſpector Sſe zurückkehrte, begab ſich der Doctor Gou ſelbſt nach der Hauptſtadt, um die Befehle des Kaiſers zu empfangen. Als Sſe Yeoupe dieſes vernahm, war er darüber ganz entzückt, und eilte, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Er übergab ein Billet, worauf ſein Name und ſeine Magiſtratswürde geſchrieben ſtand. Der Doctor Gou hatte bereits mit vieler Zufriedenheit den Namen Sſe Yeoupe's auf der Liſte derjenigen geſehen, welche bey der allgemeinen Prüfung befördert waren; aber er hatte nicht mehr daran gedacht, weil er gefunden, daß von einem Kandidaten aus der Provinz Honan die Rede war; denn er hielt dieſen für eine andere Perſon, welche den gleichen Familien- und Beynamen führe. Als nun Sſe Yeoupe ihm einen Beſuch machen wollte, war der Doctor ſehr überraſcht, auf deſſen Billet einen Beamten-Titel zu ſehen. Weit entfernt alſo, demſelben die Thüre zu verſchließen, ging er ihm ſchnell entgegen und empfing ihn in dem Saale. Mit Freuden erkannte er in Sſe Yeoupe den ſchönen jungen Mann, der im vorigen Jahr unter den in Blüthe ſtehenden Pflaumenbäumen gedichtet hatte, und ſicher, daß ſeine Augen ihn nicht täuſchten, nahm er eine heitere Miene an, und näherte ſich jenem an der Treppe. Sſe Yeoupe neigte ſich tief und grüßte ihn auf die allerehrerbietigſte Weiſe. Nach den gewöhnlichen Complimenten nahmen beyde Platz, und der Doctor begann mit den Worten: „Ihr älterer Herr Bruder hat mir voriges Jahr die Ehre ſeines Beſuches erzeigt, und ich

erfuhr von ihm, als er eine kleine Collation bey mir nahm, daß ich nicht auch dieſes Glück von Ihnen haben könnte, weil Sie abgeſchieden auf dem Lande lebten, um ſich zur Prüfung im Süden vorzubereiten. Aus welchem Grunde, mein Herr, haben Sie Ihren Entſchluß geändert, und warum fanden Sie ſich bey der Prüfung im Norden, und zwar unter dem Namen eines Kandidaten der Provinz Honan, in der Hauptſtadt ein?" — Eſe Yeoupe war höchſt erſtaunt, und antwortete: „Mein Vater und meine Mutter wurden mir ſehr frühe entriſſen. Ich bin allein, und habe weder einen älteren noch einen jüngeren Bruder. Seitdem ich im letzten Frühling das Unglück hatte, bey Eurer Excellenz in Nachtheil zu kommen, irrte ich in verſchiedenen Provinzen umher. Als ich durch die Königreiche Tſi und Lou *) kam, ließ mich der Zufall meinem väterlichen Oheim begegnen, der, weil er keine Kinder hat und ich verwaiſet bin, mich an Sohnesſtatt anzunehmen würdig hielt. Dies alſo führte mich zur Bewerbung in der Hauptſtadt des Nordens. Zu Honan aber bin ich eingeſchrieben, weil es auch dort mein Vater iſt." — „Und Ihr Herr Oheim?" fragte der Doctor; „iſt er nicht der edle Herr Eſe Fanghoeï?" — „Derſelbe," war die Antwort. — „Wenn das ſich ſo verhält," ſagte Gou, „und wenn Sie keinen Bruder haben, wer iſt denn der, ſo voriges Jahr zu mir kam, und mich bat, ich möchte Ihr Unterhändler bey Pe Thaïhiouan ſeyn?" — Eſe Yeoupe war bey dieſen Worten ganz

*) Ehemalige Namen der Provinz Chantoung. Die Gelehrten gebrauchen ſie vorzugsweiſe vor den neueren aus Hang zu Archaismen (veraltete Redensarten).

bestürzt; dann erwiederte er: „Ich hatte allerdings jene Absicht; aber Niemand habe ich beauftragt, deshalb ein Gesuch bey Ihnen für mich einzulegen. Können Sie sich, edler Herr, nicht mehr erinnern, wie der Name und Beyname dieses Mannes war?“ — „Alles was mir einfällt,“ sagte Gou, „ist, daß er sich für Ihren Bruder ausgab; aber seinen Titel und Beynamen habe ich vergessen.“ Sodann berief er den Diener, welcher mit dem Register und den Visiten-Karten beauftragt war, und dieser sagte ihm, daß die befragliche Person sich Sse Yeoute nannte. Lachend und mit vor Erstaunen halboffenem Munde rief Sse Yeoupe aus: „Wie? Sse Yeoute?“ Dann seufzte er, und sprach: „Wie schwer ist es doch, das menschliche Herz zu erforschen!“ — „Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Doctor. — „Im letzten Frühling,“ antwortete Sse Yeoupe, „mußte ich einige Zeit in dem Dorfe Kinchi verweilen. Heimlich entbrannt von dem Talent Ihrer Fräulein Nichte, ging mein Sehnen dahin, Besitzer der Wasserlinse und des Alisma *) zu werden. Aber kein Hülfsmittel, das mir einfiel, gelang. In der Folge vernahm ich, daß die alleinige Empfehlung Eurer Excellenz Gehör finden möchte. Darum wollte ich

*) Zwey Pflanzen, welche im Buch der Verse, Theil 2., Ode 2 und 4., die jungen Mädchen zu sammeln beschäftigt sind. Eine dieser Pflanzen nahmen diejenigen mit, deren Heyrath nahe war. Sie legten solche als Opfer in der Kapelle ihrer Vorältern nieder. Auf diesen Gebrauch spielt Sse Yeoupe hier an. R.

Der Alisma oder Bergwegerich ist ein blätterreiches Gewächs, das sich in Gebirgen findet, 1 bis 1½ Schuhe hoch wird, und gelbe strahlengleiche Blumen trägt. A. d. Ü.

nach Hof reisen, um Ihre Hülfe anzuflehen. Unter Wegs ließ mich der Zufall jenem Sse Yeoute begegnen, der mich mit inständigen Bitten zurückhielt. Er fragte nach den Beweggründen meiner Reise; in einem Momente von Unbedachtsamkeit endeckte ich ihm solche freymüthig. Er erfuhr also aus meinem eigenen Munde alle meine Absichten. Sogleich versicherte er mich, daß Eure Excellenz an den Hof berufen worden, und also meine Wanderung nach Ihrem Wohnsitze nur vergebliche Mühe seyn würde. Er ermahnte mich, selbst nach der Hauptstadt zu gehen, und lieh mir sogar Geld für die Bedürfnisse meiner Reise. Dieser gute Dienst erregte damals meine lebhafteste Erkenntlichkeit. Ich ging an jenem Ort über den Fluß, und nahm meine Richtung nach Norden. Ferne war mir der Gedanke, daß er so erzfalsch gegen mich handelte, und mit dem Projekt umging, Eurer Excellenz eine Menge betrügerischer Unwahrheiten zu erzählen. Aber noch weiß ich nicht, welche Antwort Ihnen dagegen gefiel." — „Als ich Ihre Wünsche vernahm," erwiederte der Doctor, „schrieb ich auf der Stelle an meinen Verwandten." Durch Lachen unterbrochen fuhr er nach einer Weile fort: „Ich sehe jetzt die Sache, wie sie ist. Sie kommen hundert Meilen weit her, und bitten um etwas, das Sie ausschlugen, als es sich Ihnen darbot." — „Wie so?" fragte Sse Yeoupe ganz unschuldig. — „Im verflossenen Jahr," sagte jener, „erhielt Pe Thaïhiouan eine Sendung nach der Tartarey. Aus besonderer Vorsicht vertraute er seine Tochter meiner Obhut an. Auf einem Spaziergange, den ich zum Tempel im Thal der Unsterblichen machte, hatte ich Gelegenheit, die Vorzüge Ihres

poetischen Talents und die Annehmlichkeiten Ihres Aeußern wahrzunehmen. Ich faßte den Gedanken, Ihnen meine Nichte zur Ehe zu geben, damit hierdurch das Vertrauen meines Anverwandten gerechtfertigt werde. Es war die nämliche Jungfrau, welche Sie damals, ich weiß nicht warum, so hartnäckig ausschlugen, und welche Sie jetzt aus mir unbekanntem Grunde so inständig begehren. Kann ich also nicht sagen, daß Sie hundert Meilen weit herkommen, und um etwas bitten, das Sie verweigerten, als es sich Ihnen darbot?" —

Ese Desupe stand eine Weile ganz betroffen da. Als er wieder sprechen konnte, wiederholte er mehrmals seine Entschuldigungen. „Es ist billig," sagte er, „daß ich die Früchte meines eigenen Betragens ernte. Ich war wie ein Mensch, der bey hellem Tage schläft. Mit allen Beweisen Ihres Wohlwollens umgeben, erkannte ich dieses nicht. Es war der höchste Grad von Unverstand." — „Sie haben keineswegs gefehlt," antwortete Gou; „aber das Glück ist immer von Hindernissen begleitet." — „Die Hindernisse wären nichts," erwiederte Ese Desupe; „aber alles, was ich fürchte, ist, daß der elende Ese Deoute, mit der mächtigen Hülfe des Briefes, den ihm Eure Excellenz zustellten, sich bereits durch Ihre Stütze geltend machte. Was soll man in diesem Falle thun?" — „Das ist nicht möglich," versetzte der Doctor. „Mein Verwandter Pe ist ein sehr hellsehender und ausnehmend behutsamer Mann. Er läßt sich durch keinen Ränkemacher unter falschem Namen betrügen; und wäre er auch fähig, den Reden desselben zu leicht Glauben beyzumessen, so ließe sich doch meine Nichte, welche so vielen

Verſtand und Scharfblick hat, gewiß nicht in eine ſolche Schlinge ziehen. Sie ſchaffen ſich grundloſe Hirngeſpinnſte, mein Herr; Ihr Gemüth kann vollkommen ruhig ſeyn; und was Ihre Angelegenheit betrifft, ſo nehme ich ſie ganz auf mich.“ — Sſe Yeoupe antwortete ſchnell auf dieſe Verſicherung durch einen tiefen Gruß, und ſprach: „Eure Excellenz haben mein gränzenloſes Zutrauen, daß Sie dieſes ſo wohl angefangene Werk vollenden, und ich ſetze gar keinen Zweifel in die Wirkungen Ihrer Gewogenheit.“ —

Nachdem Sſe Yeoupe drey Taſſen Thee genommen und noch eine Weile die Unterhaltung über gleichgültige Gegenſtände fortgedauert hatte, empfahl er ſich, und ging nach Hauſe.

Der Rabe des Meeres, verborgen im Schnee, erſcheint nur im ſteigenden Fluge:
Den Papagey, auf der Weide gewiegt, erkennet man nur am Geplauder. —

Die Aufklärungen, welche Sſe Yeoupe von dem Doctor Gou erhalten, machten ihm viel Verdruß. „Hätte ich eher gewußt, daß Feuer in der Laterne ſey,“ ſprach er bey ſich ſelbſt, „dann wäre der Reis längſt gekocht. Weil ich in Zeiten nicht genaue Erkundigung einzog, ließ ich die Gelegenheit entwiſchen, welche ſich mir darbot. Und jetzt irre ich vom Morgen zum Abend, um eine Stütze zu ſuchen, und kann doch nicht vorausſehen, wie das Schickſal entſcheiden wird.“ — „Jedermann,“ ſprach er weiter, „rühmt die Reize des Fräuleins Pe. Dieſes Lob iſt ohne Zweifel nicht täuſchend. Aber diejenige, welche ich damals im Garten ſah, iſt nicht ſchön. Hatte ich denn einen Fleck auf den Augen? Oder habe ich

ſie nicht aufmerkſam genug beſchaut?“ — Er fuhr in ſeinen Betrachtungen fort: „Man ſagte mir, er hätte ſelbſt eine Tochter, die ſich verehelichen werde. Vielleicht habe ich dieſe geſehen; das kann ich denn noch nicht wiſſen.“ — Dieſe Gedanken erregten ihm manche Zweifel. Sehr bald darauf kam der General-Inſpector Sſe zurück, um die Befehle des Kaiſers zu empfangen. Vater und Sohn fühlten die höchſte Freude des Wiederſehens. „Dein Ruf und Dein Schickſal ſind entſchieden,“ ſprach Sſe. „Nur die Heyrath fehlt noch. Morgen beſuche ich Gou Touïan, und bitte ihn, uns ſeinen Beyſtand zu gewähren. Auch ich ſelbſt will deshalb ſchreiben, und ſehe keinen Grund, daß die Sache fehlſchlägt.“ —

Die Gedanken, womit Sſe Yeoupe beſchäftigt war, drängten ihn ſehr, ſeine Reiſeanſtalten zu treffen. Der General-Inſpector, welcher ſeine ausnehmende Ungeduld bemerkte, wollte ihm nicht im Wege ſeyn, und ließ ihm in einigen Tagen Freyheit abzureiſen. Eine groſſe Anzahl junger Leute von Sſe Yeoupe's Alter, und Beamte der Provinz Tchekiang, gaben ihm das Geleit und boten ihm das Abſchiedsmahl an. Aber ihre Dienſtfertigkeit rührte ihn wenig.

Er war gekommen ohne Mütz' und Sonnenſchirm;
Im Wagen geht er ab, mit Roſſen und Gefolg':
Es iſt der Nämliche; doch welcher Unterſchied
Bey dem Empfang von jetzt und in vergang'ner Zeit! —

Als Sſe Yeoupe die Thore der Hauptſtadt verließ, ſollte er ſich in die Provinz Honan begeben, um daſelbſt ſeinen Voraltern ein Sühnopfer zu bringen. Da er aber Lo Mengli zu ſehen wünſchte, machte er ſeinen Leuten kund, er werde durch die Provinz Chantoung ſeinen

Nachricht von einander erhielten. Welcher Fall bewog Dich, mit Deinem ganzen Hauſe hieher zu kommen?“ — „Zur Zeit, da Dein Schwager in der Provinz Kiangſi diente,“ erwiederte die Dame Lo, „ſtand zu Kinkou ein Unter-Präfekt, der ſein Amt mit vieler Habſucht und Härte vollzog. Dein Schwager klagte ihn an, und erlangte, daß er verurtheilt und abgeſetzt ward. Ich weiß nicht, wie er in der Folge Mittel fand, eine andere Unter-Präfektur zu erlangen, und jetzt ſogar für eine Generalinſpector-Stelle gewählt zu werden. Als er vernahm, daß Dein Schwager dieſe Welt verlaſſen, erwachte der alte Haß in ſeinem Herzen, und da er ohnlängſt zum Richter der Provinz Chantoung ernannt ward, hätte er gewiß dort Rache geübt. Wie könnten eine arme Wittwe, wie ich, und Deine Nichte, die noch ſo jung iſt, ihm in einer Provinz, wo es uns an Freunden fehlt, Trotz bieten? Wir haben mit einander berathſchlagt, und uns, noch ehe er die Gränzen der Landſchaft betrat, unter dem Vorwand einer Pilgerfahrt an den Strand des mittäglichen Meeres, entfernt. Um nun ſeinen Verfolgungen zu entgehen, bitten wir Dich, mein Bruder, daß Du uns einige Zeit den Aufenthalt in Deinem Hauſe erlauben wolleſt.“ — „Weil dem ſo iſt, habt Ihr vollkommen wohl gethan,“ ſagte Pe. „Doch jene Gewalt iſt nur augenblicklich, und es genügt ſchon, wenn man ſich böſen Menſchen dieſer Art entzieht. Außerdem, liebe Schweſter, kommſt Du mir ſehr gelegen. Ich hatte eben einen Ausflug nach Woulin vor; nur war ich in Verlegenheit, Deine Nichte allein im Hauſe zu laſſen, weil Niemand da iſt, der über ſie wacht. Weil ich Dich nun hier ſehe,

Sohn des Hauses Lo ausgab, um etwas von Ihnen zu begehren.“ — „Nicht allein,“ erwiederte Sse Yeoupe, „hat dieser Herr nichts von mir begehrt, sondern er war auch voller Güte gegen mich; sehr genau sah ich, wie er aus dem Garten kam und wieder dahin zurückging. Wie könnte es ein Auswärtiger seyn? Es ist wahrlich höchst sonderbar!“ — „Haben Sie nicht seinen Namen und Beynamen verlangt?“ fragte der Rath. — „Sein Name ist Mengli,“ antwortete Sse Yeoupe. — Nach einigem Nachsinnen sprach jener: „Mengli? Diese beyden Sylben haben Aehnlichkeit mit dem Milchnamen der Tochter des Hauses.“ Er lachte, und fuhr fort: „Sollte vielleicht das Fräulein bey Ihnen gewesen seyn?“ — Sse Yeoupe erwiederte ebenfalls lachend: „Weil der Sohn ein Kind und kein anderer junger Mensch da ist, so wollen wir nicht mehr davon sprechen. Aber ich bitte Sie, warum sind die zwey Vor- und Hinterthüren so fest verschlossen? Sind auch Dame und Fräulein nicht mehr da?“ — „Beyde leben noch,“ versetzte der Rath mit Lächeln. — „Wenn sie leben, wo ist denn ihr Aufenthalt?“ fragte Sse Yeoupe. — „Vor ohngefähr vierzehn Tagen,“ war die Antwort, „haben sie eine Pilgerfahrt an den Strand des mittäglichen Meeres angetreten, und da Niemand mehr im Hause war, so hat man die Thüren desselben sorgfältig verschlossen.“ — „Wenn man nur eine Pilgerfahrt an den Strand des mittäglichen Meeres vornahm,“ entgegnete Sse Yeoupe, „warum sind alle und jede Personen des Hauses verreis't? Ich denke, daß hier etwas anders zum Grunde liegt.“ — Der Licentiat mischte sich jetzt in das Gespräch. „Die Pilgerfahrt,“

ſagte er, „iſt nur ein Vorwand. Es findet ſich wirklich ein anderer Grund, und ich habe einige Worte ſprechen gehört, wiewohl mir die Sache nicht genau bekannt iſt.“ — „Dürfte ich bitten, mir das zu ſagen, was Sie wiſſen?“ fragte Sſe Yeoupe. — Der Licentiat wandte ſich an den Rath mit den Worten: „Edler Herr, haben Sie nicht auch davon gehört?“ — „Wenn ein beſonderer Grund da iſt, ſo kenne ich ihn ganz und gar nicht,“ war deſſen Antwort. — „Ich hörte,“ fuhr der Licentiat fort, „daß der edle Herr Lo einen perſönlichen Feind hatte; daß dieſer Mann nun eine hohe Magiſtratswürde erhalten, und daß, als er Lo's Tod erfuhr, ſeine Abſicht war, ſich an deſſen Familie zu rächen. Die Dame Lo hat alſo nur darum eine Pilgerfahrt vorgeſchützt, daß ſie ſich durch Entfernung den ihr drohenden Verfolgungen entziehen könne.“ — „Und weiß man nicht, wohin ſie ging?“ fragte Sſe Yeoupe. — „Da ihre Verwandten Magiſtratsperſonen von Kiangnan ſind, ſo hat ſie ſich ohne Zweifel zu ihrer Familie begeben, welche in dieſer Provinz wohnt.“ — Sſe Yeoupe war über dieſe Nachricht ſo beſtürzt, als ob er Sinn und Geiſt verloren hätte. Dennoch mußte er ſeine Verwirrung bändigen, und auf die Geſundheiten antworten, welche man ihm ausbrachte. So trank man die Hälfte des Tags hindurch, und Sſe Yeoupe nahm, als ſeine geſammte Begleitung eintraf, Abſchied von den Herren Li und Tſian, und ſtand auf, um ſie zu verlaſſen.

Wohl denkt man an den holden Frühlingshauch
Des Zephyr; ſchnell verbirgt ein dichtes Rohr
Die Mondesſcheibe: der Vergangenheit
Erinn'rung und die Angſt der Zukunft ſind
Dämonen gleich, die auf dem Herzen laſten. —

Nachdem sich Sse Yeoupe von seinen zwey Tafelgenossen getrennt, befahl er seinen Leuten, die Straße nach Honan einzuschlagen. Auf dem ganzen Weg überließ er sich seinen Gedanken: „Da habe ich," sprach er bey sich selbst, in meinem Aermel die goldenen Armbänder und die Perlen, welche der junge Lo mir gegeben hat. Aber wo ist er nun selbst? Weil diese Dame und ihre Tochter sich Verfolgungen entziehen, so ist ihre Rückkunft nicht nahe. Die Beamten-Familien in Kiangnan sind zahlreich. Wo soll ich mich befragen? Er hatte mir wohl gesagt, es wäre ungewiß, ob wir bey meiner Rückkehr uns wiedersähen. Diese Rede war nicht grundlos. War aber schon bey unserer Begegnung ein Hinderniß da, warum hat er uns nicht die Freude jener Zusammenkunft erlassen? Welches Unglück, wenn man sich sah, wenn man sich so innig verband, und dann plötzlich eines dem andern entrissen wird, so daß nichts übrig bleibt, als Traurigkeit und Schmerzen!" — Dann folgten wieder neue Betrachtungen: „Er versicherte mich," sprach er, „daß nach dem Abschluß meiner Heyrath mit Fräulein Pe unsere Sache sich von selbst geben würde. Der junge Lo schien mir verständig und geistvoll zu seyn. Vielleicht hatte diese Rede einen verborgenen Sinn, den ich noch erforschen kann. Das Beste ist, ich traue seinen Versprechungen, und beschleunige meine Heyrath mit Fräulein Pe." —

Wohl erfreut das holde Sehen,
Schmerzlich sind der Trennung Tage;
Ja, man weiß, wie lang die Freuden
Einst gelächelt, doch wie lange
Trauer währt, kann Niemand wissen:
Darum ist das Herz so bange! —

Wir laſſen Sſe, Yeoupe in ſolchen Betrachtungen ſeine Reiſe fortſetzen, und kommen wieder auf Pe, der ſeit ſeiner Krankheit nicht ausgegangen war, keine Beſuche empfing, und ſich in der Einſamkeit die Zeit damit vertrieb, daß er in der Geſellſchaft ſeiner Tochter Verſe machte. Er hatte, als die Prüfung in den ſüdlichen Provinzen beendigt war, die Liſte durchgegangen, fand aber den Namen Sſe Yeoupe nicht. In der Folge ſah er ihn als den zweyten auf der Liſte von Chunthian; aber die Eigenſchaft eines Kandidaten von Honan, die unter ſeinem Namen ſtand, ließ ihn in großer Ungewißheit. „Hat ſich vielleicht,“ ſprach er bey ſich, Sſe Yeoupe, „als er ſeinen erſten Grad verlor, unter die Kandidaten des Nordens einſchreiben laſſen? — Dies (dachte er weiter) könnte geſchehen ſeyn; aber der Name ſeines Geburtsorts durfte doch nicht geändert werden. Darum nennt ſich wohl ein Anderer gerade ſo, wie er.“ Dabey ließ er es bewenden. Aber im Frühlinge des folgenden Jahrs beſchäftigten ihn wieder neue Gedanken: „Wie manche Jahre,“ ſagte er, „verfloſſen mir über der Wahl eines Eidams! Der einzige, ſo mir gefiel, war jener Sſe Yeoupe; aber die Spur ſeiner Schritte verſchwand auf der Oberfläche der Wogen. Ich weiß nicht mehr, wo ich ihn aufſuchen könnte. Meine Tochter iſt jetzt achtzehn Jahre alt; die Zeit einer Verbindung iſt da, und ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Man ſagt, daß Woulin am weſtlichen See der gewöhnliche Sammelplatz aller ausgezeichneten Dichter und ſchönen Geiſter des Reichs wäre. Ich will die ſchönen Tage des Frühlings benutzen und ſelbſt eine kleine Reiſe dahin machen. Dies wird Er-

liebe Schwester, so kannst Du ihr Lehren ertheilen, und Deine Tochter leistet ihr Gesellschaft. Ich trete also mit ruhigem Gemüth diese Reise an.“ — „Da ich, lieber Bruder, in Deinem Hause und in Gesellschaft meiner Nichte bin, so steht Deiner Abreise nichts im Weg,“ versetzte die Dame &c. „Aber der Zweck unserer Hieherkunft ist nicht allein, einem Verfolger zu entrinnen; ich muß Dir noch etwas mittheilen, worüber ich in Verlegenheit bin.“ — „Was wäre das?“ fragte Pe. — „Seitdem,“ war die Antwort, „Dein Schwager diese Welt verlassen hat, ist unser Haus in hülflosem Zustande. Deine Nichte zählt nun siebzehn Jahre und ist noch nicht verlobt. Zwar haben sich schon Viele um sie beworben; aber als Wittwe konnte ich nicht leicht Jemand sehen, und zudem fiel es mir etwas schwer, einen Entschluß zu fassen. Ich kam also mit ihr hieher, um Dich, ihren Oheim, zu bitten, daß Du für sie eine gute Wahl treffen, und diese Angelegenheit, welche ihr ganzes Leben betrifft, vollenden wollest.“ — Pe seufzte, und sprach: „Die Wahl eines Eidams ist eine sehr schwierige Sache! Wie viele Mühe gab ich mir schon um einen Gatten für Houngiu, und doch konnte ich bis jetzt noch Niemand finden, der mir behagte! Allerdings wäre eine solche Wahl für Dich, als Weib, noch weit beschwerlicher. Weil Du mir also Dein Vertrauen gewährst, so will ich alle Sorgfalt anwenden, um demselben zu entsprechen. Aber ich sehe, daß meine Nichte eine sehr hübsche Figur und ein feines und anmuthvolles Wesen besitzt. Ohne Zweifel ist sie in allen Frauenarbeiten vorzüglich.“ — „Sie versteht sich,“ erwiederte jene, „ziemlich gut auf alles, was Sticken,

Tapezieren und andere Arbeiten der Nadel und der Finger angeht. Aber dies iſt nicht ihr Hang. Sie liebt eigentlich blos die Literatur. Zu Hauſe war ſie alle Tage, wenn ſie nicht ſchrieb, mit Dichten beſchäftigt. Seit ihrer Kindheit bis jetzt kamen die Bücher nicht aus ihren Händen. Ihr Vater ſagte bey ſeinem Leben, daß ſie Geiſt beſäße, und er unterhielt ſich oft damit, ſie Verſe machen zu laſſen. Ich weiß nicht genau, ob das, was ſie ſchreibt, gut oder ſchlecht iſt. Haſt Du jedoch, lieber Bruder, einige Augenblicke Zeit, ſo kannſt Du ſie prüfen.“ — Pe war durch dieſe Nachricht eben ſo ſehr überraſcht, als vergnügt. „Ach!“ ſagte er, ſie iſt eine Freundin der Literatur! Nun, dann wird ſie ſich in Houngiu's Geſellſchaft ſehr wohl befinden.“ Er dachte jedoch hiebey, ſie möge wohl einige Kenntniß der Schriften haben, ohne gerade ſehr bewandert darin zu ſeyn.

Nach dieſer Unterredung gab Pe den Dienern Befehl, im inneren Hofe drey große Pavillons für die Wohnung der Dame Lo, ihrer Tochter und ihres Sohns in Stand zu ſetzen. Man trug ihr ſämmtliches Gepäck dorthin, und ihr Gefolg erhielt mehrere Quartiere im Vordergebäude des Hauſes. Sodann beſchäftigte man ſich mit Zubereitung eines Mahls, um den Wiederverein der Familie zu feyern.

Bald hernach ward aufgetragen; es ſtanden zwey Tiſche. An dem zur Linken nahm die Dame Lo Platz mit ihrer Tochter und ihrem Sohn, die ſich querüber ſaßen; an die Tafel zur Rechten ſetzte ſich Pe mit ſeiner Tochter auf die nämliche Art. Bruder und Schweſter unterhielten ſich während des Trinkens von ihren Familienangelegen-

rauf der Stoff bemerkt war, nach innen, so daß man ihn nicht sehen konnte, wechselte die Papiere einigemal in den Händen, legte sie auf den Tisch, und sprach: „Nehme jede eins dieser Blätter!“ — Die zwey Jungfrauen erhoben sich schnell; jede nahm ein Blatt, und schlug es auf, um zu sehen, was ihr zugefallen war. Da fand es sich, daß Fräulein Pe die Seufzer der alten Jungfrau und Fräulein Lo das Lied vom Händeklopfen zu ihrem Antheil erhalten hatte.

Da Pe sich oft damit unterhielt, in Gemeinschaft seiner Tochter Verse zu machen, so waren auch alle Frauen, welche letztere bedienten, an dieses Thun gewöhnt. Als sie sahen, daß unter die beyden Damen Stoffe vertheilt waren, brachten sie denselben sogleich Pinsel und zwey Schreibzeuge. Beyde wetteiferten nun mit dem Glanz ihrer Talente. Eine bemühte sich, die Weiße des Schnees zu mahlen, die andere, ihren Styl mit aller Gluth des Frühlings zu erwärmen. Es schien, als fiele die Dinte in Blumenformen auf die bereit liegenden Blätter herab, und leicht schwebte der Pinsel in die Länge und Breite hin. In Zeit eines Augenblicks hatte jede die ihr aufgegebene Dichtung vollendet.

Ihr Pinsel eilt dem Winde schnell voran;
Erröthen würden selbst die Genien
Bey solchem Werk: man sieht, wie jener Geist,
Der allen Dichtern könnt' Unsterblichkeit
Verleih'n, sich heute bey zwey Schönen findet. —

Die beyden Jungfrauen schlossen ihre Verse, ohne daß eine vor oder hinter der andern geblieben war, und

mäßigkeit der Verse beziehen, übergehe ich aus früher angegebenen Gründen. A. d. Ü.

überreichten ſie Pe im nämlichen Augenblick. Dieſer ſah mit einiger Ueberraſchung, wie Fräulein Lo ohne alles Hinderniß fortgeſchrieben und eben ſo ſchnell als Fräulein Pe geendigt hatte. Er öffnete zuerſt das von ihr empfangene Papier, und las, wie folgt:

Das Händeklopfen.

Lied *).

Man ſieht im Blüthenregen
Des Fenſters Gitter noch herabgelaſſen,
Und in verzog'ner Augenbraun
Verräth ſich einer Schönen Bitterkeit. —
Fink' und Schmetterling kommen,
Und zeigen glänzender Farben Pracht,
Und müſſig liegt die gold'ne Nadel
An dieſem ſchönen Frühlingstag.
Wie freut ein reines Herz
Der Fluren Purpurſchein!
Es ſieht mit Luſt, wie ſich erneut
Der Auen grüner Teppich.
Sein Recht gebraucht der Liebende,
Im Schachſpiel neckend zu beginnen,
Indeß die Schöne mit dem gold'nen Kamm
Vor Ungeduld darüber
Den Tiſch mit ihren Händen ſchlägt.
Doch Ungeduld erregt die Seele,
Und ſtöret ihren Frieden bald.
Ich künde mein Gefühl
Durch ſanftere Gebärden,
Der Wolke Schatten gleich,
Der an dem einfach-grünen Buſche wallt,
Und gleich dem lenzlichen Bambusrohr,

*) Ich gebe dieſe Dichtung, wie einen Theil von Sſe Yeoupe's Lied auf den rothblühenden Birnbaum, und wie das an den Kranich und die Schwalbe, im zwangloſen lyriſchen Rhythmus, oder als freyeren Geſang, was z. B. auch, nach Voſſen's Ausdruck, von Geßner's Idyllen, und namentlich von den Liedern derſelben, gilt. A. d. Ü.

Von dem man Spuren noch
Auf Jaspisflächen findet.
Wohl ewig wechseln Streit und Kampf im Leben:
Doch keinen Kampf hab' ich zu scheu'n.
O könnten meine Tage
Vollenden in dem Glück, daß ich genieße!
Die Birnenblüthe scheidet auch
In diesem stillen Aufenthalte
Vom Baume, der ihr seinen Schutz verlieh. —

Pe durchlas diese Verse mit der größten Aufmerksamkeit, und als er sah, daß alle Ausdrücke fein, zierlich und wohl gewählt waren, fühlte er sich im Innersten seines Herzen eben so erstaunt, als befriedigt. Er wandte sich nun an die Dame Lo mit den Worten: „Ich dachte wohl, eine junge Schöne befreye sich durch ihre Kenntnisse von den Eitelkeiten des Putztisches *); aber daß meine Nichte mit einem so schönen Talente begabt sey, war mir unbekannt. Es ist unmöglich, einen so schwierigen Stoff sinnreicher zu behandeln. „Dann zeigte er diese Verse seiner Tochter, und sprach: „Sieh' doch, mein Kind, die Grazie und Eleganz dieser Dichtung! Es ist ein harmonischer Klang, der einer Büchse mit Wohlgerüchen entfährt. Du hast heute eine Gegnerin gefunden, die Deiner würdig ist.“ —

Bey'm Anblick dieser Verse ergoß Fräulein Pe ihre Bewunderung in anhaltenden Lobsprüchen. Fräulein Lo aber empfing dieselben mit bescheidener Entschuldigung. „Es ist,“ sagte sie, „das mittelmäßige und ganz gewöhnliche Werk einer armen Waise, die im Innern des Frauengemachs erzogen ward. Ich fürchte sehr, daß ich mich

*) Wörtlich: waſche den Schimpf der Pomade und der Schminke ab.

in einer Region von Schattengebilden verlor, hoffe aber, daß Sie, lieber Oheim, und meine Schwester die Güte haben, mich wieder auf den rechten Weg zu bringen.“—

Jetzt öffnete auch Pe das Papier, welches die Verse seiner Tochter enthielt, und sah Folgendes:

Die Seufzer der alten Jungfrau.

Es schmückt der Lenz mit Purpurblumen rings
Die Au'n, und holde Mägdlein zieht herbey
Die Lust, sie zu beschau'n; ach! jedes Jahr
Sieht diese Blumen neu erblüh'n und welken.
Doch eine Jungfrau blickt sie schweigend an:
Die Blume weckt in ihr Gedanken auf,
Und Keine ahnt, was nun ihr Herz bewegt.
Sie denkt, wie neidisch auf den neuen Mond
Die Grasmück' ist, und ihrer Schläfe Locken
Wetteifern mit dem Glanz der Blumen schon.
Vordem wohl klagte sie den strengen Wind
Des früher'n Herbstes an: Doch jetzo hat
Sie nicht mehr jenen leichten Wuchs, und ach!
Ihr Frau'ngewand, hochroth wie die Granate,
Gleicht nicht der holden Pfirsichblüthe mehr.
Wie einsam werden Mond und Jahr durchseufzt!
Wie oft zum Spiegel geht sie hin, und sucht
Darin ihr Bild, das ehedem erschienen!
Es meiden ihr Gespräch die jungen Frau'n
Der Nachbarschaft: allein sich überlassen
Bleibt sie des Mitleids würd'ger Gegenstand. —

Als Pe gelesen, rief er: „Sinnreiche Unbestimmtheit und geistvolle Mäßigung! Nichts ist vollkommen ausgedrückt und doch alles zum Bewundern verständlich. Ich finde hier ganz die Manier jener guten Zeit unter der Dynastie der Thang *). Meine Nichte und Du, Ihr ver-

*) Toufou und (der schon öfter erwähnte) Citaïpe, die zwey berühmtesten Dichter China's, lebten unter dieser Dynastie.

nicht an diesem Ort Mittel finde, unsere Verbindung zu schließen?“

Nachdem er sein Vorhaben der Dame Lo, so wie den Fräulein Houngiu und Mengli, umständlich dargelegt, gab er seinen Leuten die nöthigen Befehle, ließ eine Barke, einen Wagen und Gepäck rüsten, und traf alle Anstalten zur Reise. Fräulein Houngiu konnte nicht umhin, ihre Vorstellungen zu erneuern. „Meine Tante,“ sagte sie, „ist hier, um über das Haus zu wachen. Aber, Vater, Du hast Niemand, der Dich auswärts begleitet. Komm ja bald wieder, ich bitte Dich darum!“ — Pe versprach ihrem Verlangen zu folgen, und wenige Tage darauf reis'te er in Begleitung einiger Diener nach Woulin ab. —

Seitdem Fräulein Pe in ihrer Muhme, außer einer den Blumen zu vergleichenden Gestalt, ein Talent und Gefühle so rein wie der Schnee gefunden, war sie mit der zärtlichsten Liebe für das junge Mädchen erfüllt. Ihrer Seits empfand Fräulein Lo, welche in Fräulein Pe einen sehr ausgezeichneten poetischen Geist erkannte, verbunden mit einem Character und einem Aeußern, die alles übertrafen, was man in der Welt sieht, für dieselbe eine hohe Achtung. Jeden Tag suchte eine die andere, und regte sie an, mit ihr die Schönheiten der Natur zu verherrlichen und ihre poetische Begeisterung den Gesetzen der Verskunst zu unterwerfen. Wenn sie an einem heitern Tage, oder bey'm Lichterglanz am milden Abend, durch die blühenden Gebüsche wallten, dann konnten Beyde, so treue Gefährtinnen wie Schatten und Leib, sich gar nicht trennen. Aus allen Worten ihrer Gespräche

DIE BEIDEN SPIEGEL.

ging die glücklichste Harmonie hervor, und so offenbarte sich der vollkommenste Seelenverein in ihrer Denkungsweise. —

Eines Tages, im Anfange der neuen Jahrszeit, ließ Fräulein Pe, die mit einem einfachen Gewande von Farben des Frühlings bekleidet war, Yansou einen großen Spiegel nehmen; sie selbst, einen andern in der Hand haltend, setzte sich an das Gitter, und richtete die Bilder des einen der zwey Spiegel auf den andern, um auf solche Art diejenigen, welche hereingingen, beobachten zu können. Mittlerweile näherte sich ihr Fräulein Lo mit leisen Schritten, sah sie an, und sprach: „So, meine Schwester, Du willst Dich ganz allein der Stoffe zur Dichtung bemeistern, welche das innere Gemach darbietet? Aber schon dieser Anblick wäre ein recht schöner Stoff.“ — „Liebe Schwester,“ antwortete Fräulein Pe, „wenn Du nicht leiden willst, daß ich mich aller Stoffe bemeistere, und wenn dieser nach Deinem Geschmack ist, so gib mir, wenn's beliebt, ein Gedicht, und wir wollen dies Vergnügen mit einander theilen.“ — „Fürwahr!“ sagte Fräulein Lo, „ich theile es gern mit Dir; aber ich fürchte, daß, wenn ich meine Augen von der schönen Jungfrau, die solche auf sich zieht, abwende, meine Blicke auf Gegenstände fallen, die weniger der Begeisterung werth sind. Was soll ich thun?“ — „Hinge es von Dir ab, den Rang zu bestimmen, so hättest Du mich bald zum Doctor gemacht,“ erwiederte Fräulein Pe. „Ich brauche nur noch einmal mit einem Bart am Kinn auf die Welt zu kommen, und kann dann unbesorgt seyn.“

Fräulein Lo lächelte und holte geschwind ein Blatt

Papier und Pinsel. Dann verfertigte sie sogleich ein Gedicht, und überreichte es Fräulein Pe. Es lautete, wie folgt:

Auf eine Schöne,

die sich eines Spiegels bedient, um das, was unter ihrem Fenster vorgeht, zu beobachten.

Wann vollendet ihr Anzug, will sie schauen
Nicht die eig'ne Gestalt — nein! vor dem Spiegel
Prüft sie gerne, was unterm Fenster wandelt.
Da nun zeigt sich das Bild im Widerscheine:
Ihr verstohlenes Auge fängt des Lichtes
Strahlen auf, die von außen zu ihm drangen.
Also wendet die Birnenblüth' im Frühling
Sich zur mondlichen Scheib'; es neigt die Weide
So zum Teiche das Laub am holden Abend.
Hat doch jene so vielen Reiz, daß alle
Männerherzen er lockt! Wozu der scharfe
Blick noch unter verzog'nen Augenbrauen? —

Fräulein Pe war von diesen Versen bezaubert. „Welche Grazie und Anmuth!“ rief sie. „Der ersten Dichter sind diese Verse würdig. Ach! Schwester, wärst Du ein Jüngling, so möchte ich Dich mein ganzes Leben hindurch bey mir haben, und würde Dich eben so wenig verlassen, wie meinen Hauptschmuck“ *).

Bey diesen Worten faltete Fräulein Lo die Stirne, und blieb eine Weile stumm. Endlich sagte sie: „Willst Du mich denn, weil ich kein Jüngling bin, von Dir entfernen, meine Schwester? Diese Rede verkündet mir keine sehr innige Liebe!“ — „Schwester,“ antwortete Fräulein Pe lachend, „Du verstehst falsch, was ich sage;

*) Im Original: wie meine Mütze und meinen Kamm.

denn ich fühle die höchſte Liebe für Dich und Deine Talente. Mein ganzes Leben durch wünſche ich bey Dir zu ſeyn; aber ich fürchte, daß es nicht möglich iſt, und jenes bedauernde Wort, das ich anwandte, entſpringt allein aus dieſem Gefühl. Worin kommt Dir meine Liebe nicht ſehr innig vor?“ — „Es hängt,“ erwiederte jene, „nur von uns ab, ob wir unſer Leben miteinander zubringen wollen. Unſer alleiniges Verlangen entſcheidet. Sind wir Beyde dazu geneigt, wer kann uns hindern, und warum hältſt Du es für unmöglich?“ — „Was mich, liebe Schweſter, es für unmöglich halten läßt,“ verſetzte Fräulein Pe, „iſt die Furcht, daß Du kein wahres Verlangen darnach trägſt. Wenn Du es wirklich haſt, wozu brauchſt Du ein Jüngling zu ſeyn? Hätte ich ſelbſt dieſes Verlangen nicht, ſo wäre der Wunſch, daß Du einer ſeyn möchteſt, nicht in mir entſtanden.“

Dieſe Antwort gab Fräulein Lo ihre heitere Stimmung wieder. „Ich habe,“ ſagte ſie, „mir nicht vorzuwerfen, daß meine Neigung zu Dir nur flüchtig ſey, und es war gewiß lächerlich, daß ich über die Feſtigkeit der Deinigen im Zweifel ſtand. Aber es fragt ſich noch etwas. Obſchon kein Grund da iſt, der uns miteinander zu leben hindert, ſo iſt doch, um nicht getrennt zu werden, eine Bedingung nöthig. Allein ich weiß nicht, liebe Schweſter, ob dieſe Dir auch behagen wird.“ — „Man lehrt uns,“ erwiederte Fräulein Pe, „daß in der Vorzeit Ohoang und Niuying ſich dem alleinigen Chun weihten. Ich würde ſie recht gerne nachahmen. Hätteſt Du nicht auch Luſt dazu, meine Schweſter?“ — „Wenn ich ſie nicht hätte, ſo wäre ich nicht hieher ge-

kommen!“ rief Fräulein Lo in höchster Freude. — „Ich wage nicht,“ sagte Fräulein Pe, „uns mit Ying und Hoang, weder an Verdienst, noch an Gestalt, zu vergleichen. Dennoch sind diese im Alterthume so gerühmten Heldinnen, die Zierden des Frauengemachs, ähnlich dem Zephyr der Haine, über einen solchen Bund nicht erröthet. Aber ich weiß nicht, ob es in der jetzigen Welt möglich ist, einen Gatten zu finden, der vom Talente begünstigt, und würdig sey, uns Beyde zu empfangen.“

Fräulein Lo blieb eine Weile in Gedanken vertieft. Dann sprach sie: „Liebe Schwester, Du hast uns Beyden nur Ein Herz zugestanden. Sprechen wir also ganz aufrichtig! Wozu uns irgend etwas verhehlen?“ — „Unsere Herzen haben sich eins in das andere ergossen,“ antwortete Fräulein Pe. „Was bliebe uns noch zu verhehlen übrig?“ — „Wenn Du also kein Geheimniß für mich hast,“ versetzte jene, „so sage mir, Schwester, ist derjenige, welcher Dein Herz einnahm, ein Mann ohne Verdienst, so daß es nöthig wäre, einen andern in der Welt zu suchen?“ — Fräulein Pe lachte und sprach: „Was soll das Mährchen, liebe Schwester? Abgesehen davon, daß kein Mensch mein Herz eingenommen hat, woher könntest Du es wissen, wenn dem so wäre?“ — Fräulein Lo brach in lautes Lachen aus: „Man hat,“ rief sie, „wohl recht, wenn man sagt, daß, wer nicht will, daß etwas bekannt werde, kein anderes Mittel hat, als es nicht zu thun. Wahrhaftig! das ganze Benehmen, ja alle Schritte eines Mannes von Talent und einer Schönen ziehen die Augen und Ohren der ganzen Welt auf sich, und geben sehr langen Stoff zu unterhaltenden Erzählun-

gen. Obſchon ich weit von hier wohne, weiß ich doch ſchon längſt das Alles.“ — Fräulein Pe maß dieſer Rede keinen Glauben bey. „Wenn,“ erwiederte ſie, „Dir etwas bekannt iſt, warum ſagſt Du es nicht ſogleich? Haſt Du vielleicht etwas von der Begebenheit des Tchang-fan-jou mit den Verſen auf die Frühlingsweiden erzählen gehört?“ — „Jedermann kennt dieſe Begebenheit,“ verſetzte lächelnd Fräulein Lo. „Ich bin nicht die Einzige, welche ſie erfuhr. Was ich weiß, betrifft nicht jenen Tchang, der Verſe auf die Frühlingsweiden unter ſeinem Namen gab, ſondern einen edlen Herrn Sſe, den wahren Verfaſſer dieſer Dichtung und zugleich des Abſchieds an den Kranich und des Grußes an die Schwalbe.“

Durch dieſe Rede ward Fräulein Pe ſo verwirrt und außer Faſſung geſetzt, daß ſie, ohne ein Wort vorbringen zu können, ihre Blicke nur auf Yanſou richtete. — „Wir ſind Schweſtern und haben nur Ein Herz,“ ſagte Fräulein Lo. „Wozu dieſe Unruhe und dieſer Argwohn? Woher die Miene, ſo ich an Dir ſehe?“ — Nach einem Augenblick von Ueberraſchung und Zögern erkannte Fräulein Pe wohl, daß jene Worte irgend einen Grund haben müßten. Sie konnte ſich alſo nicht länger verſtellen und ſprach: „Du biſt, meine Schweſter, eine verſtändige Jungfrau; aber die Sache, wovon Du ſprichſt, iſt nur mir und Yanſou bekannt. Nie wagte ich etwas davon auskommen zu laſſen, ſogar in meinen Träumen nicht. Wie konnteſt Du ſie nun erfahren? Hat vielleicht eine meiner Frauen, die mich im Innern des Gemachs belauſchte, Dir alles das mitgetheilt?“ — Fräulein Lo

mußte lachen. „Schweſter,“ ſagte ſie, „die Genien ſelbſt konnten das Geheimniß Deiner Begebenheit nicht durchdringen. Wem ſollte es alſo bekannt geweſen ſeyn? Ich habe dieſe Erzählung von dem jungen Herrn Sſe, der ſie aus ſeinem eigenen Munde zu meinem Ohre gehen ließ. Niemand anders konnte ſie wiſſen, und Du mußt deshalb keinen Argwohn ſchöpfen.“ — „Du treibſt einen Scherz mit mir,“ entgegnete Fräulein Pe. „Schon faſt ein Jahr lang hat der junge Sſe dieſe Gegend verlaſſen. Mein Vater ließ ſich an gar vielen Orten nach demſelben erkundigen. Aber man hat weder etwas von ihm erfahren, noch gehört, wohin er in der letzten Zeit ſeine Schritte gewendet hat; und wäre er auch in das Land Chatoung gekommen, wie, meine Schweſter, konnte ein junges und ſchönes Frauenzimmer, eine Bewohnerin des inneren Gemachs, mit ihm zuſammengetroffen ſeyn?“ — „Deine Zweifel ſind ſehr natürlich, liebe Schweſter,“ erwiederte Fräulein Lo, „und dennoch iſt es die reine Wahrheit, daß ich den Herrn Sſe geſehen habe, und daß in unſerem Geſpräche von Deinen Angelegenheiten die Rede war. Es iſt ferne von mir, Dich mit eiteln Worten zu täuſchen.“ — „Was Du mir da erzählſt,“ war die Antwort, „iſt weder natürlich, noch wahrſcheinlich. Wie ſoll ich ihm Glauben beymeſſen?“ — „Wohl,“ ſagte jene, „magſt Du mir heute nicht glauben. Wenn Du aber einmal mit Herrn Sſe zuſammenkommſt, und ihn fragen willſt, was daran ſey, ſo wirſt Du finden, daß ich Dir keine Lüge geſagt habe.“ — „Der junge Sſe,“ antwortete Fräulein Pe, „iſt wie ein umgehauener Baum, oder wie ein leichtes Maos auf der Oberfläche des Waſſers. Nach

allen Forschungen, die man angestellt hat, scheint es, daß er nicht mehr an mich denkt, und Du, meine Schwester, redest so, weil Du weißt, daß ich ihn niemals wiedersehen kann." — „Was sagst Du da, Schwester?" versetzte Fräulein Lo; „nur in der Hoffnung, sich mit Dir zu vermählen, eilt der junge Sse von Ost nach West, alles dessen beraubt, was das Leben angenehm macht. Kannst Du auf so leichte Art von ihm sprechen, und heißt das nicht die ausnehmende Treue dieses jungen Mannes sehr verkennen? Letzteren Herbst wußte er sich bey der Prüfung im Norden hervorzuthun. Warum vergleichst Du ihn einem umgehauenen Baum, oder dem Moose, das auf der Oberfläche des Wassers schwimmt?"

Fräulein Pe war von diesen Worten etwas überrascht. „Also," sprach sie, „ist es doch er, welcher den zweyten Platz bey der Prüfung erhalten hat? Warum ließ er sich als Candidat von Honan einschreiben?" — „Ich vernahm," antwortete Fräulein Lo, „daß sein väterlicher Oheim, der Provinzialrichter Sse, aus Honan gebürtig sey. Dieser hat ihn jetzt an Sohnes Statt angenommen, und deswegen trat er in der Eigenschaft eines Candidaten von Honan auf." — „Weil er nun den erwünschten Grad empfing," sagte Fräulein Pe, „hätte er auch die Erfüllung des Vertrags, den wir schlossen, in Anspruch nehmen sollen. Warum hat man nicht die mindeste Nachricht von ihm?" — „Ich vermuthe deswegen," erwiederte jene, „weil er nicht eher zurückkommen will, als bis er den Doctor-Grad erhalten hat. Du mußt es eben, liebe Schwester, mit einiger Geduld abwarten; denn ich bin überzeugt, daß hier nur ein etwas längeres

Jüngling verwandelt zu sehen." — „Sprechen wir hievon nicht mehr!" sagte Fräulein Be. „Aber, Schwester, wie kamet Ihr in einer augenblicklichen Unterredung auf unsere Begebenheit? Der junge Student muß ein großer Schwätzer seyn!" — „Das ist er nicht," antwortete jene; „da ich ihm aber Heirathsvorschläge that, und er sich mehrmals weigerte, darauf einzugehen, drang ich in ihn, um die Ursache zu wissen, und da er sich nicht mehr helfen konnte, war er genöthigt, mir seine früheren Gefühle zu bekennen. Er hielt sich überzeugt, daß ich nichts von einer Begebenheit wissen könnte, die sich in einer Entfernung von tausend Meilen zugetragen, und hatte keinen Gedanken, daß er von meinem Oheim und von meiner Schwester sprach. Ich glaube, eine Schickung des Himmels hat mich von allen diesen Umständen unterrichtet." — „Und, liebe Schwester," fragte Fräulein Be, „wie habt Ihr Euch für die Zukunft miteinander verständigt?" — „Als ich sah," war die Antwort, „daß er eine geheime Verbindung hatte, von welcher er weder im Leben, noch im Tode, lassen würde, daß er kein leichtsinniger Kopf sey, und daß, weil er in diesem Augenblick keiner Untreue gegen Dich fähig war, ich auch in der Folge dies nicht zu befahren hätte, drang ich lebhafter in ihn, und als ich ihn stark bewegt fand, versprach ich ihm eine doppelte Eheverbindung. Alsdann bewog ich, unter dem Vorwand, einer Verfolgung zu entgehen, meine Mutter, sich hierher zu begeben. So kam ich denn mit diesem geheimen Gedanken, und unter dem Vorsatze, die Sache mit Dir, meine Schwester, in Ordnung zu bringen. Ich sah noch nicht voraus, wie weit Du mein Verlangen nach diesem

Bunde, der ſo ſüß wie der Einklang der Waſſerenten, und ſo innig wie die Umwindung des Epheus, iſt, theilen möchteſt; auch wußte ich nicht, daß Du Deine Angelegenheit mit der meinigen ſo verbinden würdeſt, daß Alles, ohne weiteres Ordnen, ſo gut mit den Wünſchen des jungen Sſe übereinſtimme. Der Himmel, kann man ſagen, hat die Sehnſucht der Menſchen herrlich unterſtützt, und nichts Widriges ſtand meinem Vorhaben im Wege." — „Du biſt wirklich voller Verſtand, meine liebe Schweſter," ſagte Fräulein Pe. „Das ganze Benehmen des jungen Sſe war meinen Augen ſo dunkel, als hätte es Nebel und Rauch umhüllt, und ohne die Aufklärung, ſo Du mir gabſt, wäre er noch wie ein inmitten der Geſträuche verlorener Hirſch. Wenn Du auch fähig biſt, die Blume hinwegzunehmen und ſie an den Baum zu befeſtigen — wenn Du Dich für eine Andere aufopfern kannſt, dann werden Dich die Heldinnen der Vorzeit in keinem Stück übertreffen. Wie aber konnteſt Du, als der junge Sſe Dich verlaſſen hatte, wiſſen, daß er ſich unter die Candidaten von Honan einſchreiben ließ?" — „Unſer Nachbar, der Rath Li," antwortete Fräulein Lo, „iſt ein Mann, der ſich einzig und allein dem Credit und der Gunſt gewidmet hat. Wir ſahen ihn vor einiger Zeit ſchöne Geſchenke bereit machen, um damit den neuen Adoptivſohn des Provinzialrichters zu beehren. Er ſagte, dieſer Sohn wäre der nämliche junge Mann, welcher die Verſe gemacht, und er wolle, weil er denſelben vorher etwas gering empfangen, nun die Höflichkeit gegen ihn verdoppeln. Wer anders kann dieſer junge Mann ſeyn, als der edle Herr Sſe? Und da der Richter aus Honan iſt, ſo ſehe

ich den Grund, warum der junge Sse unter die Candidaten dieser Provinz trat. Als man hierauf die Prüfungslisten öffentlich verkündete, ließ ihn der Rath Li von Neuem begrüßen, und dadurch ward ich von seinem Erfolg unterrichtet." — „Nach allem dem, was Du sagst, bleibt kein Zweifel, daß es der junge Sse ist," erwiederte Fräulein Pe, und weil er mich nicht vergessen hat, so steht unsere erste Verbindung fest. Jetzt, da Du mir zu Hülfe kamst, liebe Schwester, soll kein Kummer mehr in meiner friedlichen Wohnung einkehren." — „Letzthin," sagte Fräulein Lo, „als ich meine Zuflucht hierher nahm, war ich in Furcht, der junge Sse möchte, wenn er mich bey seiner Rückkehr nicht sähe, mich an allen Orten aufsuchen, und sandte deshalb einen Diener nach der Hauptstadt, um ihm einen Brief zu übergeben. Noch habe ich keine Antwort. Die Zeit der dortigen Prüfung ist vorüber; aber ich weiß nicht, ob der junge Sse glücklich war. Schwester, warum sendest Du nicht Jemand hin, um sich darnach zu erkundigen?" — „Ich hatte es vergessen," erwiederte Fräulein Pe. „Man hat kürzlich meinem Vater die Listen der allgemeinen Prüfung überbracht. Da sie mich aber nicht interessirten, so habe ich sie noch nicht gesehen, und weiß nicht, wo man sie hingelegt hat." — Yansou, die an ihrer Seite stand, nahm das Wort, und sprach: „Ich glaube, daß man dieselben im Pavillon der ländlichen Träume ließ; ich will sie holen."

Sie ging, und kam augenblicklich mit den Listen, die sie daselbst gefunden, zurück. Die beyden Muhmen schlugen sie auf, und fanden bey'm Durchsehen, daß Sse Yeoupe's Name als der dreyzehnte darin stand. Dies

erfüllte ſie mit großer Freude. „Man kann ſagen,“ riefen Beyde, „daß der Himmel den Wünſchen der Sterblichen hold iſt!“

Von dieſem Augenblick an verdoppelten die zwey Jungfrauen die gegenſeitigen Beweiſe ihrer Achtung und Liebe. Sie verließen einander keine Viertelſtunde —

Der Schmerz hat ſeine Zeit, und Honig ſchenkt
Die Biene; hundert wechſelnde Geſtalten
Schafft das Gefühl, und Seide ſpinnt der Wurm.
Wenn das Geheimniß nicht aus eig'nem Mund
Die Schöne jetzt erhellt, wer hätte ſonſt
Entwirrt die widerſprechenden Gerüchte? —

Laſſen wir nun die beyden Muhmen ſich der Freude im Innern ihres Gemachs überlaſſen, und kommen wieder auf Sſe Yeoupe, der ſich aus Chantoung in die Provinz Honan begeben hatte. Er brachte hier ſeinen Voreltern ein Opfer, und ſchlug von da den Weg nach Kinling ein. Bald kam er daſelbſt an, und wollte ſogleich nach dem Dorfe Kinchi gehen, um Pe einen Beſuch abzuſtatten. Während man die üblichen Geſchenke bereit machte, ſandte er Jemand voraus, der die zwey Briefe des Doctors Gou und des General-Inſpectors Sſe überbringen ſollte. Er hoffte vermittelſt dieſer Briefe einige gute Nachrichten zu erhalten. Aber den folgenden Tag kam der Bote zurück, und meldete ihm, daß er den edlen Herrn Pe nicht zu Hauſe getroffen, weil derſelbe eine kleine Vergnügungsreiſe nach Hangtcheou gemacht habe. „Ich übergab,“ ſagte er, „die zwey Briefe dem Thürhüter, welcher mich verſicherte, daß ſein Gebieter ſogleich nach ſeiner Rückkehr darauf antworten würde. Ich zeigte ihm an, daß Sie, edler Herr, jenem einen Beſuch abſtatten wollten. Er gab

zur Antwort, daß ohne seinen Gebieter Niemand da sey, um Sie zu empfangen, und daß also Dieselben sich nicht die Mühe geben möchten, dorthin zu kommen. Wollten Sie einen Besuch machen, so wäre eine Karte, die er in das Pforten-Register legen werde, hinlänglich."

Dies war für Sse Yeoupe eine höchst widerwärtige Kunde. Er stand eine Weile sprachlos; dann rief er bey sich selbst: „Armer Sse Yeoupe! wie unhold ist Dir das Schicksal! Du gehst nach Chantoung, suchst Lo Mengli auf, und kannst ihn nicht sehen. Du willst hier den edlen Herrn Pe besuchen, und er ist nicht zu Hause. Welcher Entschluß bleibt Dir übrig? — — Der edle Herr Pe," dachte er weiter, „muß doch wiederkommen. Am besten warte ich hier einige Tage auf ihn. — Du hättest," sagte er zu dem Boten, „Dich befragen sollen, wann der Hausherr zurückkommt." — „Das habe ich," war die Antwort. „Man sagte mir, der edle Herr Pe wäre noch nicht lange abgereis't, und da es zu seiner Erholung geschähe, so möchte er einen Monat, vielleicht auch zwey oder drey, wegbleiben; es wäre nicht möglich, die Zeit seiner Rückkunft genau anzugeben." — Sse Yeoupe sann darüber nach. „Obschon," dachte er, „Pe nicht zu Hause ist, so habe ich dennoch gute Lust, den ersten Besuch zu machen. Vielleicht bietet sich eine günstige Gelegenheit dar, Yansou auf einen Augenblick zu sehen, und dann erfahre ich durch sie die letzten Nachrichten von ihrer jungen Gebieterin." — Er verfolgte diese Gedanken, und sprach weiter bey sich selbst: „Wenn ich hingehe, so würden meine Diener, mein Gefolge, und Alles, was mich umgibt, den besondern Erkundigungen, die ich einziehen will, im Wege

ſtehen; und gelange ich auch bis in den Saal, ſo findet Yanſou wohl keinen Anlaß herauszukommen. Das Hingehn dient mir alſo zu nichts. Bleibe ich hier, ſo drängt mich die Zeit, die mir zum Antritt meines Amtes beſtimmt iſt. Weil der edle Herr Pe die Reiſe nach dem weſtlichen See *) zu ſeiner Erholung machte, ſo iſt es am beſten, ich ſuche ihn dort auf."

Als er dieſen Vorſatz gefaßt, erblickte er die Angeſtellten ſeines Gerichtshofs, die ihm entgegen kamen. Sſe Yeoupe begab ſich alſo, nachdem er eine amtliche Verkündigung erlaſſen, auf den Weg, und kam, weil er ſich nirgends melden ließ, in ſieben oder acht Tagen zu Hangtcheou an. Hier verurſachte ihm ſowohl die Aufwartung bey den verſchiedenen Behörden, als die Beſitznahme ſeiner Stelle, viele Beſchäftigung. Als er aber nach etlichen Tagen ein wenig Muße fand, ſchickte er Jemand nach dem weſtlichen See, um ſich zu erkundigen, wo der edle Herr Staatsrath Pe aus Kinling wohne. Derjenige, welchem er den Auftrag gegeben, brachte eine Tagreiſe damit zu, und ſagte bey der Rückkunft ſeinem Herrn, er wäre in allen Klöſtern des weſtlichen See's, in allen Gaſthäuſern, in allen Meierhöfen geweſen, und habe ſich überall

*) Si-Hou, der weſtliche See. Dieſer befindet ſich unter den Mauern von Hangtcheou, der Hauptſtadt der Provinz Tchekiang, auf der Weſtſeite. Die Ufer dieſes See's ſind wegen ihrer anmuthigen Lage merkwürdig. Man erblickt hier Inſeln mit allen Arten ſchöner Bäume bepflanzt, und die ganze Gegend erſcheint wie ein großer Garten, wo man Spaziergänge macht, Concerte und Gaſtmähler gibt, und ſich den Freuden des Weins und der Dichtkunſt überläßt.

befragt, aber zur Antwort erhalten, daß kein Staatsrath, Namens Pe, hingekommen sey. — „Das ist doch recht sonderbar!“ rief Sse Peoupe; „man hat ausdrücklich in seinem Hause gesagt, er wäre dorthin gereist; wie kommt es nun, daß er nicht da ist?“

Nun hatte Pe, als er die Lustfahrt nach dem westlichen See antrat, erwogen, daß der General-Inspector Yang Statthalter dieser Provinz sey, und fürchtete, derselbe möchte die Höflichkeiten, welche er in seinem Hause empfangen, erwiedern, und ihn bey der Durchreise aufnehmen wollen. Er hielt es also für gut, seinen Namen zu ändern, fügte demselben Einiges hinzu, und nannte sich schlechthin den Bürger Hoangfou*). Darum konnte Niemand von seinem Aufenthalt unterrichtet seyn. Er miethete sodann ein kleines Quartier nahe bey der Brücke von Siling, und machte jeden Tag, als einfacher Privatmann, im leinenen Gewand und in Binsenschuhen, während er sich die vier kostbaren Cabinetsstücke eines

*) Man muß die Namen Pe und Hoang in Chinesischer Schrift sehen, um zu begreifen, wie durch eine leichte Aenderung der Rechtschreibung einer aus dem andern entstehen kann. Eine Figur würde diese Verwandlung erklären, wenn sie das geringste Interesse für die Mehrheit der Leser hätte. — Uebrigens bezeichnet das Wort, welches ich hier durch Bürger gebe, in China Leute, die von ihren Renten leben, keine Aemter bekleiden, ohne Grade sind, und weder das Geschäft eines Kaufmanns, noch das eines Künstlers, treiben. Diese Klasse scheint nicht sehr zahlreich in einem Lande zu seyn, wo der Wetteifer durch die öffentlichen Bewerbungen stets angeregt wird, und wo nur ein wenig literarisches Talent oder Geschick nöthig ist, um ein ausgezeichneter Mann zu werden.

Gelehrten nachtragen ließ *), entweder in einer kleinen Barke oder zu Fuß, ſeine Ausflüge, um den Anblick der zwey Bergſpitzen oder der ſechs Brücken zu genießen. So oft ihm junge Leute von angeſehener Familie begegneten, zog er die genaueſte Erkundigung über dasjenige ein, was ſie betraf.

Eines Tages ſaß er in dem Luſtgang der kälten Quelle, und bewunderte das klare Waſſer, das mit blendendem Silberglanz über die Felſen herabrieſelte. Da ſah er eine Geſellſchaft von ſechs oder ſieben Jünglingen kommen. Sie hatten breite Mützen auf dem Haupt, waren in Gewänder von verſchiedenen Farben gekleidet, und es folgte ihnen eine Menge von Dienern, welche Filzteppiche und Weinflaſchen trugen. Alle traten miteinander in den Luſtgang, um ein kleines Mahl zu halten. Als ſie Pè gewahrten, der ihnen nahe ſaß, und deſſen vornehmes Anſehn, ſo wie ſeine Begleitung von zwey Dienern, kund that, daß er kein Mann von gemeinem Stande ſey, grüßten ihn Alle ehrerbietig, und nahmen, wie er, Platz. Bald nachher trugen die Diener das Mahl auf, und die jungen Leute luden Pe dazu ein. «Edler Herr,» ſagten ſie, «wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, ſo haben Sie die Gewogenheit, ſich bey uns nieder zu laſſen.»

Bey'm Anblick von ſechs oder ſieben Jünglingen, alle in der Blüthe der Jahre, dachte Pe, es könnte ſich wohl darunter ein verdienſtvoller Mann finden. Er ließ ſich alſo nicht lange bitten, und antwortete nur: «Meine Herren, da wir uns nicht kennen, möchte ich Ihnen wohl

*) Dinte, Papier, Schreibzeug und Pinſel.

beschwerlich seyn." — „Warum?" erwiederten die jungen Leute. „Inmitten der Berge und Gewässer sind Alle, welche zwischen den vier Meeren wohnen, Freunde." — „Nun denn, meine Herren, so bleibe ich Ihnen sehr verbunden," sagte Pe, und setzte sich zu ihnen.

Sie hatten etwa eine oder zwey Tassen getrunken, als Einer von der Gesellschaft das Wort nahm, und sagte: „Ihrer Sprache nach, edler Herr, müssen Sie nicht aus unserer Stadt Hangtcheou seyn. Ich bitte, sagen Sie uns doch Ihren Namen, den Ihres Landes, und was Sie hieher führt." — „Ich bin aus Kinling," antwortete Pe. „Mein Familienname ist Hoangfou. Die Schönheit der Gegenden Ihres Landes, seiner Berge und Gewässer hat mich zu dieser kleinen Reise bewogen." — „Sind Sie in den Schulen, oder bekleiden Sie ein Amt?" fragten die jungen Leute. — „Weder Eins, noch das Andere," versetzte Pe. „Ich besitze in meinem Dorfe einige Morgen Land, die ich bewirthschafte." — „Für einen Landbauer sind Sie ein Freund von Zerstreuung, alter Camerad," war die Antwort, „da Sie sich mit Lustwandeln inmitten der Berge und Gewässer vergnügen." — „Erlauben Sie mir eine Frage, meine Herren," sagte Pe: „Sind Sie in den Schulen, oder bekleiden Sie Aemter?" — „Wir sind unserer sieben, die alle den nämlichen Schutzgott verehren," antwortete einer der jungen Leute. „Diese drey Herren (indem er mit dem Finger auf seine Gefährten zeigte) sind Zöglinge des Collegiums von Jinho, und diese zwey des Collegiums von Tsiantang; ich selbst bin aus dem Departements-Collegium und habe neulich einen Grad zu Nanyoung erhalten." Dann wies er auf den,

ſo die erſte Frage gethan, und fuhr fort: «Was dieſen Herrn betrifft, ſo iſt er Ihnen gleich, alter Freund; denn er iſt weder bey den Schulen, noch in einem bürgerlichen Amte.» — Der junge Menſch lachte, und rief: «Sie rathen ſehr gut, alter Freund! Sie haben es auf den erſten Wurf getroffen! Der Familienname des Herrn iſt Wang. Er gehört zur Promotion vom letzten Herbſte, und iſt alſo, wie Sie ſehen, eine vornehme Perſon in der Hoffnung.» — «O meine Herren,» erwiederte Pe, «demnach iſt Jeder von Ihnen ein Arm vom Strome der Literatur. Ich habe gegen den Reſpect gefehlt, den ich Ihnen ſchuldig bin.» — Der Licentiat Wang miſchte ſich jetzt auch in die Unterhaltung. «Was ſprechen Sie da von Literatur?» ſagte er. «Das iſt ein Gewerbe, ſo den Kopf und die Knochen zerbricht. Auch Sie würden dort leicht fortgekommen ſeyn. Man erhält dieſen Licentiaten-Grad ohne Mühe, wenn man ſeine Studien mit etwas Schelmerey und Geplauder unterſtützt. Aber Sie, alter Bruder, finden es angenehmer, nicht zu ſtudiren, tüchtige Morgen Feld anzukaufen, Geld zu ſammeln, und ſich bey Fleiſch und Fiſch wohl ſeyn zu laſſen. Es iſt ein gutes Ding, zu nichts gut zu ſeyn!» — Ein Anderer von dem Trupp verſetzte: «Edler Herr Wang, nach Ihrem Erfolg ſind Sie wie ein Gott auf Erden. Führen Sie doch nicht die Sprache eines Mannes, der ſich dem Vergnügen ergibt! Wer zu leiden hat, ſind wir übrige Baccalauren. Kommt der Director, ſo muß man das jährliche Examen beſtehen. Im Collegium geſchieht dies jeden Monat. Dennoch können Freunde nicht umhin, ſich zu ſehen und Umgang miteinander zu halten. Es iſt eben viel Ungemach

da, ob man studirt oder nicht." — „Mein Lieber," sagte ein Dritter, „Sie sprechen nur von Ungemach, und nicht von dem Vergnügen, das man hat, in der Stadt umher zu gehen, von den Angelegenheiten Anderer zu reden, und gute Mahlzeiten zu halten."

Die ganze Gesellschaft lachte bey dieser Aeußerung. Nachdem das Mahl eine Weile gedauert, nahm wieder einer der jungen Leute das Wort. „Das heißt zu viel getrunken!" rief er. „Ich nehme nichts mehr. Aber wir sind heute da versammelt, und haben noch keine Verse gemacht. Es gebe Jemand einen Stoff, Jeder soll ihn behandeln, und dies beschließe unsern Morgenverein!" — „Wer ist fähig, nach dem Mahle zu dichten?" rief ein Anderer. — „Wenn wir es auch nicht vollenden," sagte ein Dritter, „so laßt uns immer einen Stoff wählen! Wir geben ihm dann morgen mit unsern Cameraden die letzte Feile." — „Sprechen wir doch nicht wie kleine Geister!" versetzte der Licentiat Wang. „Muß gedichtet seyn, so dichte man, und die, welche ihre Verse nicht beendigen, seyen mit drey Tassen gestraft." — „Nun, das muß Schwung geben!" riefen Alle. „Aber unser alter Bruder Hoangfou da, was soll der machen?" — „Wie können Sie Verse von ihm verlangen, da er nicht studirt hat?" fragte Wang. „Er trinke, und das ist genug." — „Recht, recht so!" erwiederten jene. „Geben Sie uns einen Stoff, wenn's beliebt!" — „Er heiße das Lustwandeln an dem westlichen See," antwortete der Licentiat. „Warum sollte man einen andern suchen?" — „Der Stoff ist gut, aber ein wenig schwer," versetzten die jungen Leute. „Doch hievon soll keine Rede seyn!" — Man befahl nun

den Dienern, Papier, Dinte, Pinſel und Schreibzeug, welche ſie mitgebracht, zu holen, und ſie vor jeden der Gäſte zu ſetzen. Alle fingen nun zu dichten an. Einige waren ganz ſtill, und ſuchten Gedanken; Andere tranken einige Taſſen, indem ſie nach Ausdrücken haſchten; noch Andere hielten den Pinſel in die Höhe, oder bewegten den Kopf hin und her, mühſam einige Sylben murmelnd. So waren ſie ſchon eine gute Weile beſchäftigt, ohne daß noch Einer ſeine Dichtung beendigt hatte. Pe, der ihnen zuſah, brach unwillkührlich in Lachen aus. «Lachen Sie nicht, alter Bruder,» ſagte der Licentiat Wang. «Sie, der nicht ſtudirt hat, können die Mühe nicht begreifen, die man auf Verſe verwenden muß. Ein altes Sprichwort ſagt: Um einen fünfſylbigen Vers zu machen, muß man ſich mehr als ein Haar aus dem Barte raufen.» — «Ohne ſtudirt zu haben,» verſetzte Pe, «könnte ich doch auch ein Paar Verſe machen.» — «Wenn Sie im Stande ſind, das zu thun,» ſagten die jungen Leute, «warum dichten Sie nicht auch Etwas?» — «Soll ich dichten, ſo geben Sie mir das Hauptwort,» erwiederte Pe. «Jedoch haben ſchon ſo Viele das Luſtwandeln am See beſungen. Sie könnten ſagen, daß ich eine frühere Dichtung beſtohlen hätte.»

Als man ihn mit ſolcher Zuverſicht ſprechen hörte, ſagte der Licentiat Wang bey ſich ſelbſt: «Weil er ein Hauptwort verlangt, werde ich ihm ein recht ſchweres wählen.» Sodann erhob er das Haupt, und gewahrte zur Seite des Luſtgangs einen Japaniſchen Birnbaum, der in der Blüthe ſtand. Er zeigte ihn Pe mit dem Finger, und ſprach: «Wahlan! das Hauptwort ſey der Name die-

ses Birnbaums!" — „Es sey!" erwiederte Pe, und sogleich befahl er den Dienern, welche ihm folgten, aus seinem Ceremonienkästlein ein altes Schreibzeug von Tonanhi, einen Pinsel von Kaninchenhaar mit gestreiftem Bambusstiel, ein Stäbchen für treffliche, seit langer Zeit bewahrte Dinte, und ein Blatt Papier mit schwarzen Streifen, zu nehmen, und alles das auf die Matte zu legen. Bey'm Anblick dieser Pinsel und dieser Dinte von der besten Art kamen die jungen Leute ein wenig aus der Fassung, und sagten heimlich zu einander: „Wer hätte denken sollen, daß der ehrliche Alte da so auserwählte Sachen habe? Er muß ein reicher Kauz seyn. Doch ist er das," fügten sie hinzu, „so kann er gewiß nicht dichten."

Unter diesen Zweifeln und Vermuthungen sahen sie, wie Pe den Pinsel ergriff, und bald schien es, als ob die Dintenströme aus einer Wolke herabfielen. In weniger als einer Viertelstunde waren die Verszeilen beendigt. Als Pe fertig war, nahmen die jungen Leute schnell das, was er geschrieben hatte, um es zu lesen. Sie sahen Folgendes:

Sobald der Sperber ruft, entflieht die Schwalbe,
Dem seidenen Gewebe gleich; der See
Erstreckt zehn Meilen weit den grünen Strand,
Wie Teppiche, mit Wohlgeruch erfüllt.
Den Blumenduft verbreitet rings die Sonne,
Durchbalsamt ist der Staub auch unterm Huf
Der Rosse; bey dem Ballspiel hält zurück
Der Frühling uns durch anmuthvolles Lächeln.
Es dringen Berge durch der Stadt Gemäuer,
Und Brücken führen durch die Klöster hin;
Die Häuser rings umgibt ein Blumenflor,
Und Weidenlaub umschattet neu die Hütten.
Ihr fragt, wer jenen zauberischen Hauch,
Der Zephyrluft ertheilet hat? Die Flöte

Von Jasvis und die goldene Schalmey,
So beyde dieſen hohen Birnbaum ſchmücken.
Der alte Hoangfou aus Kinling.

Als dies die jungen Leute geleſen, riefen ſie alle erſtaunt: „Die ſchönen Verſe! Die edlen Ausdrücke! Bey ſo großer Geſchicklichkeit wird Sie Niemand für einen Mann halten, der nicht ſtudirt hat. Wollten Sie ſich, edler Herr, nicht etwa im Vorbeygehn auf unſere Koſten einen Spaß machen?“ — „Wie kommen Sie auf ſolche Gedanken?“ erwiederte Pe lachend. „Obſchon ich einige Verſe zu machen weiß, ſo beſitze ich doch wirklich keine Studien. Die Alten ſagten, die Dichtkunſt erfordere ein beſonderes Talent, das mit den klaſſiſchen Studien nichts gemein habe.“

Schon begann die Sonne ſich nach Weſten zu neigen, und Pe's Diener nahten ihm mit einer Sänfte, wie man ſie zu Gebirgsreiſen gebraucht. Pe ſtand ſogleich auf, und nahm Abſchied von den jungen Leuten. „Ich ſollte noch in Ihrer Geſellſchaft bleiben,“ ſagte er; „aber der Tag geht zu Ende, ich bin alt, und wage nicht länger zu verweilen.“

Als jene die koſtbare Sänfte erblickten, erhoben ſie ſich ſchnell, und wollten ihn zurückgeleiten. Pe aber dankte ihnen, ſtieg ein, und entfernte ſich in Begleitung ſeiner Träger und ſeiner Dienerſchaft. So verließ er die jungen Leute in Ungewißheit und Vermuthungen, aber auch in der Ueberzeugung, daß er kein gewöhnlicher Mann ſey. Wie ſehr beklagten ſie jetzt die unbeſcheidenen Worte, ſo ihnen entfallen waren, und die übervertraute Art, womit ſie ihn empfingen! —

Wer könnt' errathen, die Lagune dort
Sey selbst der Ocean? Ihr Morgenvölke,
Auf lange Dauer zählet nicht! Woher
Kommt so viel Hochmuth und Unhöflichkeit
Den Schülern? Weil sie einen Augenblick
Den Himmel durch ein Fernrohr angeseh'n. —

Eines Tags ward Pe von einem Klostermönch aus Tchaoking, Namens Hianyun, neuer Thee gebracht. Pe behielt ihn zu einer Collation, die er sogleich auftragen ließ, und setzte die Unterhaltung mit demselben fort. «Der westliche See hat den größten Ruhm in den südöstlichen Provinzen des Reichs,» sagte er; «denn hier ist der Sammelplatz der Gelehrten. Welche junge Literatoren finden sich jetzt dort ein?» — «Viele Männer, die im Rufe stehen, kommen an den Strand des westlichen Sees,» antwortete Hianyun. «Aber es gibt einen gegründeten und einen ungegründeten Ruf. Kürzlich jedoch kamen von Soungkiang zwey junge Leute, wovon der Eine den Namen Tchao und den Beynamen Tsianli, der Andere den Namen Tcheou, und den Beynamen Chingwang führt. Diese gehören unter die Literatoren, deren Ruhm auf festem Grunde steht.» — «Woher können Sie das wissen?» fragte Pe. — «Sie sind jung und haben ein sehr angenehmes Aeußeres,» erwiederte Hianyun, «und ihre Leistungen wurden mit allgemeinem Lob aufgenommen. Freunde, deren sie unter den ausgezeichnetsten Männern dieses Landes besitzen, statten ihnen täglich Besuche ab. Ihr Zug nimmt kein Ende. Männer von hohem Rang, die ersten Beamten des Reichs, stehen mit diesen jungen Gelehrten in Bekanntschaft. Ein Theil bittet sie um literarische Aufsätze, der andere lädt sie zu sich ein. Den

ganzen Tag ſind ſie in Barken auf dem See, und wohnen beſtändig Mahlzeiten und Vergnügungen bey. Letzthin beſuchten ſie Seine Herrlichkeit den Statthalter Yang. Der edle Herr empfing ſie in eigner Perſon auf die ehrenvollſte Weiſe. Er behielt die jungen Männer zwey Tage und hätte ſie gern noch länger behalten. Geſtern wurden ſie erſucht, die Aufſätze für das Stadt-Examen zu wählen. Wären ſie nicht Leute von wahrem und hervorragendem Talent, wie könnten ſie Jedermann mit ſolcher Achtung erfüllen?" — „Wo wohnen dieſe beyden Herren?" fragte Pe. — „Auf dem öſtlichen Flügel unſers Kloſters," war die Antwort. — „In welchem Gebäude?" fragte Pe weiter. — „Darnach braucht man gar nicht zu fragen," erwiederte Hianyun, „ſondern man darf nur im Kloſter die Namen Tchao Tſianli und Tcheou Chingwang nennen. Denn wer kennt ſie nicht?" — „Nach allem dem," ſagte Pe, „müſſen es in der That zwey berühmte Männer ſeyn." Er ſetzte die Unterhaltung noch eine Weile fort, worauf Hianyun Abſchied nahm und ging.

Pe war innerlich vergnügt. „Ich wußte wohl," ſprach er bey ſich ſelbſt, „daß ich am Ufer des weſtlichen See's Jemand entdecken würde. Dies geht alſo nicht über meine Erwartung. Ich werde ſie morgen beſuchen, und haben ſie wahres Talent, ſo wird das zwiefache Ehebund mit Houngiu und Mengli bald geſchloſſen ſeyn."

Am folgenden Morgen zog er ein ländliches Kleid an, und ſetzte einen Strohhut auf, welches ihm ganz das Anſehn eines Bergbewohners gab; ſodann verſah er ſich mit zwey Viſitenkarten, worauf er blos den Namen Hoangfou aus Kinling ſchrieb, und ging, nur von einem

kleinen Diener begleitet, aus, um den zwey jungen Leuten seinen Besuch abzustatten. Er wollte sich an der Pforte des Klosters befragen; aber in diesem Augenblick sagte Jemand zu ihm: «Sie sind ohne Zweifel Leute, die zu den Herren Tchao und Tcheou wollen. Gehen Sie nach dem östlichen Flügel!» — Pe ging in das Kloster und wandte sich nach der gemeldeten Seite. Bald erblickte er am Eingang einer Zelle sehr viele Diener und blau gekleidete Personen, wovon Einige Visitenkarten in der Hand hielten, Andere Geschenke herbeytrugen. Man ging hinein und heraus, und lief mit vieler Eilfertigkeit und großem Geräusch hin und her. Als Pe den nöthigen Bescheid erhalten, näherte er sich der Thüre, und sagte seinem Diener, er solle die Billets abgeben. Der Thürhüter nahm sie und sprach: «Meine Gebieter können nicht die Ehre haben, Sie zu empfangen, mein Herr. Sie sind ausgegangen. Lassen Sie mir gefälligst Ihre Karten.» — «Und wohin gingen Eure Gebieter?» fragte Pe. — «In die Stadt zu Wangtchunyouan,» antwortete Jener. «Man hat sie ersucht, der Verhandlung über eine Inschrift, welche dort angebracht werden soll, beyzuwohnen. Sie müssen unterwegs Besuche machen, und ich fürchte, sie kommen vor Nachmittag nicht zurück. Denn sie sind heute bey den edlen Herrn Tchang von Tsiantang eingeladen, und speisen nach ihrer Rückkunft zu Mittag.» — «Weil dem so ist,» sagte Pe, «so gebt Euch die Mühe, mein Billet zu behalten; ich komme wieder zum Besuch.» Der Thürhüter antwortete durch ein Zeichen, er werde sich seines Auftrags entledigen; hierauf wandte er sich zu dem kleinen Diener mit der Frage: «Wo wohnt Euer Gebieter? Diese Herren

werden ihm morgen ihren Beſuch abſtatten wollen.“ — „Er wohnt auf dem Meierhofe von Tſaiya, an der Brücke von Siling,“ erwiederte Jener. — Sodann verließ Pe das Kloſter. Viele Leute ſah er noch hineingehen, um Tchao und Tcheou zu beſuchen, und konnte ſich eines innerlichen Lachens nicht enthalten. „Wer ſind dieſe jungen Leute,“ ſprach er bey ſich ſelbſt, „daß man ſie bis auf ſolchen Grad erhöht?“ — Er kam wieder in ſein Quartier, wo er einiger Ruhe genoß. Gegen Abend, als der Tag faſt zu Ende war, machte er einen Spaziergang auf der Brücke, um ſich am Anblick des Sees zu erfreuen. Von da erblickte er ein großes, für eine Luſtfahrt ausgerüſtetes, Fahrzeug, in welchem man das Getön von Flöten und die Stimmen von Sängern vernahm, und das nach der Brücke zuſegelte. Einer, der an ſeiner Seite ſtand, ſagte zu ihm: „Das iſt der edle Herr Unterpräfect von Tſiantanz, der Geſellſchaft eingeladen hat.“ — Sehr ſchnell kam das Schiff bey der Brücke an, Pe betrachtete es aufmerkſam, und ſah den Unter-Präfecten an der untern Stelle, und auf dem Ehrenplatze zwey Tiſche, woran zwey junge Leute ſaßen, die laut und in zuverſichtlichem Tone ſprachen. Er folgte ihnen mit den Augen, während ſie ſich entfernten, und es ſchienen ihm Männer von gutem Anſehn und dem Vergnügen hold zu ſeyn. Lange konnte er ſie nicht beobachten; denn ſie waren ſchnell vorüber. Dieſer Anblick nahm Pe günſtig für die jungen Leute ein.

Am folgenden Tage kam er wieder, um ſie zu beſuchen; aber ſie waren noch nicht da. Nach vier oder fünf Tagen ſah er einen Diener kommen, der zwey Viſitenkarten trug und mit der eilfertigſten Miene herbeylief. Er fragte, ob

sagt, daß er den Urhebern seiner Tage vielen Kummer gemacht, ja endlich durch wüstes Leben seine Familie zu Grunde gerichtet habe; und ich fürchte sehr, mein Vater rächte die Sache der Urgroßeltern. Er war, nach dem Ausdruck meiner Mutter, ein gar wilder, ausgelassener Schelm gewesen, den man zu nichts anhalten konnte. Aus der Schule entlief er, und ging als Seesoldat zu Schiffe. Zwar entzog ihn mein Großvater dieser Lage, die schwerlich lange für angenehm gelten konnte: allein bald verließ er die Schule zum Zweytenmale, um sich einer wandernden Schauspielertruppe beyzugesellen. Wahrscheinlich gab man ihn jetzt auf, denn nach seiner Rückkehr von diesem Abentheuer war er gezwungen, sich bey einem Glaser zu verdingen, in dessen Werkstatt er glücklicherweise doch lange genug aushielt, um das Handwerk zu erlernen. Nach dem Tode seines Vaters erbte er zwey kleine Grundstücke, heirathete meine Mutter (die Tochter eines Zimmermanns zu Ashburton), und richtete sich nun häuslich ein. Einige Jahre vergingen ziemlich ruhig; dann trieben die Folgen seines gefährlichen Leichtsinns ihn von Neuem zu Schiffe. Er hatte nämlich mit noch einigen Andern in einer Methodistenkirche anstößige Störungen, und endlich einen völligen Aufstand veranlaßt. Seine Gefährten wurden deshalb von der Obrigkeit verfolgt, und er hielt es für das Beste, sich durch die Flucht zu sichern.

Er verstand sich sehr gut auf den Seedienst, und ward bald Unterbefehlshaber eines großen Transportschiffs im Dienst der Regierung, während meine Mutter nach Ashburton — ihrer Vaterstadt — zurückkehrte, wo ich im April 1760 geboren ward.

Die Einkünfte meiner Mutter wären sehr gering; sie bestanden einzig aus dem Pacht von zwey oder drey kleinen Aeckern, die noch unveräußert waren: doch that sie mit diesem Wenigen für mich was sie konnte, schickte mich, sobald ich groß genug war, in eine Schule, wo ich lesen lernte, und erfreute mich oft durch alte Lieder und Balladen, die sie mir vorsang, und dadurch meine kindliche Einbildungskraft sehr lebhaft beschäftigte.

Erst nach sieben Jahren kehrte mein Vater zurück. Er war mit bey der Einnahme von Havanna gewesen, hatte für mehr als hundert Pfund Sterling Beute gemacht, und einen ansehnlichen Gehalt bezogen. Dennoch brachte er nur eine unbedeutende Summe mit nach Hause, weil er nie zu sparen gewußt hatte. Die wenigen Aecker, die wir noch besaßen, wurden also verkauft, und nun ließ er sich zum Zweytenmale als Maler und Glaser nieder. Ich war jetzt acht Jahre alt, und ward in die Freyschule geschickt, wo ich Lesen, Schreiben und Rechnen lernen sollte, aber höchst elende Fortschritte machte. Nach drey Jahren starb mein Vater; hitzige Getränke, die er nur allzusehr liebte, untergruben den letzten Rest seiner früh durch ein wildes Leben geschwächten Körperkraft. Seine Mitbürger hatten, seiner Fehler ungeachtet, Wohlwollen für ihn; er galt für einen schlauen, verschlagenen Kopf, und sein Tod ward bedauert. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich ihn nie sehr geliebt hatte; ich war nicht in seiner Nähe aufgewachsen, und er stieß zu oft meine kleinen Annäherungen mit Kälte oder Unwillen zurück. Wahr ist's indessen, daß er auch häufig genug Ursache fand, mit mir unzufrieden zu seyn; denn ich lernte in der Schule sehr

wenig, und zu Hause gar nichts, obgleich er zuweilen versuchte, mir einige Anleitung zu seinem Geschäft zu geben. — Da im eilften oder zwölften Jahre jeder Eindruck sich noch schnell verwischt, empfand ich seinen Verlust nicht lange: auch bekümmerte es mich wenig, daß meine Mutter fürchtete, mich nicht mehr in die Schule schicken zu können. Nur eines war, wozu um diese Zeit Neigung bey mir erwachte: nämlich zum Lesen.

Ich habe nie erfahren können, in welcher Lage meine Mutter zurückblieb; doch mußte diese sehr beschränkt seyn, um so mehr, da sie jetzt noch für ein zweytes, kaum sechs Monat altes Kind zu sorgen hatte. Unglücklicherweise entschloß sie sich, meines Vaters Handwerk fortzusetzen, und nahm zu diesem Zweck zwey Gehülfen an, welche sie bey ihrer völligen Unkenntniß des Geschäfts ganz ungehindert betrogen, so daß völliges Verarmen die Folge davon gewesen seyn würde, wenn nicht nach weniger als einem Jahre auch sie von der Erde abgerufen worden wäre. — Sie war eine sehr brave Frau, die meines Vaters Schwäche mit Geduld, ja lange sogar mit Heiterkeit trug, ihre Kinder innig liebte, und endlich mehr um dieser Kinder, als um ihres eignen Schicksals willen, von Gram und Sorge niedergebeugt starb.

Ich zählte damals noch nicht völlig dreyzehn Jahre, und mein kleiner Bruder kaum zwey. Wir hatten keinen Freund noch Verwandten auf der weiten Welt. Der ganze kleine Nachlaß meiner Mutter ward von einem Manne, Nameus C., für Vorschüsse in Beschlag genommen. Begreiflicherweise konnte ich seine Ansprüche nicht bestreiten; und da kein Anderer sich in die Sache mischte, verfuhr er

völlig nach eigener Willkühr. Mein kleiner Bruder ward in's Armenhaus geschickt, wohin ihm seine Wärterin aus reiner Treue folgte; und mich nahm der ebengenannte Herr C., der mein Pathe war, zu sich in's Haus. Scheue vor dem Gerede der Stadt (welches ohnehin behauptete, er sey durch den Verkauf unsrer kleinen Habe mehr als entschädigt), bewog ihn, mich wieder in die Schule zu schicken. Im erwachenden Gefühl für alles Bedenkliche meiner Lage ward ich jetzt fleißiger, und so wurden auch meine Fortschritte besser. Besonders zog mich der arithmetische Unterricht an, und meine Lehrer begannen mich auszuzeichnen. Aber ach! diese goldnen Tage waren in weniger als drey Monden dahin. C. trug die Kosten meiner Lehrstunden ungern, und da allmählig der Antheil unserer Mitbürger an meinem Schicksal aufhörte, blickte er nach einer Gelegenheit aus, sich von der unnützen Last zu befreyen. Anfangs wollte er mich für den Bauerstand bestimmen. Ich führte aus Nachgiebigkeit gegen sein Verlangen den Pflug einen Tag, verließ ihn aber dann mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu thun: und bey diesem Vorsatz beharrte ich, allen Drohungen und Versprechungen zum Trotz. Doch ward ich in diesem Fall wenigstens eben so sehr durch Nothwendigkeit als durch festen Willen aufrecht erhalten; denn noch während mein Vater lebte, war ich bey dem Versuch, auf einen Tisch zu klettern, rücklings über gefallen, und die Ecke des nachstürzenden Tisches verletzte mir die Brust. Die Folgen dieses Unfalls überwand ich nie ganz, und litt besonders bey jeder ungewöhnlichen Anstrengung. Der Pflug war also kein Ausweg für mich, und, wie gesagt, ich weigerte mich hartnäckig, ihm zu folgen.

Da ich jetzt schreiben und rechnen konnte, dachte E. zunächst daran, mich als Gehülfen in einer Factorey nach Neufundland zu senden, und sprach deshalb mit einem Herrn Holdesworth in Darmouth, der sich endlich entschloß, mich auszurüsten. Ich verließ Ashburton ohne große Betrübniß, in der Erwartung, es nie wieder zu sehen, und ritt mit meinem Pathen nach Darmouth, wo ich dann Herrn Holdesworth allein aufsuchen mußte. Doch dieser, ein sehr großer und starker Mann, warf, sobald ich erschien, einen verächtlich mitleidigen Blick auf mich, und schickte mich mit der Erklärung, daß ich zu klein sey, niedergeschlagen genug nach Hause. Ich erwartete einen sehr schlimmen Empfang von meinem Pathen, allein er sagte kein Wort. Indessen fand er nicht für gut, mich selbst mit zurückzunehmen, sondern sandte mich mit einem Boot voraus, welches des Weges fuhr. Dies Boot ward durch einen Mitternachtssturm gegen die Felsen geschleudert, und ich rettete fast nur durch ein Wunder mein Leben.

Jetzt hatte mein Pathe demüthigere Absichten mit mir, und mein Muth zum Widerstande war beynahe gebrochen. Gegen seinen Vorschlag, auf einem der Fischerböte von Torbey zu dienen, wagte ich indeß noch eine Vorstellung, und die Sache ward dadurch beygelegt, daß ich mich entschloß, an Bord eines Küstenfahrers zu gehen. Dieser ward schnell in Brixham für mich aufgefunden, und auf ihn ward ich nun in meinem kaum begonnenen vierzehnten Jahre verwiesen.

Mein jetziger Gebieter hieß Full, und war zwar roh und völlig unwissend, doch behandelte er mich ohne Härte;

und seine Gattin, die vielleicht durch meine Schwäche und mein zartes Alter zur Theilnahme für mich angereizt ward, bewies sich unwandelbar sanft und gütig gegen mich. Ich that dafür auch was ich konnte, ihr gefällig zu seyn, und mein guter Wille ward nie übersehen.

Unser Schiff war weder groß, noch das Schiffsvolk zahlreich. Dies letzte bestand bey den gewöhnlichen Fahrten nach Plymouth, Dortmouth u. s. w. nur aus meinem Herrn, einem erwachsenen Gehülfen und mir. Ging die Reise weiter, etwa nach Portsmouth, so ward noch ein zweyter Gehülfe auf kurze Zeit gemiethet.

Auf diesem Schiffe (die zwey Brüder) verlebte ich beynahe ein Jahr, und faßte hier ein Interesse für das Seeleben, welches durch einen Zeitraum von dreyßig Jahren nur um Weniges vermindert worden ist.

Man begreift leicht, daß mein Leben hart und mühselig seyn mußte. Ich war nicht nur Schiffsjunge auf dem Maßbaum und am Ruder, sondern auch in der Cajüte, wo jeder Dienst, selbst der niedrigste, mir zum Antheil ward: doch kann ich mit Wahrheit sagen, daß, wenn hie und da Mißmuth und Unzufriedenheit sich in mir regte, der Grund weniger in diesen Anstrengungen lag, als in der Unmöglichkeit, auf irgend eine Weise zum Lesen zu gelangen. Wie man leicht glauben wird, besaß mein Schiffsherr keine Bücher: auch erinnere ich mich überhaupt nicht, während der ganzen Zeit meines Aufenthalts bey ihm irgend ein anderes Buch, als den „hülfreichen Küstenfahrer", gesehen zu haben.

Da indessen mein Loos geworfen schien, war ich jetzt um jede Erweiterung meiner Kenntnisse bemüht, von wel-

chen ich mir Nutzen versprechen konnte: so besuchte ich denn auch in freyen Stunden häufig andre Schiffe, welche in die Bucht einliefen. Einst war ich noch um Mitternacht bey hellem Mondlicht auf den Einfall gekommen, eines von diesen zu erklettern, glitt aber zum Unglück aus, und stürzte in's Meer. Das Geräusch des Sturzes machte den wachthabenden Matrosen aufmerksam, und er kam gerade noch früh genug herbey, um mich untersinken zu sehen. Sogleich warf er mehrere Stricke aus; eins davon schlang sich wahrscheinlich um mich (denn ich fühlte nichts davon), und so ward ich auf der Oberfläche des Wassers erhalten. Man wandte zu meiner Wiederbelebung die gewöhnlichen Mittel an, und beym Erwachen am folgenden Morgen hatte ich von allem Vorgefallenen keine weitere Erinnerung, als die des Grausens, welches mich in dem Augenblick befiel, da ich mich unfähig fühlte, um Hülfe zu rufen.

So war ich nun schon zweymal aus augenscheinlicher Lebensgefahr errettet, und noch manche Fälle ähnlicher Art kamen hinzu; doch schweige ich von diesen, denn es ereignete sich jetzt ein Umstand, der um vieles merkwürdiger ist, als jene Lebenserhaltungen, da er für mein ganzes künftiges Schicksal entscheidend ward.

Am ersten Weihnachtstag ward ich durch einen Brief meines Pathen mit der Nachricht überrascht, daß ich sogleich nach Ashburton kommen möge. Ein Reiter, der mich mitnehmen sollte, überbrachte diese Kunde. Mein Schiffsherr glaubte, wie ich selbst, ich solle nur die Festtage dort zubringen, und ließ mich ohne Widerrede abreisen; allein wir hatten uns Beyde geirrt.

Seit meinem Aufenthalt in Brixham stand ich in gar

keiner Verbindung mit meinem Geburtsort Ashburton. Ich hatte keinen einzigen Verwandten mehr dort, als meinen armen kleinen Bruder, der noch zu jung war, als daß ich in irgend einem Verkehr mit ihm hätte bleiben können; und das Verfahren meines Pathen gegen mich gab ihm kein Recht auf Dankbarkeit oder ein liebevolles Andenken. Ich lebte also in düstrer Entfernung von Allen, die ich in früherer Zeit gekannt hatte, und dachte mit Kälte daran, daß ich von Jedermann meinem Schicksal überlassen sey. Allein so verlassen ich schien, blieb ich dennoch nicht ganz unbemerkt. Die Fischweiber von Brigham, die wöchentlich zweymal mit ihrer Waare nach Ashburton fuhren, und mich vormals dort gekannt hatten, sahen mich nicht ohne Theilnahme in einem zerrissenen Jäckchen am Strande umherlaufen. Sie sprachen häufig mit den Einwohnern von Ashburton über mich, und bedauerten gutherzig den harten Wechsel meiner Lage. Diese wiederholten Aeußerungen regten endlich auch das Mitleid ihrer Zuhörer an; und immer steigender Unwille über den, der mich in einen so elenden Zustand hatte gerathen lassen, war die Folge davon. In einer größeren Stadt würde dies ohne weiteren Einfluß geblieben seyn; doch an einem Orte, wie Ashburton, wo jedes Gerede schnell aller Einwohner Gemeingut wird, entstand ein allgemeines Murren, welches mein Pathe entweder nicht ertragen wollte, oder konnte. Er forderte mich also zurück (was sich ohne Schwierigkeit thun ließ, da ich noch nicht contractmäßig gebunden war). — Dieß alles erfuhr ich bey meiner Ankunft zu Ashburton; und mein während der letzten Zeit unbeschreiblich gepreßtes Herz öffnete sich nun wieder heiteren Erwartungen und milderen Gefühlen.

Nach den Festtagen kehrte ich zu meinem Lieblingsstudium, der höheren Rechenkunst, zurück, und machte jetzt so schnelle Fortschritte, daß ich nach einem Vierteljahre in diesem Fach der Erste in der Schule war, und in jedem besondern Fall den Lehrer unterstützen konnte. Er pflegte mir dann eine Kleinigkeit zur Belohnung zu geben; darüber kam ich auf den Gedanken, daß ich mich fast ganz ohne fremde Beyhülfe würde erhalten können, wenn er mich zum Gehülfen annähme, und ich nebenher Abends einige Privatstunden bekäme. Der Himmel weiß, meine Forderungen im Punkt des Nöthigen zum Lebensunterhalt waren damals sehr mäßig! — Bey diesen Planen hatte ich überdies noch etwas Entfernteres im Sinn. Ein andrer Schullehrer des Orts, dessen früheren Unterricht ich genossen hatte, ward schwach und kränklich, so daß man seinen Tod in wenigen Jahren erwarten mußte. Nun schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, ich könne, trotz meiner Jugend, vielleicht sein Nachfolger werden. — Noch war ich nicht fünfzehn Jahre alt, als ich diese Luftschlösser bauete; vermuthlich deshalb wurden sie doppelt unhaltbar, und gar bald zog sich ein Sturm zusammen, der alle meine schönen Gebäude zerstörte.

Ich erwähnte meiner jugendlichen Entwürfe gegen meinen Pathen; allein er hörte mich mit augenscheinlicher Verachtung an, und gab mir die tröstliche Antwort, ich habe jetzt genug, ja, mehr als genug, in der Schule gelernt; es sey also in diesem Punkt alles geschehen, was man pflichtmäßig von ihm fordern könne (wie sich auch nicht läugnen ließ). Deshalb habe er nun auch mit einem seiner Verwandten, einem Schuster, der in ziemlichem

Ansehn stand, meinetwegen gesprochen, und dieser sey bereit, mich, wiewohl ohne Lohn, in die Lehre zu nehmen. Diese Nachricht erschütterte mich so sehr, daß ich durchaus keine Einwendung hervorbringen konnte, sondern mich in dumpfem Schweigen zu meinem neuen Herrn führen ließ, bey dem ich bald nachher bis zu meinem zwey und zwanzigsten Jahre als Lehrling verdungen ward.

Die Hausgenossenschaft bestand aus vier Gesellen, zwey Söhnen meines Herrn, die etwa von meinem Alter waren, und einem etwas älteren Lehrling. Diese hatten nichts Merkwürdiges; aber in meinem Lehrherrn selbst fand ich den wunderlichsten Kauz, den es geben konnte. Er war ein Presbyterianer, und las nichts, als einige kleine Abhandlungen über theologische Streitigkeiten. Zufällig fochten die, welche ihm in die Hände fielen, alle für eine Parthey; er zweifelte keinen Augenblick an ihrer Unfehlbarkeit, und da er lärmend und streitsüchtig war, brachte er bald alle seine Gegner zum Schweigen, wodurch er unerträglich anmaßend und hochmüthig ward. Außer seiner halben Kenntniß der Sache kam ihm indessen noch ein andrer Umstand zu Hülfe. Er besaß nämlich ein Wörterbuch, welches die Erklärung vieler fremden, im gewöhnlichen Leben selten vorkommenden Ausdrücke enthält. Was er aus diesem Buche erfuhr, wandte er auf höchst seltsame Weise an. Er lernte nämlich die fremden und schweren Wörter auswendig, und brauchte sie in seinen Streitigkeiten unaufhörlich statt der bekannten, so daß ihn seine Gegner faß nie verstanden, und er, durch diese scheinbare Gelehrsamkeit unterstützt, wenig oder gar keine Einwendungen mehr zu fürchten hatte.

Bey dieſem Manne konnte ich nicht hoffen, den Umfang meiner Kenntniſſe zu erweitern, ſo unbedeutend dieſer auch war. Die Bibel war das einzige werthvolle Buch, welches ich kannte. Sie zu leſen, war ehedem der einzige Troſt meiner armen Mutter; auch ich mußte ihr oft daraus vorleſen; und die Eindrücke, welche ich auf dieſe Weiſe empfing, waren tief und bleibend. Außerdem kannte ich noch eine Nachahmung des Thomas a Kempis, einige Flugblätter, die der Zufall in die Hände meiner Mutter geführt hatte, und eine Art Schäfergedicht, Namens Pariscus und Parismenes. Damit war aber auch der ganze Kreis meiner geiſtigen Bildung geſchloſſen.

Da mir mein Handwerk von ganzem Herzen verhaßt war, machte ich höchſt elende Fortſchritte; ſo daß ich bey meinen Hausgenoſſen in ſehr geringem Anſehn ſtand, und allmählig immer tiefer in ihrer Meinung herabſank. Dies bekümmerte mich indeſſen wenig; mein Stolz war gebrochen. Doch gab ich noch nicht ganz die Hoffnung auf, der Nachfolger des erwähnten Schullehrers zu werden, und ſetzte deshalb mein Lieblingsſtudium heimlich in jedem freyen Augenblick fort.

Dergleichen Augenblicke waren indeß für mich ſelten; und als bemerkt ward, wie ich ſie anwandte, wurden ſie noch ſeltner. Ich konnte Anfangs die Urſache nicht errathen; endlich aber entdeckte ich, daß mein Lehrherr ſeinen jüngſten Sohn für eben die Stelle beſtimmte, auf welche mein ſehnſuchtsvoller Blick gerichtet war.

Ich beſaß damals nur ein einziges Buch, nämlich eine Abhandlung über die Algebra, welche die Tochter eines Gaſtwirths im Zimmer abgereiſ'ter Fremden gefunden,

und mir geschenkt hatte. Dies Buch wäre für mich ein reicher Schatz gewesen; aber ach! ich vermochte nicht, ihn zu heben: denn es setzte einige Vorkenntnisse voraus, die mir völlig fremd waren. Der Sohn meines Lehrherrn hatte ein leichteres Werk für Anfänger gekauft; dies war gerade was ich brauchte, allein er verbarg es sorgfältig vor mir; und es war nur eine Gunst des Zufalls, daß ich es entdeckte. Jetzt durchwachte ich mehrere Nächte; und noch ehe mein Nebenbuhler auch nur eine Ahnung davon hatte, daß sein Kleinod aufgefunden sey, hatte ich es vollkommen inne. Nun konnte ich mein eigenes Buch benutzen, und dies führte mich ziemlich weit. Indeß fanden sich auch hier Schwierigkeiten. Ich hatte auf der weiten Welt keinen Heller, und auch keinen Freund, einen zu borgen: Feder, Dinte und Papier waren also in der Regel für mich so unerreichbar, als es Krone und Scepter gewesen seyn würden. Ein Hülfsmittel entdeckte ich zwar; allein die größte Vorsicht und Heimlichkeit war bey dessen Anwendung nöthig. Ich schlug nämlich kleine Lederstücke so dünn, als möglich, auseinander, und grub auf diese meine schwereren Aufgaben mit einem Pfriemen ein. Für leichtere war mein Gedächtniß treu genug; und sehr große Rechenexempel habe ich oft, ohne alle Beyhülfe geschriebener Zahlen, gelöst.

Bisher hatte ich noch nicht im Traum an Poesie gedacht; ich kannte sie kaum dem Namen nach, und es war mir nie eingefallen, nach Reim und Sylbenmaßen, viel weniger nach Versen ächter Art zu fragen. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Anlasses zu meinem ersten Versuch; doch ist er so geringfügig, daß ich fast Bedenken

tragen könnte, ihn meinen Lesern mitzutheilen. Es sollte nämlich über der Thür eines Wirthshauses ein neues Schild angebracht werden, und es fand sich auch ein bereitwilliger Maler, das verlangte Werk zu liefern. Ein Löwe ward bestellt; aber ach! der unglückliche Künstler schuf statt seiner einen Hund. Ueber diese Ungeschicklichkeit kam eine spottende Reimerey in Umlauf, die wir Verse nannten. Einer meiner Bekannten hatte sie abgeschrieben, und mir mitgetheilt. Sie gefiel mir; doch bildete ich mir ein, etwas Witzigeres liefern zu können. Der Versuch war bald gemacht, und meiner Mitgesellen einstimmiger Beyfall gestand mir den Sieg zu. Dieser Aufmunterung ungeachtet dachte ich nicht weiter an Verse, bis ein zweyter eben so unbedeutender Anlaß mir einen neuen Gegenstand lieferte. So fuhr ich bey jeder Gelegenheit fort, bis etwa zwölf solcher Werke beysammen waren. Es konnte wohl kaum etwas Elenderes geben; indessen, so wie sie nun einmal waren, gefielen sie in meinem Kreise, und ich mußte sie zuweilen sogar außer demselben wiederholen. Zu Papier brachte ich niemals eine Zeile; erstlich, weil ich kein Papier hatte; und dann auch, weil ich fürchtete, mir möge das nebenher ergriffene poetische Handwerk gelegt werden. Denn schon einmal war ich von meinem Lehrherrn hart mitgenommen und bedroht worden, weil ich unvorsichtiger Weise den Namen eines seiner Kunden mit in meine Reime gebracht hatte.

Vielleicht kam es meinen sogenannten Gedichten sehr zu statten, daß sie nie gelesen, nur gehört wurden; doch hatte ich freylich überhaupt in meinen Umgebungen kein strenges Urtheil zu fürchten: im Gegentheil, mich erfreute

allgemeines Lob, und zuweilen sogar ein gediegnerer Gewinn. Es ward einigemal in der Wirthsstube, wohin die Handwerksgesellen zu kommen pflegten, für mich gesammelt; und an einem besonders glücklichen Abend erntete ich nicht weniger als sechs Pence. Das waren reiche Schätze für mich, denn noch nie hatte ich einen Heller in Vermögen gehabt. Allmählig verschaffte ich mir Papier, und, was noch wichtiger war, sogar ein Paar kleine Werke über Geometrie und Algebra, die ich sorgfältig versteckt hielt. Auch damals noch war es mir nicht sehr anziehend zu reimen; meine Poesie war Dienerin andrer Zwecke für mich: ich nahm meine Zuflucht zu ihr, wenn ich Geld zum Weiterkommen in meinen mathematischen Uebungen brauchte. Mit aller Dankbarkeit, die lange Entbehrung gibt, erkannte ich indessen mein Glück, bey ihr die Unterstützung suchen zu können, die ich sonst nirgends zu finden gewußt hätte.

Aber ach! bald zogen sich neue Wolken über meinem Haupte zusammen. Der Unwille, ja die Erbitterung meines Lehrherrn gegen mich stieg bis zu einer furchtbaren Höhe, sowohl wegen meiner Nachlässigkeit in seinen Geschäften, als auch durch die neue Kunde, welche ihm von meinen hochmüthigen Versuchen, Verse zu machen, mitgetheilt worden war. Meine Papiere wurden mir abgefordert; und als ich mich weigerte sie auszuliefern, ward meine ganze Habe durchsucht. Man fand meine so mühsam erlangten Bücher, und nahm sie mit fort, während mir mit strenger Drohung untersagt ward, ferner Gedichte zu machen, und wie bisher, im Kreise meiner Bekannten zu wiederholen.

Das war ein harter Schlag, und ich fühlte ihn sehr schmerzlich; aber ein noch härterer folgte, der alle meine langgenährten Hoffnungen vernichtete, und mich einer dumpfen Trostlosigkeit preisgab. Der alte Schullehrer starb, dessen Nachfolger ich zu werden gehofft hatte, und ein junger Mensch von meinem Alter, und wahrlich von noch dürftigern Kenntnissen, als ich, trat an seine Stelle.

Auf den jetzt folgenden Theil meines Lebens kann ich nur mit Unzufriedenheit zurückblicken; es war eine Zeit des düstern Mißmuths, der bittern Verschlossenheit und muthlosen Erschlaffung. Allmählig versank ich in eine Art körperlicher Dumpfheit; und wenn der Geist der Jugend mich wieder zu regerem Leben trieb, so äußerte sich dies in wilder Ausgelassenheit oder unartigen Neckereyen, welche die wenigen Bekannten von mir entfernten, deren Mitleid mich bisher noch nicht verlassen hatte. Jetzt schlich ich in stummem Trübsinn umher; von Niemanden beklagt, von keinem Freunde getröstet; erbittert über die Gegenwart, gleichgültig gegen die Zukunft; von denen, die mich umgaben, gefürchtet und verachtet zugleich.

Aus diesem Zustande der Erniedrigung ward ich durch eine junge Frau, eben des Standes, in welchem ich damals lebte, errettet. Sie war meine Nachbarin; und wenn ich an manchen vom täglichen Joche freyeren Tagen, mit dem einzigen mir noch übrigen Buch in der Tasche, zum Hause hinaus eilte, traf ich sie häufig an der Thür ihrer Wohnung, wo sie mir dann durch ein Lächeln, oder durch ein freundlich fragendes Wort, ihre Theilnahme zu beweisen suchte. Mein Herz war lange milden Gefühlen verschlossen gewesen, aber sie waren nicht

in ihm erstorben. Die erste Aeußerung des Wohlwollens erweckte sie wieder; und meine Dankbarkeit für diese war die einzige wohlthuende Empfindung, die ich seit vielen trüben Monden gekannt hatte.

Zugleich mit der Dankbarkeit trat Hoffnung, und manches andere belebende Gefühl, an die Stelle jenes dumpfen Trübsinns, der mich so ausschließend beherrscht hatte. Ich wandte mich zu meinen ehemaligen Gefährten zurück, und suchte durch alles Gewinnende, das mir nur zu Gebot stand, mein früheres, zurückstoßendes Wesen aus ihrem Gedächtniß zu verlöschen. Dies gelang mir, und sie faßten sogar allmählig mehr Wohlwollen für mich, als je vorher.

Nur mein Lehrherr murrte noch immer: denn mit der Arbeit in der Werkstatt ging es um nichts besser, als sonst. Doch tröstete ich mich mit dem Gedanken, das Ende meiner Lehrzeit sey nahe. Dann wollte ich mit frohem Herzen auf immer dem Handwerk entsagen, eine kleine Schulanstalt errichten, und durch diese meinen Unterhalt zu erwerben suchen.

So erreichte ich, im demüthigsten Zustande tiefer, ja ungewöhnlicher Armuth, und dennoch lebhaft beschäftigt mit Träumen des Weiterstrebens, die vielleicht nie zur Wirklichkeit geworden wären, mein zwanzigstes Jahr. Um diese Zeit lernte ich Herrn William Cookesley kennen, einen Mann, dessen Namen ich nie ohne die tiefste Ehrfurcht nennen werde. Jenes erste, unbedeutende Gedicht, dessen ich früher erwähnte, war, wie ich glaube, durch den guten Willen eines meiner Bekannten, bis zu ihm gelangt, und bewog ihn, mit einiger Neugier nach dem Verfasser zu forschen. Es ward mir eine Veranlassung ge-

geben, vor ihm zu erscheinen, und ich war so glücklich, seine Theilnahme anzuregen. Mancher schwermüthige Zug trat in meiner kleinen Lebensgeschichte hervor, die ich ihm offen darlegte. Sein erstes Geschäft war, mich zu trösten; das zweyte — und dies verlor er bis zum letzten Athemzuge nie aus den Augen — mir Erleichterung und Unterstützung zu verschaffen.

Er war Wundarzt; und bey ausgezeichnetem Ruf und seltner Geschicklichkeit in seinem Fach, dennoch nicht reich. Eine zahlreiche Familie, und der karge Lohn, den er in einer kleinen Landstadt für seine Bemühungen erntete, ließ ihm nur geringe Mittel zu allgemeiner Wohlthätigkeit übrig. Dies Wenige aber ward mit dem heitersten Wohlwollen gegeben; auch war er immer bereit, durch Eifer und Thätigkeit den Mangel an größern Glücksgütern zu ersetzen.

Bey näherem Forschen nach dem Grade meiner literarischen Ausbildung fand sich's, daß diese für gar keine zu rechnen sey. Doch ward mein Beschützer mit eben so vieler Verwunderung als Freude gewahr, daß ich, bey der gröbsten Unwissenheit in andern Fächern, doch in der Mathematik bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Ich mußte ihm die näheren Umstände darüber mittheilen; und als er hörte, mit welchen Hemmungen und Schwierigkeiten ich zu kämpfen gehabt hatte, nahm er noch lebhaftern Antheil an mir; denn jetzt sah er eine Möglichkeit, mir zu helfen.

Seine ersten Plane für mich waren den von mir selbst entworfenen ziemlich ähnlich. Manche Hindernisse standen indessen seinem guten Willen noch im Wege: ich hatte noch achtzehn Monate als Lehrling zu dienen, meine Hand-

schrift war schlecht, und mein Styl höchst fehlerhaft; allein nichts konnte den Eifer des trefflichen Mannes dämpfen. Er sammelte einige meiner Reimereyen, verbreitete sie unter seinen Bekannten, und als unter diesen auf solche Weise einige Theilnahme für mich angeregt worden war, brachte er eine Subscription zu meiner Unterstützung in Umlauf. Ich bewahre noch immer das Original der Liste. Die Ueberschrift lautete höchst bescheiden: „Subscription, um William Gifford's Lehrjahre abzukürzen, und ihm einigen Unterricht im Schreiben und in der Grammatik geben zu lassen;“ und doch sprach sie damals meine kühnsten Hoffnungen aus. — Wenige der Unterzeichnenden gaben über fünf Schillinge, Keiner mehr als zehn; doch war der Ertrag des Ganzen hinreichend, mich aus meiner Sclaverey zu erlösen, und einige Monate hindurch den nöthigsten Unterricht für mich zu bezahlen. Wie angelegentlich ich diese Zeit benutzte, denkt man sich leicht.

Nachdem sie verflossen war, fanden meine Gönner durch meine Fortschritte ihre Erwartungen übertroffen. Zudem äußerten sich meine Lehrer sehr günstig über mich; und meine neuesten poetischen Versuche waren vielleicht etwas weniger roh, und gewiß freyer von Sprachfehlern, als die älteren. So hatte denn mein Wohlthäter, der mir der väterlichste Freund geworden war, wenig Mühe, die früheren Subscribenten zu einer Erneuerung ihrer Gaben zu bewegen, durch welche noch auf ein Jahr das Schulgeld für mich zusammengebracht ward. Diese Freygebigkeit war an mir nicht verloren; es lag mir redlich am Herzen, sie nach aller Kraft zu verdienen; und ich verdoppelte meinen Fleiß bis zu einem Grade, auf den ich, in

meinem jetzt vergleichungsweise müssigen Leben, fast beschämt zurückblicke. Zwey Jahre und drey Wochen nach dem Tage meiner Befreyung erklärten mich meine Lehrer reif für die Universität. Der Plan, eine Schreibschule anzulegen, war längst aufgegeben; und mein unermüdeter Freund blickte jetzt nach einem Manne umher, durch dessen Einfluß ich eine kleine Bedienung in Oxford erhalten könnte, die mir zu den nöthigen Studien noch Zeit übrig ließe. Das Glück war seinen Bemühungen günstig; ich erhielt eine Unterbibliothekarstelle, die, verbunden mit einiger Unterstützung, die mein Freund noch für mich zusammenzubringen versprach, mir wenigstens auf eine Zeitlang den nöthigen Unterhalt sicherte. So nahm ich denn von meinen Freunden, und mit einer Wehmuth, die man Vorgefühl hätte nennen können, auch von meinem Wohlthäter Abschied, um ohne Zögern meinen neuen Beruf anzutreten. Kurz vor meiner Abreise war es mir noch gelungen, meinen Bruder, den ich beredet hatte zur See zu gehen, an Bord des Egmont, wiewohl ohne Sohn, unterzubringen *).

*) Da ich hier dieses Bruders zum Letztenmale gedenke, kann ich nicht umhin, noch einige Worte über ihn zu sagen. Er war buchstäblich ein in Thränen getauftes Kind des Elends, und sein kurzes Leben strafte die trüben Vorbedeutungen seiner Geburt nicht mit Lügen. In seinem siebenten Jahre ward er bey einem Bauern in Dienst gegeben, der ihn mit unglaublicher Härte behandelte; und leider! stand es nicht in meiner Macht, sein Schicksal zu lindern. In seinem neunten Jahre brach er das Bein, und ich nahm diesen Anlaß, ihn Lesen und Schreiben zu lehren. — Jetzt, da meine Lage verbessert ward, nahte die Zeit heran, wo ich ihm hätte nützlich seyn können; allein er schien bestimmt, kein besseres Loos zu kennen; denn ward krank, und starb zu Cork.

Unter den poetischen Versuchen, die ich während der letzten Jahre gemacht hatte, waren viele unwillkührlich entstanden (denn jetzt ward es meine größte Freude zu dichten); andre aber auch als Uebung. Sobald mir nämlich einige Fertigkeit im Lateinischen und Griechischen eigen geworden war, ließen meine Lehrer mich in allen freyen Stunden aus den Classikern übersetzen; und wirklich weiß ich keinen einzigen bey'm Schulunterricht vorkommenden Dichter, aus dem ich nicht irgend einen Theil in Englische Verse übertragen hätte. Besonders zog Juvenal meine, oder vielmehr meiner Lehrer, Aufmerksamkeit auf sich; und während einiger Festtage übersetzte ich die ganze zehnte Satyre. Meine Lehrer waren mit dieser Arbeit zufrieden; ich selbst war es auch, wie ich nicht läugnen will; und da mir einmal mein Autor lieb geworden war, ließ ich mich leicht bereden, fortzufahren. So übersetzte ich nach einander die dritte, vierte und zwölfte, ja endlich auch noch die achte Satyre. Mein einziger Zweck dabey war ein augenblicklicher Beyfall meiner Beschützer; und da ich keine Abschrift zurückbehielt, ließ meine rastlose Thätigkeit mich diese Versuche fast so wie sie zu Stande gebracht waren, vergessen. Jetzt, bey meiner Abreise nach Oxford, rieth mir jedoch mein Freund, der meinen Vortheil nie aus den Augen verlor, eine Abschrift der zehnten Satyre zu nehmen, und diese dem Rector der Universität zu überreichen, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte. Auch hier ward meine Arbeit gut aufgenommen. So aufgemuntert, begann ich die erste und zweyte Satyre (ich nenne sie in der Ordnung, wie sie übersetzt wurden); als mein Freund, der auf meine Fortschritte sorgsam Acht ge-

habt hatte, zuerst den Gedanken äußerte, daß ich das Ganze ausarbeiten, es auf Subscription herausgeben, und so meine Hülfsquellen vermehren könne. Ich stimmte seinem Vorschlage freudig bey, und übersetzte noch die eilfte, dreyzehnte und fünfzehnte Satyre. Das Uebrige ist das Werk einer viel spätern Zeit.

Als ich bis dahin gekommen war, hielten wir es für passend, meine Absicht bekannt zu machen. Alle meine Freunde billigten sie; und sehr bald ward durch Herrn Cookesley in Ashburton, und durch mich selbst in Oxford, die Subscription eröffnet.

Ein so kühnes, so voreilig begonnenes Unternehmen hätte leicht jedem Unbefangenen eine größere Meinung von meinem Stolz, als meinen Fähigkeiten, geben können. Doch kann ich mit Wahrheit behaupten, daß weder Hochmuth noch übertriebenes Selbstvertrauen mich zu diesem Versuch reizten; er entstand einzig und allein aus Unwissenheit. Ich schrieb Englische Verse mit vieler Leichtigkeit, und glaubte in meiner Einfalt, damit sey alles Wesentliche zu einer Uebersetzung des Juvenal mir gegeben. Doch war ich zahlreicher Nachlässigkeiten mir wohl bewußt, und fühlte, es bedürfe eines Freundes, der sie aufsuche, und einer geübtern Feder, die sie verbessere. Dazu, wie zu jedem andern Beystand, richtete sich mein Blick auf Herrn Cookesley; und mit allem Eifer und aller Güte, die ihm eigen war, übernahm der brave Mann die mühsame Arbeit, die ganze Uebersetzung durchzusehen. Er war kein großer Lateiner; vielleicht war ich ein etwas besserer; allein er hatte Geschmack und Urtheil, und Beydes fehlte mir. Von wie großem Nutzen indeß sein wohlwollendes

Unternehmen für mich hätte seyn können, ward ich leider gehindert zu erfahren; denn es gefiel dem Allmächtigen, ihn durch einen plötzlichen Tod abzurufen, ehe er noch die erste Satyre beendigt hatte. Er starb mit einem noch ungeöffneten Briefe von mir in der Hand.

Noch jetzt, nach beynahe zwanzig verflossenen Jahren, denke ich mit tiefer Wehmuth an diesen Verlust zurück. Damals beugte und erschütterte er mich über alle Beschreibung; und als sich, nach dem ersten Sturm des Gefühls, mein Blick auch auf die Folgen wandte, die er für meine weitere Ausbildung haben mußte, fand ich nur Anlaß zu neuem Kummer. Nicht allein der treueste, väterlichste Freund war mir geraubt, sondern zugleich ein eifriger, rastlos thätiger Beschützer, auf dessen Beystand ich in jeder Stunde zählen konnte. Die Geldsummen, deren es noch für mich bedurfte, hatte er mit unermüdeter Beharrlichkeit gesammelt; und es war zu fürchten, daß die nicht mehr mit Wärme erbetene Unterstützung allmählig versiegen werde.

Bey Einigen war dies wirklich der Fall; doch wichen nicht Alle von mir, und durch die unerwartete Theilnahme eines Geistlichen, Namens Servington Savary, der, als ein zweyter Beschützer, mit Güte und Aufmerksamkeit für mein Interesse sorgte, wurde meine Hoffnung einigermaßen wieder belebt.

Nach einigen, schwermüthig hingebrachten Wochen, wollte ich in meiner Uebersetzung fortfahren, empfand aber bald die völlige Unmöglichkeit. Ich war so sehr daran gewöhnt gewesen, Herrn Cookesley's Namen mit jedem Theil dieser Arbeit zu verbinden, und setzte sie mit solchem

Eifer fort, in der Hoffnung ihm Freude zu machen, daß ich mir jetzt, da er mich mitten in meinem Streben verlassen hatte, ohne Zweck und ohne Ziel in hoffnungslosem Kampfe befangen schien; und sein Bild, das mir in jedem Augenblick erneuter Versuche mit doppelter Lebendigkeit vor die Seele trat, preßte mein Herz so tödtlich schmerzhaft zusammen, daß ich zuletzt, mit einem an Verzweiflung gränzenden Gefühl, die Arbeit in den tiefsten Winkel meines Schreibschranks verschloß.

Um mich zu zerstreuen, suchte ich andere Beschäftigungen auf. Ich war bemüht, mit den Classikern vertraut zu werden, und mir einige neuere Sprachen eigen zu machen, und nahm auch auf des Rectors Erlaubniß, oder vielmehr Empfehlung, einige Schüler an, wodurch meine Sorge für künftiges Auskommen sehr erleichtert ward. Es war eine Begünstigung, daß mir jene Unterweisungen gestattet wurden, und ich erkannte ihren Werth für mich mit dankbarem Herzen.

Viele Monden waren auf diese Weise vergangen, und die Zeit hatte allmählig mein Gefühl besänftigt; so kehrte ich denn noch einmal zu meiner Uebersetzung zurück, auf die, in der wohlwollenden Absicht, ein so vielfach gehemmtes und niedergedrücktes Streben zu unterstützen, viele der geachtetsten Männer meines Vaterlandes unterzeichnet hatten. Hier aber wartete meiner eine harte Demüthigung; jetzt zuerst erkannte ich meine eigne Unerfahrenheit, und der Rath meines mich allzugünstig beurtheilenden Freundes habe mich in ein Unternehmen verwickelt, dem meine literarische Ausbildung keineswegs gewachsen sey. Irrthümer und Mißdeutungen fanden sich auf jedem Blatte.

Etwas vom Geiſte Juvenal's hatte ich freylich gefaßt, aber ſein feinerer Sinn war mir häufig entgangen; und ich ſah die Nothwendigkeit eines langen und mühſamen Feilens ein, zu welchem die noch übrige Zeit bis zur Erſcheinung des Werks bey weitem zu kurz war. Dies beunruhigte mich ſehr; und ich beſchloß — wenigſtens durch Redlichkeit, wenn auch nicht durch Klugheit geleitet — der Bekanntmachung meiner Arbeit für jetzt völlig zu entſagen. So wandte ich mich denn an meinen Beſchützer, Herrn Servington Savary, mit der Bitte, die in ſeinen Händen befindlichen Subſcriptionsgelder wieder zurückzuzahlen. Er billigte mein Verlangen nicht, doch verſprach er, ihm nachzugeben, und meldete mir auch in einem ſpäteren Briefe, daß ſchon mit der Rückzahlung angefangen ſey. Auch ich ſelbſt zahlte manches zurück; doch blieben immer noch Einige übrig, deren Aufenthalt nicht zu erforſchen war, oder die anſtändigerweiſe nicht um die Zurücknahme von acht Schillingen erſucht werden konnten. Auch von dieſen hoffte ich Verzeihung, wenn ich ihnen in Zukunft das verbeſſerte und mit Noten bereicherte Werk darbieten würde. In der Muße eines ländlichen Aufenthalts glaubte ich in zwey Jahren die Arbeit vollenden zu können; doch blieb es unergründet, ob dieſe Zeit nicht zu kurz geweſen ſeyn würde: denn jetzt ereignete ſich ein Umſtand, der meinem ganzen Leben eine andre Richtung gab.

Ich war mit einem jungen Manne aus London bekannt geworden, der mir von ſehr achtbarer Hand empfohlen war. Da er Oxford früher, als ich, wieder verließ, blieb ich im Briefwechſel mit ihm. Auf ſein Verlangen wurden die Briefe unter Couvert an ſeinen Oheim, Lord Gros-

venor, eingesandt. Eines Tages vergaß ich, in einer Zerstreuung, die mir immer noch als ein Segen des Himmels erscheint, das untere Couvert, so daß der Lord den Brief an sich gerichtet glauben mußte, und also las. Es war Etwas in diesem Briefe, das ihm einiger Aufmerksamkeit werth schien; und als er ihn meinem Freunde zustellte, forschte er nicht ohne Neugier nach dessen Correspondenten in Oxford. Sehr gern ward ihm alle Auskunft gegeben, worauf er mit vieler Theilnahme den Wunsch äußerte, daß ich ihm möge vorgestellt werden, wenn ich die Hauptstadt besuche.

Ich kam nach London; und gleich bey'm ersten Besuch fragte er mich, welche für mich sorgende Freunde, und welche Aussichten für die Zukunft ich habe. Ich antwortete ihm, ich habe keine solche Freunde, und gar keine Aussichten irgend einer Art. Er fragte nicht weiter; allein bey meinem Abschiedsbesuch vor der Rückreise nach Oxford ward ich gewahr, daß diese einfache Darstellung meiner Lage tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte: denn er entließ mich mit dem überraschend gütigen Versprechen, daß er für meine gegenwärtigen Bedürfnisse, wie für mein künftiges Fortkommen, Sorge tragen werde. Zugleich forderte er mich auf, bey ihm zu wohnen, bis fernere Maßregeln für mich getroffen werden könnten. Dies waren keine leeren Worte, sie wurden in jeder Rücksicht zur That. Ich kam wirklich, in seinem Hause die angebotene Freystatt aufzusuchen, ward mit Wärme und Herzlichkeit empfangen, und mit einer zart wohlwollenden Achtung behandelt, welche in zwanzig Jahren, von der ersten Stunde an, bis zum gegenwärtigen Augenblick, nicht dem kleinsten Wechsel unterworfen gewesen ist.

In der Wohnung meines edeln Beschützers fuhr ich eine Zeitlang mit meiner Uebersetzung fort; und obgleich mein geschärfter Blick immer neue Mängel an dem schon Vorhandenen entdeckte, besiegte dies meine Ausdauer nicht. Nach einiger Zeit aber ward ich aufgefordert, den Sohn des Lords, einen der liebenswürdigsten jungen Edelleute unsrer Zeit, auf seinen Reisen in's Ausland zu begleiten. Diese Versuchung war zu groß: ich widerstand ihr nicht, und brachte während zweyen auf einander folgenden Reisen viele Jahre mit meinem jungen Freunde hin; Jahre, deren Erinnerung mir ewig theuer bleiben wird, die mich aber von meinen frühern Planen ablenkten. Auch Juvenal ward vergessen; und so liegt im tiefsten Leid und in der höchsten Freude meines Lebens die Ursache, weshalb eine Arbeit, die um so Vieles zu früh begonnen ward, jetzt um so Vieles zu spät erst erscheint. Auch wünschte ich zum Theil deshalb, die Umstände, durch welche jene Verzögerung entstand, noch einmal bestimmt und öffentlich anzugeben, weil in ihnen wenigstens einige Entschuldigung für mich liegt.

Seit dem Tage, wo ich mit Lord G. die Welt durchstreifte, würde der weitere Abriß meines Lebens fast die Skizze eines Reisejournals seyn. So sey denn hier, wo ohnehin die Jahre der Jugend allmählig dem Mannesalter weichen, dies kleine Gemälde geschlossen, in dem mancher mit einer schwierigen Lage kämpfende Jüngling Ermunterung, manches vom Sturm des Lebens gebeugte Gemüth Stärkung zu neuem Muth und neuem Selbstvertrauen wird finden können." — —

Hier endigt Herrn Gifford's anziehende Erzählung;

und nichts werde ihr hinzugefügt, als höchstens die Bemerkung, von wie wesentlichem Einfluß auf des Erzählers ganzes späteres Leben die mitleidige Theilnahme jenes gutmüthigen weiblichen Wesens war, dessen er vorübergehend, doch dankbar, gedenkt. Ohne die mildere Stimmung, welche sie, als segenreiches Werkzeug einer höheren Hand, in seine Brust zurückrief, würde er die Liebe seiner Bekannten schwerlich wieder gewonnen haben, und also Herrn Cookesley nicht durch sie empfohlen worden seyn. Er wäre ohne den einzigen Beschützer geblieben, der sich noch je seiner angenommen hatte; ohne den redlichen Freund, der jetzt, mit Vatertreue für ihn handelnd, alle seine Verhältnisse aufs Glücklichste änderte: und eben der Geist, der sich später im Kreise der Edelsten und Würdigsten seiner Zeit so schön erhob, wäre, verarmt an jedem Verhältniß der Liebe, Alle meidend und von Allen gemieden, zum tiefsten Staube, ja vielleicht zur bittersten Verzweiflung herabgesunken. — O wahrlich! eben so geringfügige Umstände können das innere Gleichgewicht der Seele wieder herstellen, als zerstören. Es sind leise, leise Abstufungen im Gemälde des Lebens, durch die dessen Licht- oder Schattenseite hervortritt; es sind zarte, tiefeingreifende Saiten, durch die ein Gemüth auf das andre zu wirken vermag: es sind dämmernde, leichthingehauchte Fäden, an die so manche Schicksalsentscheidung sich knüpft.

Kleine Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen.

Von

Friedrich Haug.

(Fortsetzung.)

Apolog.

Ein Körbchen mit Pastetchen trug
Vergebens lang genug
Auf seinem Kopf ein Knabe,
Und flog mit seiner Habe
Im Schlittschuhlauf
Den See hinab, den See hinauf.
Da krachts, da brichts auf kühner Reise.
Der arme Bäckerjung' ertrank;
Doch die Pastetchen glitten auf dem Eise;
Der Knabentroß nach Räuberweise,
Warf sich darauf, lacht' ob dem Schwank,
Und rühmte sehr die leckre Speise;
Doch des Entschwundenen im Kreise
Ward nie gedacht. — Gesteht nur frey:
Das ist des Lebens Konterfey.

Willies Frau.

(S. Minstrelsy of the Scottish border, V. II, p. 400.)

Wohl über das Meer flog Willies Glück.
Er freyt' und brachte ein Weibchen zurück.
Ihn bezaubert' ihr Haar, so gelb, wie Gold;
Doch nie war seine Mutter ihr hold.

Der armen Gattin erschwerte sie
Das leichte Gebären durch Magie;
Sie litt in der Kammer unendliche Pein,
Und Willies ging jammernd aus und ein.

Er sprach zur Mutter, die offenbar
Die Schlimmste des Hexentrosses war.
„Mein Treulieb einen Pokal besitzt,
So rings von Silber und Golde blitzt.
Dein sey der Becher von schwerer Wucht,
Kann sie genesen der Leibesfrucht.

„„Des Knäbleins darf sie genesen nicht,
Noch gewinnen ein rosiges Angesicht.
Nein, sie muß sterben und Moder seyn,
Doch Willies ein reicheres Mädchen frey'n!““ —

„Nein, Mutter, ich will und liebe nur sie,
Und frey' ein anders Mädchen nie.“
Doch ärgerlich rief die Hexe nur aus:
„O schlief ich schon lang im engsten Haus!“

Sag' Deiner Mutter, die wohl zur Frist
Die Schlimmste des Hexentrosses ist,
Daß Dein Treulieb ihr eine Stute beut,
Wie keine des Auslands weit und breit.

Vor ist das Rößlein mit Silber beschuht,
Der Hinterhuf ist von Golde gut;

Auch hängen goldener Glöcklein viel
An seiner Mähne zu freyem Spiel.
Ihr biete dies Wunderpferdlein an,
Wenn der Leibesfrucht ich genesen kann.

„„Des Knäbleins darf sie genesen nicht,
Noch gewinnen ein rosiges Angesicht.
Nein! sie muß sterben und Moder seyn,
Doch Willies ein reicheres Mädchen frey'n.

„Nein, Mutter, ich will und liebe nur sie,
Und frey' ein anderes Mädchen nie.“
Doch ärgerlich rief die Hexe nur aus:
„O, schlief' ich schon lang' im engsten Haus!“ —

Sag' Deiner Mutter, die wohl zur Frist
Die Schlimmste des Hexentrosses ist:
„Mein Treulieb einen Gürtel besitzt,
Der mitten von Edelsteinen blitzt.

„Und rings umher sind fünfzig und zehn
Hellklingende Silberglöcklein zu seh'n.
Dir beut sie den seltenen Gürtel an,
Wenn der Leibesfrucht sie genesen kann.“

„„Des Knäbleins darf sie genesen nicht,
Noch gewinnen ein rosiges Angesicht.
Nein, sie muß sterben und Moder seyn,
Doch Willies ein reicheres Mädchen frey'n.““

„Nein, Mutter, ich will und liebe nur sie,
Und frey' ein anderes Mädchen nie!“ —
Doch ärgerlich rief die Hexe nur aus:
„O, schlief ich schon lang im engsten Haus!“

Da lispelt sein guter Schutzgeist ihm zu:
„Dein Treulieb ächzet, wie säumest Du!
Auf! eile zum vollen Markte fort,
Und kaufe genug des Wachses dort.

D'raus knete Dir einen Knaben fein
Und ſetz' ihm zwey gläſerne Augen ein!

„Dann bitte die Mutter zu Tauf' und Schmaus,
Und ſpäh' ihr Schwatzen und Schaffen aus!“ —
Er thät, wie ſein Genius ihm befahl;
Er lud ſie zu Tauf' und Freudenmahl.

„„Wer hat aus der Wöchnerin Haargeflecht
Gelöſ't die neun Zauberknoten? Sprecht!
Wer aus ihren Locken, ſie zu befrey'n,
Herausgezogen den Kamm der Pein?

„„Wer hat entwendet den Geisblatt-Ring,
Der zwiſchen unſern Häuſern hing?
Und wer getödtet das Böcklein ſchlank,
Das unter der Lady Bette ſprang?
Und wer ihr den Linken Schuh gelöſ't,
Damit ſie des Knäbleins leichter geneſ't?“

„Ich, Willies, hab' aus dem Haargeflecht
Gelöſ't die neun Zauberknoten mit Recht;
Ich, ſie von Gebärerin-Weh'n zu befrey'n,
Herausgezogen den Kamm der Pein;
Ich muthig zerriſſen den Geisblatt-Ring,
Der zwiſchen unſern Häuſern hing;
Ich weiſe getödtet das Böcklein ſchlank,
Das unter der Leidenden Bette ſprang,
Und ich ihr den linken Schuh gelöſ't,
Damit ſie des Knäbleins baß geneſ't.“

Flugs drückt er ein ſchmuckes Knäblein an's Herz,
Und Wonne vergütet den Mutterſchmerz.

Velleda.

(Nach einer Romanze des Chevaliers de Fe.

In der Nächte Schooß, auf dürrer Haide,
Unter einsam düst'rer Eiche saß
Ihrer Flamme Raub, allein, Velleda,
Schön von Liebe, doch von Kummer blaß.
In erzürnter Wogen fernes Brausen,
In der Eule trauriges Geschrey
Mischte sich der Hochbetrübten Klage,
Ach, entlockt von Gram und Schwärmerey.
Schmucklos fielen ihrer blonden Haare
Lange Ringel auf des Busens Schnee;
Duldend, weinend unverdientes Schicksal,
Wiederholte sie gebeugt ihr Weh:
„Sterben muß ich, Störer meines Friedens,
Holder Krieger! Alle Schuld ist Dein!
Sterben muß ich, — Sterben ist nur wenig;
Aber, Dich verlassen, Höllenpein.
Wirst Du mein gewahr, so blickst Du seitwärts.
Ach, wodurch verdient' ich Deinen Haß?
Leidend, sinnig, wirr, bestürzt, verloren,
Wein' ich Tag und Nacht' ohn' Unterlaß.
Ach, vielleicht Du lachst noch meiner Qualen,
Deinen Stolz erfreut mein Mißgeschick. —
Ich erblickte Dich — verlor die Unschuld,
Betete Dich an — verlor mein Glück.
Jungfrau, Priesterin, schwur ich den Göttern
Meines Vaterlands: Ich liebe nie.
Ich ersah Dich, ward bezaubert, liebte,
Schwur, Dich immer anzubeten. — Wie?
Kann verhaßte Pflicht mich länger fesseln,

Wenn der Liebesdrang das Herz mir bricht?
Du, mein Glück, Geseß, Olymp! Eudora!
Sprich! O reizt Dich solche Liebe nicht?

Des Troubadours Liebe.

Frey nach dem Französischen.

Der Troubadour erhob auf gold'ner Leyer
Der Vaterlands-Heroen Siegesfeyer.
Warum verstummte flugs des Dichters Mund,
Und gibt kaum hörbar leise Seufzer kund?
Was ist dem armen Troubadour geschehen? —
Er hat die schöne Fedora gesehen.

Er pries der Liebe Zaubereyen lyrisch,
Wie Cyprior beredsam und verführisch.
Von Blüthen flog beglückt zu Blüthen Er.
Nun singt und kos't und liebelt Er nicht mehr.
Woher des Troubadours verborg'ne Wehen? —
Er hat die schöne Fedora gesehen.

Gern böten Trost der Burgen schöne Damen,
Die lächelnd Hoffnung einzuflüstern kamen,
Dem Troubadour in seinem Mißgeschick.
Ihr milder Blick versprach ihm hohes Glück.
Doch laßt der Gegenliebe Traum verwehen!
Der Troubadour hat Fedora gesehen.

Die Nonne.

Einſam und zum erſten Mal
Kniete die Novizin Klare
Vor dem Kreuz am Hochaltare
Bey des ew'gen Lichtleins Strahle,
Doch ſie fühlt geheimes Grauen,
Wagt es nicht, emporzuſchauen;
Denn in ihrem Herzen wohnt
Ritter Karl von Mellefont.

„O mein Heiland!“ ſtammelt ſie:
„Sollteſt Du mich drob verdammen,
„Nähren muß ich Liebesflammen;
„Sein vergeſſen kann ich nie.
„Tauſendmal ſchwur ich ihm Treue,
„Und mich ängſtigt keine Reue:
„Ach, er iſt ſo fromm, ſo lieb! —
„Sey mir gnädig und vergib!“

Jetzo wagt Sie's, ohne Gram
Zum Verſöhner aufzublicken
Und um ſeine Schläfe zücken
Sanfte Strahlen wunderſam,
Und er deutet mit der Rechten —
Ach, ihr iſt, die Freunde brächten
Ihren Karl, ſein unbewußt,
Und zwey Pfeil' in treuer Bruſt.

Klara rafft ſich kaum empor,
„Hülfe, Rettung!“ — Alles ſchwindet;
Doch der Armen ward verkündet,
Was ihr treues Herz verlor.
„Iſt Er in der Schlacht gefallen?“ —
Todt! ertönt es durch die Hallen,
Und zu Chriſtus ſpricht ſie laut:
„Ja, nun bin ich Deine Braut.“

Betend bis zum Morgenroth,
Fühlt sie Trost und Benedeyung,
Ja, den Geist der Prophezeihung,
Seit des Ritters frühem Tod.
Heilig lebt fortan die Nonne;
Doch ihr Genius (O Wonne!
Sie erkennt ihn) ruft ihr bald
Zu der Geister Aufenthalt.

Fouquet und die Lerche.

Gefangen in der Citadelle
Sitzt Fouquet, und erblickt
Ein Lerchlein um die Morgenhelle,
Das an sein Fenster pickt,
Als wollt' es gern herein,
Um sein Gespiel zu seyn;
Doch naht er kaum den Eisenstangen
Und freut sich schon,
So zeigt das Vöglein kein Verlangen,
Und fliegt davon.
So trieb's das Lerchlein immer wieder.
Er naht zum sechsten Mal,
Da kracht und stürzt die Decke nieder —
Ha! Trümmer ohne Zahl!
Doch er hält ritterlich
An Eisenstangen sich.
„Gott!" ruft er: „Dank sey Dir gespendet!
„Ich preise Dich.
„Du hast dieß Lerchlein abgesendet,
„Zu retten mich!

Die Schlangen.

(Ein Traumgedicht.)

Eine Rieſenſchlange
Hielt mich auf im Waldesgange:
„Komm zu mir!
„Meine junge Brut
„Uebergeb' ich Dir
„Ganz in ſich're Huth.
„Biſt Du läſſig, droht
„Dir ein gäher Tod.“ —

Und drey bunte Schlangen
Sah ich, ſpielend niederhangen
Aus der Höh',
Und im Graſe lag
Ein zerſtücktes Reh,
Speiſe für den Tag,
Und die Schlange ſprach:
Iß hier und ſey wach!

Hunger abzuwehren,
Mußt' ich rohes Fleiſch verzehren.
Wohlgemuth
Schlang zum Zeitvertreib
Sich die junge Brut
Feſt um meinen Leib.
„Gott! Erlöſe mich!“
Rief ich innerlich.

Mutter wußt' im Ringen
Einen Tiger zu bezwingen.
Mit Begier
Aß ſie Stück um Stück
Vom zermalmten Thier.

Endlich, formlos dick,
Sank in Lethargie
Vollgesättigt sie.

Sieh da! Zwanzig Neger,
Beutegierig, wilde Jäger,
Nah'n zu Roß.
Plötzlich, eisern traf,
Tödtlich den Koloß
Keulenstoß im Schlaf,
Und die Brut verschlich
In's Gebüsche sich.

Dank den großen Göttern!
Dank den lieben Rettern!
Sorge trieb
Meine Kinderlein
Und mein treues Lieb.
„Lebst Du? Bist noch mein?" —
„Euer! Jauchzt im Chor
„Seelendank empor!"

Herr und Sclave.

Apolog.

Bey Messur schwang in des Zornes Gluth
Den Säbel, um einen Sclaven zu tödten,
Der schuldlos war. — „Vergieße mein Blut!
„Triff, Unmensch! Sättige Deine Wuth!"
Rief knieend der Sclav' in letzten Nöthen:
„Dir raubest drey süße Güter Du,
„Selbstachtung, Schlaf, und Gewissensruh." —
Geh! Lebe! rief Messur dem Knieenden zu,
Und spielte den Gnädigen, stille betreten:
Mein Ingrimm schuf ja mich taub und blind.
Glück endet, wo Frevel beginnt.

Das veſte Schloß.

Kaum ſteht Menaſſens Zauberſchloß,
Ein Babel-ähnlicher Koloß,
In Pracht und Macht — Horch! Jubel ſchwingt
Zum Stolzen, den ſein Hof umringt,
Sich tauſendfach empor: „Heil, Heil!
Nur eines Derwiſch Ruf erklingt:
Doch wiſſe, daß des Todes Pfeil,
Ob auch ein Wunderbau gelingt,
Durch Stahl und Marmorquader dringt.

Jellon Grám.

Nach Scott.

Oh! Jellon Grám ſaß im Silberwald
Und ſchärfend ſein Schlachtſchwert lang,
Rief er ſein Edelknäblein herbey
Als Boten zu raſchem Gang.

Auf, wackres Bürſchlein! begann er kalt;
Auf! Zeige Dich blitzgeſchwind:
Denn eilen mußt Du zu Lilienblum,
Eh die Morgenſonne beginnt.

Der Page ſchlingt ſich den Gürtel um,
Durchrennt das Gehölz geſchwind,
Und kommt zu der Lady ſchönem Schloß,
Eh' die Morgenröthe beginnt.

Oh! ſchläfſt Du, wachſt Du, Lilienblum?
Schon flimmert ein Sonnenblick.
Geladen biſt Du zum Silberwald,
Doch kehrſt Du wohl nimmer zurück.

Und Eine Meile, zwey Meilen sofort,
Sie reitet der Meilen drey,
Und schaut erschrocken ein frisches Grab,
Dem Eichstamm nahebey.

Doch plötzlich aus dichtem Gebüsch hervor
Stürzt Jellon Grim, und ruft:
«Steig' ab, steig' ab jetzt, Lilienblum!
«Denn allhier sey Deine Gruft!»

Sie warf sich vom Milchweiß-Roß herab,
Lag zitternd auf ihren Knie'n:
Oh Gnade, Gnade, mein Jellon Grim!
In Sünden führ' ich dahin!

Der Knabe, der meine Lenden drückt,
Bald schaut er des Tages Licht.
Sähst Du ihn schwimmend in meinem Blut,
Ertrügst Du das Schreckgesicht?

Oh! spart' ich Dein Leben, rief Jellon Grim,
Bis geboren ist Dein Kind,
Erschlüge Dein alter Vater mich,
Eh' die Mittagsschwüle beginnt.

O spare mein Leben, Jellon Grim!
Mein Vater Dir niemals droht.
Ich berge mein Kind im grünen Wald,
Ich bettle mit ihm mein Brot.

Doch ohn' Erbarmen für Lilienblum,
So rührend sie bitten mag,
Durchbohrte Grim den bezaubernden Leib,
Da sie zu Füßen ihm lag.

Selbst ob dem Röcheln der Lilienblum
Stand er wild, erbarmungslos.
Doch fühlt' er für das schmucke Kind,
Da Mutterblut es umfloß.

Auf zog er das schmucke Söhnlein, und gab
Der Wärterinnen ihm neun,
Drey wenn es schlief, wenn es wachte drey,
Und drey zum Gehen allein.

Auf zog er das schmucke Knäblein gern,
Nannt's Schwesterſöhnlein bald,
Und dachte: kein Menschenauge sah,
Was ich begangen im Wald.

Oh! Nun geschieht es, daß eines Tags,
Vom Jagen ermüdet, nun
Wohl unter des grünen Eichbaums Laub
Im Silberwalde sie ruh'n.

Da sproßten umher auf des Grabes Moos
Der holden Blümlein so viel.
Verwundert blickte der schmucke Sohn
Auf das bunte Farbenspiel.

„Sprich, was ist bleicher als Maßlieb da?
„Was röther, als Rosenroth?
„Und was noch schöner als Lilienblum,
„Die hier zum pflücken sich bot?" —

Und hastig erwiedert Jellon Gräm:
O Deine Mutter, mein Sohn,
War schöner, als Lilienblumen, ach!
Und modert hier lange schon.

Und bleicher wurd', als die Maßlieb da,
Bey'm Fleh'n um Gnade sie dann,
Und röther als Rosen, da ihr Blut
Von meinem Schlachtschwert rann.

Er sprachs. Da spannte der zürnende Sohn
Den Bogen straff und lang,
Daß mitten des kalten Frevlers Herz
Der sichere Pfeil durchdrang.

«Hier liege nun, Böſewicht!» rief er aus;
Fernab ihn verſcharrend im Grün!
«Die Stätte, wo meine Mutter ſchläft,
Iſt zu gut, zu heilig für ihn!»

Wiederſehen.

Ich mußte ſcheiden. Jahre ſchwanden.
Ich kam zurück aus fernen Landen,
Schlich Abends durch die offne Thür,
Und hörte, wie zum Saitenklang
Mein «Lied der Sehnſucht» Liebchen ſang,
Und Thränen quollen ihr.

«Wann, Ida, ſehen wir uns wieder?» —
Sie ſang's und ſchlug die Augen nieder;
Ihr Buſen wogte ſichtbarlich.
«Wann? — Heute!» rief ich d'rauf.
Sie fuhr vom Seſſel auf,
Schweig, und umarmte mich.

O welch ein ſtill beredtes Schweigen!
Gott und der Engel waren Zeugen
Von Ihrer treuen Zärtlichkeit.
Ich ſchloß die Huldin an die Bruſt!
Und fühlte — nicht mehr Erdenluſt,
Nein! Himmelſeligkeit!

Aeſchylus Tod.

Dem Aeſchylus ward prophezeiht:
«Ein Dachſturz endige ſein Leben.»
Drum thät er, wenn die Nacht erneut,
Sich auf das off'ne Feld begeben.

Vermied er so die Hochgefahr? —
O nein! — Aus ungeschickten Krallen
Ließ hoch ein räuberischer Aar
Ein Schildkröthäuschen fallen.

Schwer fiel es, wie beschwingt vom Feind,
Auf seines Hauptes Kahlheit nieder,
Und unser weitberühmter Freund
Erstand vom Schlaf nicht wieder.

Pudel Faust.

Wahre Anecdote.

Ein Knäblein jammert' im Strome sehr;
Da rannte der Pudel Faust einher,
Und zog aus den reißenden Wogen das Kind,
Und beleckt', und umsprang es, zärtlich gesinnt.
Die Eltern dankten aus Herzensgrund;
Sie küßten den menschlich fühlenden Hund,
Der sich der Küsse zu freuen schien,
Und labten mit Leckerbissen ihn.
O wackerer Faust! wie bin ich Dir gut.
Du rührst mich zu Thränen. Dich kauft' ich gern;
Allein Du weichst nicht von Deinem Herrn. —
Nun Ade, der Hunde Kern und Stern!
Was häufig der Mensch nicht thut,
Der pflichtvergessen ruht,
Wenn's ein Menschenleben gilt,
Das hast Du mit Eifer und Muth
Aus freyem Willen erfüllt.
O Faust! Wie bin ich Dir gut!

Russische Romanze.

Nach Wassili de Pouschkin.

(Czaar Peter, der Große, soll diese Romanze gedichtet haben. Das Wahre ist, daß er sie gern und oft sang.)

Am Bord der Moscwa Reca
Ging einsam Bouturlin
Und blickte bang zum Schlosse
Nach Liebchens Fenster hin.

„Die Morgenlüfte säuseln;
„Die Sonne steht schon hoch;
„Erwacht sind alle Vögel;
„Mein Liebchen schlummert noch.

„Nicht wach, und ach! in Träumen
„Gedenkt sie nimmer mein.
„Trüg' ich sie nicht im Herzen,
„Vernichten wird's mein Seyn!"

Da schritt die Jungfrau weinend
Und bleich vom Schlosse her;
Doch trugen ihre Füße
Den Engel fast nicht mehr.

„Mein Freund! Zum Abschied komm' ich.
„Leb' wohl! Ich pilgre fort.
„Mein Fernzug wird Dich tödten;
„Doch ist's des Fatum Wort." —

„Freund! Mich Verlobte segnet
„Der Priester morgen ein.
„Dich werd' ich ewig lieben,
„Doch treu dem Andern seyn."

Karl und Rosamunde.

Die Sieg' am Rheine
Nicht achtend, noch sein Lob —
Hört, wie im Haine
Karl seine Braut erhob:
Sey, holde Rosamunde, :,:
Getreu dem Liebesbunde! :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Dein Mund zum Küssen!
Die Zähnchen Elfenbein!
O Heil, zu wissen,
Du seyst auf ewig mein.
Dein Lächeln schuf Cythere; :,:
Du bist Gott Amors Ehre. :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Zwar fiel im Kriege
Ein Lorberkranz mir zu.
Doch reizen Siege
Mich lange nicht, wie — Du.
Mehr Zauber hat Dein Singen, :,:
Als des Triumphlieds Klingen. :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Sie lauscht dem Liede
Des jungen Kriegers bang.
Noch ist nicht Friede:
Sie scheut den Waffenklang.
Doch seine Blicke sagen: :,:
Feinliebchen! Nicht verzagen! :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Wacker und sein Liebchen.

Ernst Wackern mißglückte
Sein letzter Versuch,
Ihm drohte, wenn Treue
Dem Liebchen er weihe,
Sein Vater den Fluch.

„Entsage dem Bunde
„Mit Julien Du!“
Rief warnend im Grimme
Mit donnernder Stimme
Die Mutter ihm zu.

Sie schärften ihm Beyd
Die Seligkeit ein,
Des Obervogts Klare,
Mit purpurnem Haare,
Die Reiche zu frey'n.

Er fühlt, ein Verbannter!
Der Trennung Weh
Im sehnenden Herzen,
Und endigt die Schmerzen
Im friedlichen See.

Die Liebende wählt sich
Ein gleiches Grab,
Und stürzt zum Erkornen
So grausam Verlornen
Sich betend hinab.

Die Eltern erkennen
Ihr sündliches Thun,
Und meiden's mit Grauen,
Sich Gräber zu bauen,
Wo jene Zwey ruh'n.

Liebe und Freundschaft.

Eine Spanische Novelle.*)

In der alten und berühmten Andalusischen Stadt Xeres, die immer unter dem Schutze des Mars und der Minerva stand, lebte ein junger Ritter, Namens Timbrio. Er vereinte mit einem hohen Muth alle liebenswürdigen Eigenschaften des Geistes und der Seele. Gleiche Gesinnungen und Eigenschaften, und eine unüberwindliche Sympathie, bewogen Fabian, einen andern Edelmann, Timbrio's Freundschaft zu suchen. Sein Wunsch gelang, und die ganze Stadt vergaß bald ihre Namen, um sie nur mit dem der zwey Freunde zu benennen. Vereint floß ihnen die schöne Jugendzeit, wie ein Augenblick, hin; ihre gewöhnlichen Arbeiten waren kriegerische Uebungen, ihre Erholung die Jagd, die Leidenschaft ihrer Herzen — Freundschaft. Endlich wurde dieses Glück durch einen unseligen Tag gestört, an welchem Timbrio mit einem Edelmann, Namens Pranfiles, Streit bekam. Die Familie des Ersteren nöthigte ihn, sich zu ent-

*) Aus dem Schäferroman Galatea, nach Cervantes und Florian bearbeitet.

hitzte seine Wunde; er war in Gefahr. Fabian, um ihn zu retten, entschloß sich, alles anzuwenden, um Eingang im Hause seiner Geliebten zu erhalten. Er kleidete sich wie ein Spanier, der kürzlich der Gefangenschaft der Ungläubigen entgangen war, nahm eine Guitarre, und sang, während er jeden Abend in Nisida's Straße auf- und ab wandelte, alte Romanzen. Bald sprach man in dem ganzen Viertel nur von dem fremden Sänger. Nisida's Vater wollte seine Romanzen hören, und man öffnete ihm das Haus. Er sah Nisida, und verlor von diesem Tage an die Ruhe und das Glück seines Lebens. Das himmlische Gesicht, der reizende Wuchs, die zärtlichen Augen, deren Gluth ein leichter Zug von Melancholie mäßigte, alles bewältigte ihn, und er fühlte schon das süße Gift durch seine Adern rinnen. Er mußte fliehen; aber ihm fehlte die Kraft, und dieser einzige Augenblick machte ihn eben so krank, als seinen Freund Timbrio. Man bat ihn, zu singen; kaum konnte er sprechen. Dennoch gehorchte er, und wählte eine orientalische Romanze, die ihn ein Persischer Sclave gelehrt hatte:

Nelzir weihte sich der Schönen,
Und Semira's sanfter Blick
Lohnet' ihm das warme Sehnen,
War sein Leben, war sein Glück.

Aber ach! Die Wonne schwindet,
Wenn sie kaum gelächelt hat:
Wisset! Nelzir's Schicksal bindet
Sich nur an ein Rosenblatt.

Denn er soll auf Erden wallen
Nur so lang die Rose blüht;
Wird das Blatt dem Strauch entfallen,
Sinkt er, und sein Leben flieht.

Karl und Roſamunde.

Die Sieg' am Rheine
Nicht achtend, noch ſein Lob —
Hört, wie im Haine
Karl ſeine Braut erhob:
Sey, holde Roſamunde, :,:
Getreu dem Liebesbunde! :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Dein Mund zum Küſſen!
Die Zähnchen Elfenbein!
O Heil, zu wiſſen,
Du ſeyſt auf ewig mein.
Dein Lächeln ſchuf Cythere; :,:
Du biſt Gott Amors Ehre. :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Zwar fiel im Kriege
Ein Lorberkranz mir zu.
Doch reizen Siege
Mich lange nicht, wie — Du.
Mehr Zauber hat Dein Singen, :,:
Als des Triumphlieds Klingen. :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

Sie lauſcht dem Liede
Des jungen Kriegers bang.
Noch iſt nicht Friede:
Sie ſcheut den Waffenklang.
Doch ſeine Blicke ſagen: :,:
Feinliebchen! Nicht verzagen! :,:
Bey Dir — gewiß —
Blüht rund ein Paradies.

um seines Freundes Willen konnte er sie nicht fliehen. Dieser Freund, halb genesen und noch schwach, wurde nur durch die Hoffnung, welche ihm des andern Sorgfalt gab, aufrecht erhalten. Die Zeit, ferne, den unglücklichen Fabian zu trösten, konnte nur den Zustand seiner Seele verschlimmern; jeder Augenblick mehrte seine Leidenschaft, seine Qualen und Gewissensbisse. Die Gesundheit des Armen unterlag; sein Gesicht verlor die Farbe der Jugend; seine erloschenen, tief liegenden Augen konnten sich kaum noch zu ihr wenden, die ihn dem Tod entgegen führte. Nisida's Vater bewies ihm seine sorgliche Theilnahme. Sie selbst, und vorzüglich ihre Schwester Blanca, baten ihn eines Tags auf das innigste, seinen Kummer nicht zu verhehlen. Fabian stählte sein Herz, er gedachte der Pflicht gegen seinen Freund, und entschlossen, eher zu sterben, als ihn zu verrathen, hatte er die Kraft, folgende Worte zu sagen: „Ihr würdet meine Leiden noch mehr beklagen, wenn Ihr wüßtet, daß die Freundschaft sie verursacht. Ein junger Ritter, mein Landsmann und vertrautester Freund, liebt die schönste aller Jungfrauen. Aus Achtung wagt er nicht, ihr seine Neigung zu gestehen. Diese Achtung kostet ihm das Leben. Ihn beweine ich; er ist der edelste und liebenswürdigste der Männer, den eine unglückliche Liebe in das Grab stürzen wird."

Hier unterbrach ihn Nisida: „Fabian! Ich habe nie die Liebe gekannt; aber mir dünkt, es wäre nicht sehr klug, zu sterben, ehe man einem Weibe die Neigung zu ihr entdeckt hat. Dieses Geständniß kann sie ja nicht beleidigen, und gesetzt, daß es übel aufgenommen wird, so bleibt denn noch immer zum Sterben Zeit." — „Schöne

Nisida!“ war die Antwort, „wenn man die Liebe mit gleichgültigen Augen betrachtet, sieht man darin nur Kinderspiele, die Lächeln und Mitleid erregen; aber wenn das Herz verwundet ist, so sind Geist und Vernunft, statt uns nützlich zu seyn, die ersten, welche uns auf Abwege führen. So ist der Zustand meines Freundes. Durch anhaltende Bitten habe ich es endlich über ihn gewonnen, daß er an den Gegenstand seiner Liebe schrieb. Ich werde den Brief zu übergeben suchen, und trage in dieser Hoffnung ihn immer bey mir.“ — „Könnte ich,“ erwiederte Nisida, „diesen Brief nicht sehen? Ich bin so neugierig, den Styl eines wahrhaft Liebenden kennen zu lernen.“ — Fabian ließ eine so gute Gelegenheit nicht entfliehen. Er zog das Billet, welches Timbrio ihm einige Tage vorher zugestellt hatte, aus der Tasche. Es lautete folgendermaßen:

„Fräulein! Ich war entschlossen, nie mein Still„schweigen zu brechen. Ich wollte lieber sterben mit Eue„rem Mitleid, als leben mit Euerem Zorn. Aber zu trau„rig wäre es für mich, wenn Ihr nicht wüßtet, daß ich „Euch anbete. Seyd Ihr nicht durch dieses Geständniß „beleidigt, so fühle ich, daß mir das Leben noch lieb seyn „kann, um es Euch zu weihen. Ist meine Verwegenheit „aber strafbar, so soll mein Tod sogleich diese Schuld „abbüßen.“

Die Jungfrau las das Schreiben mit vieler Aufmerksamkeit. „Ich glaube nicht,“ sagte sie, „daß eine so achtungsvolle Liebeserklärung mißfallen kann. Ich ermahne Euch, dieses Billet abzugeben, und fürchte nicht, daß es übel aufgenommen wird.“ — „Noch ist es nicht Zeit,“

antwortete Fabian; „aber mein Freund wird ſterben, und Ihr, Fräulein, könnt ſein Leben retten.“ — „Wie? Ich?“ verſetzte ſie. — „Beantwortet,“ ſagte er, „dieſen Brief, als wäre er an Euch gerichtet. Dieſer unſchuldige Kunſtgriff wird ihm Ruhe, und mir die Zeit geben, die erwünſchte Gelegenheit zu finden.“ — „Nein!“ rief Niſida: „Ich habe niemals Liebesbriefe beantwortet, und möchte nicht mit einer Lüge beginnen. Aber was hindert Euch, Euerem Freunde das zu erzählen, was ſich zugetragen hat, und den Namen ſeiner Geliebten an die Stelle des meinigen zu ſetzen? Sagt ihm, daß ſie ſein Schreiben geleſen, daß ſie Euch ermahnt hat, es abzugeben; ſagt ihm ferner, daß Ihr nicht wagtet, ihr zu erklären, daß dieſes Billet für ſie beſtimmt ſey, aber hoffen dürftet, ſie werde nicht darüber zürnen. Dieſe Liſt wird auf die Geſundheit Eueres Landsmannes wohlthätig wirken, und kann mit der Wahrheit beſtehen, wenn Ihr ſeine wirkliche Geliebte geſprochen habt.“

Ueberraſcht von dieſer Erfindung, ſtammelte Fabian einige Worte des Dankes, und eilte, Timbrio Alles zu melden. Die Hoffnung, welche er ſchöpfte, ſein Entzücken, ſeine Dankbarkeit waren Bande, die ihn noch mehr an ſeine Pflicht feſſelten. Er verdoppelte ſeine Bemühungen bey Niſida, und bedrängt von einer Leidenſchaft, die ihr Anblick immer erhöhte, ſprach er ihr nur von ſeinem Freund. Für dieſen ergoß ſich ſein Herz, wie er es für ihn ſelbſt thun wollte, und er diente der Freundſchaft in Gefühlen, die ſie hätten zerſtören können.

Endlich wagte er, Alles zu erklären, und Niſida erfuhr, daß jener Timbrio ſein Freund ſey, der für

sie hätte sterben wollen. Fabian erhob seine Geburt, Tugend und glänzenden Eigenschaften; er zeichnete ihn, wie er ihm selbst erschien. Nisida hatte diesen Mann nicht vergessen. Sie äußerte gegen Fabian ein wahres oder falsches Erstaunen, verwies ihm seine Kühnheit, und drohte, ihrem Vater alles zu sagen. Aber im Unwillen, den sie zu zeigen strebte, sah er deutlich, daß Timbrio geliebt sey.

Dies war der letzte Schlag für Fabian. Er hatte ihn lange erwartet, und dennoch konnte er ihm nicht härter seyn. Er entschloß sich, Timbrio sein Glück zu verkünden, und dann zu fliehen, um in einer Einöde zu sterben. Aber er traute seiner Standhaftigkeit zu viel. Im Augenblick, da er seinem Nebenbuhler sagen wollte, daß er geliebt sey, entgingen ihm die Worte; seine Augen wurden mit Thränen erfüllt; vergebens suchte er die Verwirrung zu bergen; seine Seufzer verriethen, seine Kräfte verließen ihn, und er sank in die Arme des Freundes, den er mit Zähren benetzte.

Timbrio, überrascht und erschrocken, unterstützte den Unglücklichen, umarmte, fragte ihn. Er wollte durchaus die Ursache eines so lebhaften Kummers wissen. Fabian schwieg. Jener bestand darauf. Fabian senkte den Blick zur Erde. „Ha! Ich verstehe Dich!“ rief Timbrio; „Du liebst sie, Du liebst sie! Ach! warum solltest Du nicht? Dein Herz ist gebeugt durch ein Opfer, das es der Freundschaft bringen will. Ich würde seiner unwerth seyn, wenn ich dieses annähme. Liebe Nisida immer! Ich werde sie nicht wiedersehen. Vielleicht kann ich ohne sie leben; aber sterben würde ich gewiß, wenn

Du unglücklich durch mich werden solltest.“ — Nach diesen Worten wandte er das Gesicht ab, um dem Freunde seine Thränen zu verbergen, und drückte ihn an seine Brust. Jetzt hauchte die Freundschaft diesem einen neuen Gedanken ein, er fühlte sich erhoben über sich selbst. „Du bist im Irrthum,“ sagte er zu Timbrio. „Nisida ist es nicht, die ich liebe, sondern ihre Schwester. Es ist mir unmöglich, ihr Herz zu rühren, und die Gewalt einer verschmähten Liebe bringt mich zur Verzweiflung. „Täuscheſt Du mich nicht?“ fragte der Andre. — „Nein, lieber Timbrio,“ war die Antwort. „Blanca bete ich an; sie achtet nicht mein Sehnen. Verzeihe, wenn die Vergleichung Deines glücklichen Looses mit dem meinigen mir einige Thränen entzieht! Ich verspreche Dir, es sollen keine mehr fließen. Bey Dir fühle ich, daß mein Glück nicht allein auf der Liebe beruht.“

Timbrio glaubte seinem Freunde, oder stellte sich wenigstens, als ob er ihm glaube. Er war entschlossen, sich, sobald es ihm möglich sey, von der Wahrheit oder Unwahrheit seiner Worte zu überzeugen. Fabian dagegen war zu allen Opfern bereit, welche jenem Ruhe schaffen konnten. Nicht genug, seine wahre Liebe zu verläugnen, stellte er sich noch, als glühe er für ein anderes Mädchen. Schon den folgenden Tag entdeckte er Blanca seinen Stand, und sprach ihr von Liebe.

Blanca's Herz schlug schon längst für Fabian, ohne daß sie wagte, es sich selbst zu gestehen. Jetzt, da sie glaubte, geliebt zu seyn, offenbarte sie es sogleich ihrer Schwester. Dieses Vertrauen war Timbrio nützlich. Nisida widerstand noch einem Gefühl, welches sie scheute.

Weniger erschrack sie darüber, als sie eine Genossin fand. Sie vertraute derselben ihre Neigung, und diese wurzelte immer tiefer. Die beyden Schwestern theilten sich wechselsweise ihre Furcht und ihre Hoffnungen mit, und die Ergießung ihrer Herzen erhöhte das süße Gefühl der Liebe.

Von seiner Verkleidung begünstigt, erhielt Fabian fortwährend Eingang in das Haus. Er überbrachte die Briefe seines Freundes; er verschaffte ihm zuweilen das Glück, seine Geliebte zu sehen. Zugleich wiederholte er seine Bemühungen bey ihrer Schwester. Timbrio, welcher mit Freuden bemerkte, wie sehr sein Freund geliebt war, wünschte ihm Glück, umarmte ihn, und schwur, sich nicht eher mit Nisida zu verbinden, als am Tage, da Blanca die Gattin Fabian's würde. Dieser senkte das Haupt, und ergab sich Allem, was die Freundschaft ihm gebot.

Beyde Freunde warteten nur auf Nachrichten aus Spanien, welche sie in den Stand setzten, um die Hand Nisida's und Blanca's zu bitten, als Pranfiles, jener Edelmann, der zu Xeres einen Streit mit Timbrio hatte, nach Neapel kam, um sich mit demselben zu schlagen. Da die Genugthuung öffentlich geschehen sollte, so mußte man erst dazu die Erlaubniß des Vicekönigs erhalten und Aufsicht führende Richter ernennen. Endlich verkündete man diesen furchtbaren Kampf, dessen Entscheidung nicht weit von der Stadt, auf einer großen Ebne, bestimmt war. Die Nachricht davon machte Lärm, und auch Nisida erfuhr sie, obschon beyde Männer es verhüten wollten. Der Schmerz und die Unruhe der Schönen waren eben so stark, als ihre Liebe. In Gram ver-

sunken, trostlos, voll Thränen, und ohne Nahrung, brachte sie die acht Tage hin, nach welchen der Waffenstreit beginnen sollte; sie schienen ihr bald zu lange, bald zu kurz. Die schreckliche Ungewißheit, grausamer, als das Unglück selbst, hatte bald ihre Kräfte erschöpft. Sie verfiel in eine Krankheit, und ihr Vater, dem immer die wahre Ursache ihrer Leiden unbekannt war, beschloß, sie auf sein Landhaus zu bringen, weil er dort eher die Genesung seiner Tochter hoffte.

Am Tage ihrer Abreise, auf welchen der des Zweykampfes folgte, ließ Nisida den Fabian rufen. Als er sich ihrem Bette nahte, erschien sie ihm fast unkenntlich. Blaß und entkräftet lag sie da; ihre Augenwimpern waren feucht von Thränen. „Fabian!“ begann sie mit schwacher Stimme: „Sagt Timbrio mein Lebewohl! Sagt ihm, daß mein Daseyn nur von dem seinigen abhängt, und daß er es morgen vertheidigen wird. Was Euch, seinen besten Freund nach mir, betrifft, so bin ich sicher, daß Ihr ihn nicht verlassen werdet. Widerfährt ihm ein Unglück, so kommt ihm zu Hülfe! Ach! könnte ich Euch folgen! — Hier!“ fuhr sie fort, indem sie eine kostbare Reliquie von ihrem Halse losband und mit ihren Zähren bethaute, „bringet ihm das, und meldet ihm, daß es mich immer vor Gefahren schützte! Morgen soll es mir vor allem nützlich seyn. Noch bitte ich Euch um einen andern Dienst. Ich reise mit meinem Vater auf sein Landhaus, welches nur eine halbe Stunde von dem Kampfplatze entfernt ist. Versprechet mir, dorthin zu kommen, damit ich von Euch den Erfolg des Streits vernehme. Ist Timbrio Sieger, so bindet um Euern Arm diese weiße Schärpe. Ich werde sie

von ferne ſehen, und Ihr werdet mir dadurch manche Qual erſparen. Unterliegt er, ſo bedarf ich Eurer nicht mehr.“

Fabian verſprach alles, und eilte mit der Reliquie zu Timbrio. Des Freundes Muth und ritterlicher Stolz wurden dadurch erhöht. Er küßte das Heiligthum, legte es an ſein Herz, und ſicher, unüberwindlich zu ſeyn, hätte er der ganzen Welt Trotz geboten.

Endlich kam der beſtimmte Tag. Die ganze Stadt Neapel hatte ſich auf den Kampfplatz begeben. Pranſiles und Timbrio erſchienen; ſie wählten zu Waffen das Schwert und den Dolch. Die Schranken wurden geöffnet, die Trompeten ertönten, die zwey Feinde griffen ſich an. Lange war der Kampf gleich. Pranſiles benahm ſich tapfer und gewandt. Er verwundete ſeinen Gegner, und immer noch ſchwankte der Sieg. Jetzt aber gewann die Liebe. Timbrio traf den Pranſiles, und ſtürzte ihn zu Boden. Der Edelmüthige warf ſeinen Degen weg, und eilte zur Hülfe des Gefallenen. Pranſiles bekannte ſich überwunden; alle Zuſchauer antworteten mit lautem Beyfall.

Die ſchreckliche Ungewißheit, worin Fabian ſo lange geſchwebt, der Schmerz über die Wunde ſeines Freundes, die Freude über ſeinen Sieg — Alles hatte ihn ſo ſehr verwirrt, daß er die weiße Schärpe vergaß, und ohne ſie flog er, Niſida die freudige Botſchaft zu bringen. Ach! je näher der unſelige Augenblick kam, je mehr tobte das Fieber in ihren Adern. Trotz ihrer Schwäche hatte ſie ſich von Blanca und einigen Kammerfrauen an ein Fenſter des höchſten Stockwerks führen laſſen. Von dort waren ihre Augen auf den Weg geheftet, woher ſie Leben oder Tod erwartete. Jetzt erblickte ſie Fabian, ſah nicht die

hitzte seine Wunde; er war in Gefahr. Fabian, um ihn zu retten, entschloß sich, alles anzuwenden, um Eingang im Hause seiner Geliebten zu erhalten. Er kleidete sich wie ein Spanier, der kürzlich der Gefangenschaft der Ungläubigen entgangen war, nahm eine Guitarre, und sang, während er jeden Abend in Nisida's Straße auf- und ab wandelte, alte Romanzen. Bald sprach man in dem ganzen Viertel nur von dem fremden Sänger. Nisida's Vater wollte seine Romanzen hören, und man öffnete ihm das Haus. Er sah Nisida, und verlor von diesem Tage an die Ruhe und das Glück seines Lebens. Das himmlische Gesicht, der reizende Wuchs, die zärtlichen Augen, deren Gluth ein leichter Zug von Melancholie mäßigte, alles bewältigte ihn, und er fühlte schon das süße Gift durch seine Adern rinnen. Er mußte fliehen; aber ihm fehlte die Kraft, und dieser einzige Augenblick machte ihn eben so krank, als seinen Freund Timbrio. Man bat ihn, zu singen; kaum konnte er sprechen. Dennoch gehorchte er, und wählte eine orientalische Romanze, die ihn ein Persischer Sclave gelehrt hatte:

Nelzir weihte sich der Schönen,
Und Semira's sanfter Blick
Lohnet' ihm das warme Sehnen,
War sein Leben, war sein Glück.

Aber ach! Die Wonne schwindet,
Wenn sie kaum gelächelt hat:
Wisset! Nelzir's Schicksal bindet
Sich nur an ein Rosenblatt.

Denn er soll auf Erden wallen
Nur so lang die Rose blüht;
Wird das Blatt dem Strauch entfallen,
Sinkt er, und sein Leben flieht.

Doch Semira's Auge weilet
Aengstlich auf der Blume Pracht,
Der sie alle Pfleg' ertheilet,
Die allein sie glücklich macht.

Einst, als Neizir es gewaget
Und der Maid ein Küßchen nahm,
Will sie dies erwiedern — zaget,
Und die Liebe weicht der Scham.

Doch, den Blick geneigt zum Schooße,
Küßt ihr Mund der Blume Roth;
Da entblättert sie die Rose,
Und — der holde Freund ist todt.

Schon zu seines Mädchens Füßen
Sinkt er blaß und fühllos hin:
Ach! Semira's Thränen fließen,
Gram umnachtet ihren Sinn.

Bebend drückt sie seine Hände,
Schließt den Theuren an das Herz,
Und es tilgt des Lebens Ende
Ihr im letzten Kuß den Schmerz. —

Nisida hatte eine jüngere Schwester, Namens Blanca, die fast eben so schön war, als die ältere. Die junge Blanca schien mit mehr Vergnügen auf Fabian's Romanze zu hören, als alle andern. Sie lobte sehr seine Stimme. Er dankte ihr, während er die Schwester ansah. Ihr Vater bat ihn, wieder zu kommen. Er zögerte lange, ehe er diese Erlaubniß benutzte; denn es war nur zu gewiß, daß der Pfeil, welcher sein Herz verwundet, dadurch nur immer tiefer eindringen würde. Aber gedrängt durch seinen Freund, und — von seiner Liebe hingerissen, ging er wieder in jenes Haus, sah Nisida von neuem, und alle Hoffnung der Genesung war verloren. Welcher Kampf entstand in seiner Seele! Er liebte Timbrio mehr, als sein Leben; er liebte Nisida vielleicht mehr, als Timbrio; er sah sie alle Tage; selbst

um seines Freundes Willen konnte er sie nicht fliehen. Dieser Freund, halb genesen und noch schwach, wurde nur durch die Hoffnung, welche ihm des andern Sorgfalt gab, aufrecht erhalten. Die Zeit, ferne, den unglücklichen Fabian zu trösten, konnte nur den Zustand seiner Seele verschlimmern; jeder Augenblick mehrte seine Leidenschaft, seine Qualen und Gewissensbisse. Die Gesundheit des Armen unterlag; sein Gesicht verlor die Farbe der Jugend; seine erloschenen, tief liegenden Augen konnten sich kaum noch zu ihr wenden, die ihn dem Tod entgegen führte. Nisida's Vater bewies ihm seine sorgliche Theilnahme. Sie selbst, und vorzüglich ihre Schwester Blanca, baten ihn eines Tags auf das innigste, seinen Kummer nicht zu verhehlen. Fabian stählte sein Herz, er gedachte der Pflicht gegen seinen Freund, und entschlossen, eher zu sterben, als ihn zu verrathen, hatte er die Kraft, folgende Worte zu sagen: „Ihr würdet meine Leiden noch mehr beklagen, wenn Ihr wüßtet, daß die Freundschaft sie verursacht. Ein junger Ritter, mein Landsmann und vertrautester Freund, liebt die schönste aller Jungfrauen. Aus Achtung wagt er nicht, ihr seine Neigung zu gestehen. Diese Achtung kostet ihm das Leben. Ihn beweine ich; er ist der edelste und liebenswürdigste der Männer, den eine unglückliche Liebe in das Grab stürzen wird."

Hier unterbrach ihn Nisida: „Fabian! Ich habe nie die Liebe gekannt; aber mir dünkt, es wäre nicht sehr klug, zu sterben, ehe man einem Weibe die Neigung zu ihr entdeckt hat. Dieses Geständniß kann sie ja nicht beleidigen, und gesetzt, daß es übel aufgenommen wird, so bleibt denn noch immer zum Sterben Zeit." — „Schöne

Niſida!“ war die Antwort, „wenn man die Liebe mit gleichgültigen Augen betrachtet, ſieht man darin nur Kinderſpiele, die Lächeln und Mitleid erregen; aber wenn das Herz verwundet iſt, ſo ſind Geiſt und Vernunft, ſtatt uns nützlich zu ſeyn, die erſten, welche uns auf Abwege führen. So iſt der Zuſtand meines Freundes. Durch anhaltende Bitten habe ich es endlich über ihn gewonnen, daß er an den Gegenſtand ſeiner Liebe ſchrieb. Ich werde den Brief zu übergeben ſuchen, und trage in dieſer Hoffnung ihn immer bey mir.“ — „Könnte ich,“ erwiederte Niſida, „dieſen Brief nicht ſehen? Ich bin ſo neugierig, den Styl eines wahrhaft Liebenden kennen zu lernen.“ — Fabian ließ eine ſo gute Gelegenheit nicht entfliehen. Er zog das Billet, welches Timbrio ihm einige Tage vorher zugeſtellt hatte, aus der Taſche. Es lautete folgendermaßen:

„Fräulein! Ich war entſchloſſen, nie mein Still„ſchweigen zu brechen. Ich wollte lieber ſterben mit Eue„rem Mitleid, als leben mit Euerem Zorn. Aber zu trau„rig wäre es für mich, wenn Ihr nicht wüßtet, daß ich „Euch anbete. Seyd Ihr nicht durch dieſes Geſtändniß „beleidigt, ſo fühle ich, daß mir das Leben noch lieb ſeyn „kann, um es Euch zu weihen. Iſt meine Verwegenheit „aber ſtrafbar, ſo ſoll mein Tod ſogleich dieſe Schuld „abbüßen.“

Die Jungfrau las das Schreiben mit vieler Aufmerkſamkeit. „Ich glaube nicht,“ ſagte ſie, „daß eine ſo achtungsvolle Liebeserklärung mißfallen kann. Ich ermahne Euch, dieſes Billet abzugeben, und fürchte nicht, daß es übel aufgenommen wird.“ — „Noch iſt es nicht Zeit,“

antwortete Fabian; „aber mein Freund wird ſterben, und Ihr, Fräulein, könnt ſein Leben retten.“ — „Wie? Ich?“ verſetzte ſie. — „Beantwortet,“ ſagte er, „dieſen Brief, als wäre er an Euch gerichtet. Dieſer unſchuldige Kunſtgriff wird ihm Ruhe, und mir die Zeit geben, die erwünſchte Gelegenheit zu finden.“ — „Nein!“ rief Miſida: „Ich habe niemals Liebesbriefe beantwortet, und möchte nicht mit einer Lüge beginnen. Aber was hindert Euch, Euerem Freunde das zu erzählen, was ſich zugetragen hat, und den Namen ſeiner Geliebten an die Stelle des meinigen zu ſetzen? Sagt ihm, daß ſie ſein Schreiben geleſen, daß ſie Euch ermahnt hat, es abzugeben; ſagt ihm ferner, daß Ihr nicht wagtet, ihr zu erklären, daß dieſes Billet für ſie beſtimmt ſey, aber hoffen dürftet, ſie werde nicht darüber zürnen. Dieſe Liſt wird auf die Geſundheit Eueres Landsmannes wohlthätig wirken, und kann mit der Wahrheit beſtehen, wenn Ihr ſeine wirkliche Geliebte geſprochen habt.“

Ueberraſcht von dieſer Erfindung, ſtammelte Fabian einige Worte des Dankes, und eilte, Timbrio Alles zu melden. Die Hoffnung, welche er ſchöpfte, ſein Entzücken, ſeine Dankbarkeit waren Bande, die ihn noch mehr an ſeine Pflicht feſſelten. Er verdoppelte ſeine Bemühungen bey Miſida, und bedrängt von einer Leidenſchaft, die ihr Anblick immer erhöhte, ſprach er ihr nur von ſeinem Freund. Für dieſen ergoß ſich ſein Herz, wie er es für ihn ſelbſt thun wollte, und er diente der Freundſchaft in Gefühlen, die ſie hätten zerſtören können.

Endlich wagte er, Alles zu erklären, und Miſida erfuhr, daß jener Timbrio ſein Freund ſey, der für

sie hätte sterben wollen. Fabian erhob seine Geburt, Tugend und glänzenden Eigenschaften; er zeichnete ihn, wie er ihm selbst erschien. Nisida hatte diesen Mann nicht vergessen. Sie äußerte gegen Fabian ein wahres oder falsches Erstaunen, verwies ihm seine Kühnheit, und drohte, ihrem Vater alles zu sagen. Aber im Unwillen, den sie zu zeigen strebte, sah er deutlich, daß Timbrio geliebt sey.

Dies war der letzte Schlag für Fabian. Er hatte ihn lange erwartet, und dennoch konnte er ihm nicht härter seyn. Er entschloß sich, Timbrio sein Glück zu verkünden, und dann zu fliehen, um in einer Einöde zu sterben. Aber er traute seiner Standhaftigkeit zu viel. Im Augenblick, da er seinem Nebenbuhler sagen wollte, daß er geliebt sey, entgingen ihm die Worte; seine Augen wurden mit Thränen erfüllt; vergebens suchte er die Verwirrung zu bergen; seine Seufzer verriethen, seine Kräfte verließen ihn, und er sank in die Arme des Freundes, den er mit Zähren benetzte.

Timbrio, überrascht und erschrocken, unterstützte den Unglücklichen, umarmte, fragte ihn. Er wollte durchaus die Ursache eines so lebhaften Kummers wissen. Fabian schwieg. Jener bestand darauf. Fabian senkte den Blick zur Erde. „Ha! Ich verstehe Dich!“ rief Timbrio; „Du liebst sie, Du liebst sie! Ach! warum solltest Du nicht? Dein Herz ist gebeugt durch ein Opfer, das es der Freundschaft bringen will. Ich würde seiner unwerth seyn, wenn ich dieses annähme. Liebe Nisida immer! Ich werde sie nicht wiedersehen. Vielleicht kann ich ohne sie leben; aber sterben würde ich gewiß, wenn

sunken, trostlos, voll Thränen, und ohne Nahrung, brachte sie die acht Tage hin, nach welchen der Waffenstreit beginnen sollte; sie schienen ihr bald zu lange, bald zu kurz. Die schreckliche Ungewißheit, grausamer, als das Unglück selbst, hatte bald ihre Kräfte erschöpft. Sie verfiel in eine Krankheit, und ihr Vater, dem immer die wahre Ursache ihrer Leiden unbekannt war, beschloß, sie auf sein Landhaus zu bringen, weil er dort eher die Genesung seiner Tochter hoffte.

Am Tage ihrer Abreise, auf welchen der des Zweykampfes folgte, ließ Nisida den Fabian rufen. Als er sich ihrem Bette nahte, erschien sie ihm fast unkenntlich. Blaß und entkräftet lag sie da; ihre Augenwimpern waren feucht von Thränen. „Fabian!“ begann sie mit schwacher Stimme: „Sagt Timbrio mein Lebewohl! Sagt ihm, daß mein Daseyn nur von dem seinigen abhängt, und daß er es morgen vertheidigen wird. Was Euch, seinen besten Freund nach mir, betrifft, so bin ich sicher, daß Ihr ihn nicht verlassen werdet. Widerfährt ihm ein Unglück, so kommt ihm zu Hülfe! Ach! könnte ich Euch folgen! — Hier!“ fuhr sie fort, indem sie eine kostbare Reliquie von ihrem Halse losband und mit ihren Zähren bethaute, „bringet ihm das, und meldet ihm, daß es mich immer vor Gefahren schützte! Morgen soll es mir vor allem nützlich seyn. Noch bitte ich Euch um einen andern Dienst. Ich reise mit meinem Vater auf sein Landhaus, welches nur eine halbe Stunde von dem Kampfplatze entfernt ist. Versprechet mir, dorthin zu kommen, damit ich von Euch den Erfolg des Streits vernehme. Ist Timbrio Sieger, so bindet um Euern Arm diese weiße Schärpe. Ich werde sie

von ferne sehen, und Ihr werdet mir dadurch manche Qual ersparen. Unterliegt er, so bedarf ich Eurer nicht mehr."

Fabian versprach alles, und eilte mit der Reliquie zu Timbrio. Des Freundes Muth und ritterlicher Stolz wurden dadurch erhöht. Er küßte das Heiligthum, legte es an sein Herz, und sicher, unüberwindlich zu seyn, hätte er der ganzen Welt Trotz geboten.

Endlich kam der bestimmte Tag. Die ganze Stadt Neapel hatte sich auf den Kampfplatz begeben. Pranfiles und Timbrio erschienen; sie wählten zu Waffen das Schwert und den Dolch. Die Schranken wurden geöffnet, die Trompeten ertönten, die zwey Feinde griffen sich an. Lange war der Kampf gleich. Pranfiles benahm sich tapfer und gewandt. Er verwundete seinen Gegner, und immer noch schwankte der Sieg. Jetzt aber gewann die Liebe. Timbrio traf den Pranfiles, und stürzte ihn zu Boden. Der Edelmüthige warf seinen Degen weg, und eilte zur Hülfe des Gefallenen. Pranfiles bekannte sich überwunden; alle Zuschauer antworteten mit lautem Beyfall.

Die schreckliche Ungewißheit, worin Fabian so lange geschwebt, der Schmerz über die Wunde seines Freundes, die Freude über seinen Sieg — Alles hatte ihn so sehr verwirrt, daß er die weiße Schärpe vergaß, und ohne sie flog er, Nisida die freudige Botschaft zu bringen. Ach! je näher der unselige Augenblick kam, je mehr tobte das Fieber in ihren Adern. Trotz ihrer Schwäche hatte sie sich von Blanca und einigen Kammerfrauen an ein Fenster des höchsten Stockwerks führen lassen. Von dort waren ihre Augen auf den Weg geheftet, woher sie Leben oder Tod erwartete. Jetzt erblickte sie Fabian, sah nicht die

Die milde Taube mischt ihr Klagen ein:
Doch lindern seine Liebespein
Nicht Echo, Bäche, Wald und Wiesen!

Als er geendigt, sah er den Eraſt mit seinen Schafen langsam heran kommen. Dieser trat zu ihm, und sagte: „Ich hoffe, Elicio, daß Du mir nicht böse bist, weil ich Galateen anbete. Es ist ja unmöglich, sie nicht zu lieben. Ich wollte sie vergessen; ich habe alle Aerzte des Landes um Rath gefragt; aber keiner von ihnen kann mich heilen, und ich bitte Dich, mir zu erlauben, daß ich in meinem Leide sterben darf. Du verlierst nichts dabey; denn wenn Du, der Liebenswürdigste aller Schäfer, Galateen nicht rühren kannst, was hättest Du von einem Manne, wie ich, zu fürchten?“ — Elicio lächelte über diese Rede. „Eraſt!“ war seine Antwort; „ich habe kein Recht zur Eifersucht. Deine Leiden sind die meinigen. Laß uns Freunde seyn! Wir wollen von Galateen sprechen, und es tröste Einer den Andern über die Schmerzen der Liebe!“ So wurden die beyden Nebenbuhler Freunde.

Bald darauf feyerten die Hirten ein Hochzeitfest. Alle benachbarte Flurbewohner waren dazu eingeladen. Unter den Schäfern erschienen auch Elicio und Eraſt; unter den Schäferinnen strahlte Galatea hervor, wie die Rose unter den Blumen des Feldes. Sie trug ein schneeweißes Gewand, mit der himmelblauen Binde; ein Kranz von Nelken, Maaslieben und Vergißmeinnicht schmückte ihr blondes Haar; in schlanker Gestalt wandelte sie einher als Führerin der Braut, ein verschämtes Lächeln auf dem lieblichen Gesichte. Als die Feyer und das Mahl beendet waren, schlug der Bräutigam einen hirtlichen Wettgesang

vor. Die Braut legte das Gewinde von Rosen und Lilien, welches sie um ihre Schultern trug, ab, und bestimmte es zum Preise für denjenigen, welcher am schönsten seine Schäferin besingen würde. Thyrsis, der berühmteste Sänger, erhob sich. Aber Keiner wagte, mit ihm zu kämpfen. Endlich sagte Elicio: „Schäfer! Ich werde Dir den Preis nicht streitig machen. Doch will ich zum Lobe derjenigen singen, welche ich liebe.“ Thyrsis erhob in seinem Gesang mit aller Kunst und Begeisterung die Reize der geliebten Phyllis. Mit mehr Wärme noch, als sein Gegner, aber auch einfacher und natürlicher, weihte Elicio sein Lied der Schäferin, die er nicht nannte. Die Braut war unentschieden, wem sie den Preis geben sollte. „Ihr seyd einander gleich,“ sagte sie endlich, „und mir bleibt keine Wahl. Jeder von Euch empfange hiemit einen Lorbeerzweig, und das Blumengewinde soll meine beste Freundin erhalten!“ Sie hing es Galateen um. Die Musik zum Reigen erscholl. Elicio bat Galateen, mit ihm zu tanzen. Die Schäferin nahm es erröthend an. Wie scherzend fragte sie Elicio mit zitternder Stimme: „War es vielleicht Dein Wunsch, daß Thyrsis den Preis erhalten hätte?“ — „Nein,“ antwortete Galatea; „es wäre mir leid gewesen für die Ehre unserer Trift, wenn Dich ein Hirt von einer andern würde besiegt haben.“ Beyde wagten hierauf nicht, weiter mit einander zu sprechen.

Die Nacht kam, und man trennte sich. Elicio nahm den Weg nach seiner Hütte, begleitet von Eraſt, Thyrsis und Damon. Die beyden Letzteren waren schon längst Elicio's Freunde, und kannten seine Liebe und seinen Schmerz. Bald kamen sie an einem Hügel vorbey, wo sich

eine Grotte als Einsiedeley befand. Sie hörten den Ton einer Harfe. „Verweilen wir einige Augenblicke," sagte Erast, „um den Gesang eines jungen Mannes zu hören, der sich vor vierzehn Tagen hier als Eremit niedergelassen hat. Ich sprach ihn schon verschiedenemal. Nach seinem Reden und Benehmen halte ich ihn für einen vornehmen Herrn, den Unglücksfälle nöthigten, die Welt zu fliehen, und wenn Galatea nicht die meinige werden kann, so bin ich entschlossen, mit ihm Einsiedler zu werden." Erast's Worte machten die Schäfer neugierig, den Eremiten kennen zu lernen. Sie bestiegen den Hügel ohne Geräusch, und entdeckten bald den Fremden, der auf einem Felsenstücke saß. Er war mit einem groben Gewande bekleidet und mit einem Strick umgürtet; seine Beine und Füße waren bloß: in den Händen hielt er eine Harfe, welcher er klagende Töne entlockte; seine feuchten Augen wandten sich gen Himmel, und einige Thränen entfielen ihm. Die Stille der Nacht, der bleiche Mondesschimmer, der heilige Schauer dieser Einsiedeley — Alles lenkte die Seele zu den traurigen Accorden des Eremiten. Er sang Folgendes:

Vergebens meine Leiden
Klag' ich dem Himmel, der sie nicht erhört.
Mich drängt der Liebe Qual, die wandelbaren Freuden
Des Glückes sind für mich zerstört;
Mein Schicksal ist erfüllt: zum Leiden
Bin ich bestimmt; auch Freundschaft muß ich meiden,
Die noch allein dem Unglückselgen werth.
Was kann das Herz auf Erden noch erwerben?
Ich soll nicht lieben, soll nicht sterben!

O heil'ge Freundschaft, süße
Gefährtin unsers Lebens, rein und mild!
Dir opfert' ich die Lieb' — ach! Deinem Quell entfließe
Für mich der Ruhe sanftes Bild!

Doch sey, daß Freundschaft je versüße
Die Leiden mir, will sie auch, daß ich büße
Auf dunklem Weg: mein Schicksal ist erfüllt!
Was kann das Herz auf Erden noch erwerben?
Ich soll nicht lieben, soll nicht sterben! —

Der Eremit schwieg; er neigte das Haupt auf die Schulter, und die Harfe entglitt seinen Händen, die bewegungslos herabsanken. Die Hirten eilten ihm zu Hülfe. Graf schloß ihn in seine Arme, und brachte ihn wieder zu sich. Lange sah diesen der Eremit an, wie Einer, der aus einem schrecklichen Traum erwacht. „Schäfer!“ sagte er jetzt, „Deine Sorgfalt kann nur meine Qual verlängern, und eitler Dank ist Alles, was ich Dir zu bieten vermag.“ — „Erzähle uns Dein Unglück!“ sagte Thyrsis; die zärtliche Freundschaft, welche Du uns schon eingeflößt hast, verdient ein solches Vertrauen.“ — „Ach! die Freundschaft!“ antwortete seufzend der Eremit: „Welches Wort hast Du ausgesprochen! Doch ich willfahre Euerem Begehren. Ich bin Euch schon vielen Dank schuldig; denn in Euerem Hütten-Bezirke suchte ich bisher die Nahrung, welche mein trauriges Leben fristet, und erhalte immer mehr, als ich bedarf. Höret denn meine Geschichte!“ Die Hirten setzten sich um ihn her, und Fabian (denn er war der junge Eremit) erzählte ihnen die Schicksale, welche ihn und seinen Freund Timbrio betroffen, so, wie wir sie oben gemeldet haben. Er schloß mit den Worten: „Ich hoffte, in dieser Höhle die Ruhe zu finden, und finde nur die Einsamkeit. Vergebens trachte ich, meine Seele zu dem hohen Wesen zu erheben, welches sie ganz erfüllen sollte. Die Erinnerung an das, was ich verlor, verfolgt mich unaufhörlich. Jeden Tag will ich die traurigen Ge-

danken an Timbrio und Rifida mildern, und jeden Tag beweine ich sie."

Die Hirten versuchten nicht, den Eremiten zu trösten, aber sie trauerten mit ihm. Der Mond stand hoch. Sie verließen die Einsiedeley und gelangten bald zu Elicio's Hütte, wo sie auf Ziegenfellen ruhten. Als das Morgenroth erschien, eilte Jeder, seine Heerde wieder auf die thaubeperlte Flur zu leiten.

Die drey Hirten wollten um Mittag in dem grünen Schatten eines Buchenwaldes ihre Heerden vereinen. Als die Sonne die Hälfte ihrer Bahn vollendet hatte, kamen Eraß, Thyrsis und Damon dorthin. Elicio erschien nicht. Nach langem vergeblichen Warten suchten sie ihn auf. Sie durchstrichen ein Myrtenwäldchen, und hörten fernher seine Stimme, welche ein trauriges Lied sang. Die Freunde gingen weiter, und fanden den Schäfer unter einer Buche sitzen, das Gesicht in Thränen gebadet. Er sprang auf, und fiel dem Eraß um den Hals. „Freund!" rief er; „ich verliere Galateen, wie Du. So eben ist ihr Vater mir begegnet, und hat mir erzählt, daß er sie nächstens mit einem reichen Schäfer in Portugal, dessen zahllose Heerden die Ufer des Lima bedecken, als Gattin verbinden wolle. Er fügte hinzu, daß er wisse, wie viele Freundschaft ich für ihn und seine Tochter hege; daß er mich deswegen bitte, sie nach Portugal zu begleiten, um Zeuge ihres Ehebundes zu seyn, und ihm sichere Nachrichten ihres Glücks zu überbringen. Denkt Euch die Regungen meines Herzens! Doch bezwang ich sie, so sehr es möglich war. Ich bat den Moeris, seine Tochter nicht so weit von sich zu entfernen; vielleicht wäre es ihr Wunsch nicht.

Aber er verſicherte, daß ſie ihm völlig gehorche. Ihr Geſicht habe zwar eine kleine Bewegung der Seele verrathen; dies wäre jedoch gewiß keine andere, als die Bewegung der Freude. Was ſoll ich Unglücklicher nun anfangen?" — Alle Drey, beſonders aber Eraſt, zeigten die rührendſte Theilnahme. Thyrſis ermuthigte den Betrübten. „Noch," ſagte er, „iſt nicht alle Hoffnung verloren. Hier muß ein ſchneller Schritt gewagt ſeyn. Wir müſſen Galateen ſprechen, und hören, ob der Wunſch ihres Vaters auch der ihrige iſt. Wenn nicht, ſo gelingt es uns wohl, auch dieſen umzuſtimmen. Liebe und Freundſchaft haben ſchon für ſich allein Wunder bewirkt, was können ſie nicht vereint ausrichten?"

Elicio folgte dem Rathe des Thyrſis, und die vier Schäfer nahmen ihren Weg nach einer Quelle, wo Galatea oft im Erlenſchatten ruhte.

Die ſchöne Galatea hatte es ſich ſchon lange ſelbſt geſtehen müſſen, daß ihr der edle Hirt Elicio nicht gleichgültig ſey — ſchon lange hatte ſie ſeine Liebe zu ihr bemerkt. Elicio kam zuweilen in die Wohnung ihres Vaters, der ihn ſchätzte. Er und Galatea begegneten ſich nicht ſelten auf der Aue mit ihren Heerden. Aber er wagte kein Geſtändniß ſeiner Liebe, aus dem Grunde, den wir erwähnten. Doch ſah die Schöne wohl, daß er mit Mühe ſeine Gefühle bezwang, und aus Scham und jungfräulichem Stolz verbarg ſie die ihrigen. Aber der geſtrige Tag, an dem Elicio mit dem erſten Sänger unbeſiegt um den Preis rang; wo ſie nicht zweifeln durfte, daß er ſie in ſeinem Liede verherrlichte; wo ſie ihm näher und vertrauter war — dieſer Tag hatte die Gluth ihres Herzens ver-

mehrt, und ohne Ruhe brachte sie die Nacht hin. Vor einiger Zeit war der reiche Schäfer aus Portugal in diese Gefilde gekommen. Er suchte Schafe von der schönwolligen Zucht dieses Landes, und erkaufte deren von Moeris. Galateens Schönheit und Geist zogen ihn an. Er bezeigte ihr viele Aufmerksamkeit, aber sie achtete es wenig. Der Portugiese reis'te wieder ab. Wie erschrack Galatea, als ihr heute frühe ihr Vater verkündigte, daß vier Schäfer angekommen seyen, um im Namen des Reichen um ihre Hand zu werben, und daß er nichts mehr wünsche, als sie mit diesem angesehenen Manne zu verbinden. Sie strebte, sich zu fassen. Da nun ihr Vater wiederholte, daß sie ihm durch diese Einwilligung den schönsten Beweis ihres Gehorsams geben würde, und da ihr diese Pflicht vor allem heilig war, so antwortete sie mit gewohnter Sanftmuth: „Vater! ich bin ja bereit, Dir immer zu gehorchen." Hierauf, ihrer Empfindungen nicht mehr mächtig, eilte sie hinweg, unter dem Vorwande, die Heerde in das Feld zu führen.

Elicio und seine Freunde nahten der Quelle. Sie sahen Galateen auf dem Steine sitzen, ihr schönes Gesicht an die Hand gelehnt, und Thränen flossen ihre Wangen herab. Jetzt hörten sie die Worte: „Ich muß folgen; denn das höchste aller Wesen straft den Ungehorsam. Aber Du, den ich einzig liebe — Du wirst erfahren, daß ich ohne Dich nicht leben konnte. Auch Du, Elicio, wirst vielleicht in der Ferne trauern um mich!" Sie weinte heftiger; Elicio weinte auch, aber vor Freuden. Die Zeit war dringend, und alle Schüchternheit mußte weichen. Die drey andern Schäfer blieben zurück im Gebüsche; Elicio

ſtürzte hervor, kniete vor der Hirtin nieder, nahm ihre Hand, und drückte ſie an ſeine Lippen. Galatea, überraſcht, wollte ſich entwinden, und vermochte es nicht. Langſam nahten die drey andern; ſie wollte zürnen, fliehen — und konnte nicht. Endlich, ihre Thränen zu hemmen bemüht, bat ſie den Elicio, aufzuſtehen, trat unter die vier Männer, und ſagte mit ſchmerzlichem, aber gefaßtem Tone: „Ich darf wohl nicht mehr ein Geheimniß verhehlen, welches meine Unvorſichtigkeit verrathen hat. Ja, ungern ſcheide ich aus meinem Vaterlande. Ich laſſe vielleicht in ihm mein Herz zurück. Aber dennoch muß ich meinem Vater gehorchen; dies iſt die heiligſte der Pflichten. Ich bitte Euch, durch Klagen und Bedauern nicht einen Schmerz zu verſtärken, der ohne Nutzen iſt, und die Einſamkeit nicht zu ſtören, deren ich nach einem ſolchen Geſtändniſſe bedarf.“ Nach dieſen Worten ging ſie ſchnell hinweg, und ließ die vier Hirten betroffen zurück.

Elicio und ſeine Freunde berathſchlagten nun über die Mittel, jene unſelige Verbindung zu hintertreiben. Thyrſis war der Meinung, man ſollte alle Hirten der Gegend verſammeln, und dann vereint den Mocris bitten, nicht das Kleinod des Landes in die Ferne zu geben. Der kühne, und etwas heftige, Damon wollte nach Portugal reiſen, und Galateens beſtimmten Gatten ſo durch Drohungen in Furcht ſetzen, daß er von ſeinem Verlangen abſtünde. Elicio war geneigt, ſich ihm anzuſchließen. Eraſt weinte, und ſagte lange nichts; endlich rief er: „Nein, meine Freunde! Alle dieſe Mittel können Mocris nur erbittern. Ich habe einen Vorſatz, der Jedermann glücklich machen wird, mich allein ausgenommen. Ich

werde ihn ausführen!“ Hierauf umarmte er Elicio, und entfernte sich schnell.

Die Schäfer zählten nicht viel auf den Plan eines so wenig gewandten Menschen, wie Eraß. Sie beschlossen, den Eremiten Fabian um Rath zu fragen. Schon waren sie auf dem Wege, als sie einen Reiter, prächtig gekleidet, auf einem stolzen Rosse erblickten; ihm folgten zwey Damen auf Seltern. Eine zahlreiche Truppe von Dienern bewies, daß es Leute von Stand waren. Die Schäfer grüßten sie im Vorbeygehen, und der Fremde, ihren Gruß erwiedernd, wandte sich an Elicio: „Wolltet Ihr mir nicht,“ fragte er ihn, „in diesem Walde einen bequemen Ort anzeigen, wo man einige Stunden zubringen könnte? Die Damen sind ermüdet durch die Reise und die Sonnenhitze, und wünschten hier zu ruhen.“ Elicio, der sich immer selbst vergaß, um an Andere zu denken, führte sie zu der nahen Quelle, an welcher Galatea geweilt hatte. Ihre Diener schlugen einen Tisch auf, der bald mit Erfrischungen besetzt war. Die beyden Damen, auf dem Grase sitzend, entschleyerten sich, und überraschten Thyrsis und Damon durch den Glanz ihrer Schönheit. Die ältere von ihnen war noch schöner, als die jüngere, aber sie dankte vielleicht diesen Vorzug der tiefen Traurigkeit, welche die Gesichtszüge der jüngern umflorte.

Elicio drang jetzt in seine Gefährten, nach der Einsiedeley zu gehen. Der Ritter hielt sie zurück. „Raubt mir,“ so sagte er, „nicht sobald das Glück, Euch getroffen zu haben! Könnte ich doch immer mit Schäfern leben! Euer glückliches Loos ist sehr verschieden von dem der Städtebewohner. Die Natur gewährt Euch umsonst alle

Freuden, denen Bild wir erkaufen. Morgen nehme ich den Hirtenstab, wenn Nisida Schäferin werden will." Beym Namen Nisida sahen sich die Hirten erstaunt an. Der Ritter bemerkte es. „Verzeiht," sagte Elicio, „wenn dieser Name unsere Aufmerksamkeit erregt! Es ist nicht nicht lange her, daß einer unserer Freunde um ihn häufige Thränen vergoß." — „Führt ihn etwa eine Eurer Schäferinnen?" antwortete der Fremde. — „Nein," erwiederte jener. „Diejenige, von der ich rede, ist keine Schäferin. Sie ist auch nicht aus dieser Gegend, sondern aus Neapel." — „Neapel?" fragte der Ritter. „Wie könnt Ihr wissen . . ." — „Sagt mir vor allen Dingen," versetzte der Hirt, „ob Ihr nicht Timbrio heißet, und ob diese Dame nicht Blanca, die jüngere Schwester Nisida's, ist?" — „Allerdings!" war die Antwort. — „Ach! Fabian, welch ein glücklicher Tag für Dich!" rief Elicio. — „Ihr kennet Fabian? Ist er hier?" schrie Blanca, und ihre Blässe wich der glühendsten Röthe. „Ja," sagte Elicio, „er ist hier; und der Kummer, diejenigen verloren zu haben, welche ihm theuer sind, hat ihn bestimmt, sein Leben der Buße zu weihen. Fabian ist Eremit, und nicht weit von hier liegt seine Einsiedeley." — „Wir eilen, ihn zu umarmen!" rief Timbrio. Blanca war schon voran, ohne noch zu wissen, welchen Weg man nahm; Nisida stützte sich auf den Arm ihres Geliebten, und Thyrsis, Damon und Elicio geleiteten Alle nach der Felsenhöhle.

Fast war es Nacht, als sie am Fuße des Hügels anlangten. Timbrio, Nisida, und besonders Blanca, erstiegen ihn, ohne Athem zu schöpfen. Man fand die Pforte der Einsiedeley offen; in der Zelle war Niemand.

Voll Unruhe durchstrichen sie die Höhen, und riefen seinen Namen. Endlich hielt sie der kluge Thyrsis auf. „Er kann nicht weit von hier seyn," sagte er. „Aber die überraschende Freude des Wiedersehens könnte ihm schaden. Wir Schäfer müssen ihn vorbereiten." Man erkannte die Wahrheit dieser Meinung. Während dem betrachtete Blanca im Mondschein das Innere der Zelle. Eine Binsenmatte, ein Fußschemel und ein Heiligenbild von Holz, waren Fabian's alleinige Geräthschaften. Blanca warf sich vor dem Bild auf die Kniee, und dankte still dem Himmel, daß er sie hieher geleitet habe.

Bald hörten sie ein Seufzen, gingen näher, und erblickten Fabian, der unter einem wilden Oelbaume, auf einem Felsenstück, kniete, und die Arme gen Himmel erhob. Man hörte seine Worte: „O Allmacht, die ich allein lieben darf, lindre die Qual meines Herzens, aber tilge nicht alles Gedächtniß meiner Leiden!" Timbrio und die Schwestern wollten herzustürzen, aber Thyrsis wiederholte Bitte verhütete es. Er blieb bey ihnen, und sandte Elicia und Damon zu dem Eremiten.

Freundlich empfing der traurige Fabian die zwey Schäfer. „Du klagest immer," sagte Elicia, „und Dein Unglück hat vielleicht bald sein Ziel erreicht." — „Du kennst es," antwortete der Eremit; „wie magst Du glauben, daß es ende?" — „Ich glaube es," versetzte jener. „Nisida lebt noch; sie, ihre Schwester und Timbrio suchen Dich durch ganz Spanien. Einer meiner Bekannten ist ihnen begegnet." — „Was sagst Du?" rief Fabian. „Waren sie es wirklich selbst? — O scherze nicht mit einem Unglücklichen! Du nahmst Theil an meinem Kummer; steigere

ihn nicht durch falſche Hoffnung!“ — Jetzt, um Fabian noch mehr vorzubereiten, wurde Niſida von Thyrſis gebeten, eine jenem bekannte Arie zu ſingen. Sie begann die erſte Strophe eines rührenden Geſangs, den Fabian vormals gedichtet. Der Eremit hörte, ſtand voll Schrecken und unbeweglich da, ſah die beyden Hirten für Geſpenſter an, und betrachtete ſie mit Schaudern. Als die lieblichen Töne fortwährten, verſchwand nach und nach ſeine Furcht, ſeine Blicke wurden milder, er kam wieder zu ſich ſelbſt — mit einem Male ſchoß er, wie der Blitz auf den Ort zu, woher die Stimme kam, ſah, und — fiel bewußtlos in die Arme ſeines Freundes — Niſida und Timbrio ſchrieen; die Schäfer eilten herbey; man ſuchte ihn wieder zu beleben. Schon war Blanca in die Zelle geeilt, um Waſſer zu holen. Sie goß es über ſein Geſicht, und ſchloß ſeine Hände in die ihrigen. Der Eremit erholte ſich, ſchlug die Augen auf, und zweifelte noch an ſeinem Glücke. Bald erkannte er deſſen Wahrheit; die Freunde hielten ſich umarmt, und vermiſchten ihre Thränen. „Kein Leid mehr!“ rief Timbrio. „Wir ſind alle vereinigt. Hier iſt Niſida, Deine Freundin; hier Blanca, welche geſtorben wäre, hätten wir Dich nicht wieder gefunden. Was bleibt noch übrig?“ — „Ach! Nichts!“ antwortete der Eremit, lächelnd und weinend zugleich. Blanca und Niſida breiteten ihre Arme gegen ihn. Fabian wollte reden, aber vergebens. Er nahm die Hände beyder Schweſtern, drückte ſie an ſeine Bruſt, und fiel ſchluchzend auf die Kniee.

Dieſe rührende Scene dauerte noch einige Minuten. Fabian führte nun ſeine Freunde in die Zelle, und erzählte,

was ihm seit ihrer Trennung widerfahren sey. Er, immer das Opfer der Freundschaft, redete von seiner Liebe für Blanca, als von einem Gefühl, das ihn in der Einsamkeit am meisten beschäftigt habe. Die von Freuden trunkene Blanca wagte nicht zu sprechen; sie umarmte ihre Schwester.

Jetzt bat der Eremit seinen Freund, ihm die Abenteuer zu melden, welche er seitdem bestanden; auch die Schüler waren begierig darauf; und Timbrio erzählte:

„Nach meinem Kampfe mit Pranfiles sandte ich, voll Ungeduld, Fabian wieder zu sehen, meinen Pagen zum Landschlosse Rifida's. Er kam bestürzt zurück, und verkündete mir den Tod meiner Geliebten und die Flucht meines Freundes. Ich war wie vom Blitz getroffen, und eilte, selbst Augenzeuge meines Unglücks zu seyn. Als ich an das Schloß kam, vermochten weder Bitten, noch Geschenke, mir den Eingang zu öffnen. Aber die Gespräche und Thränen der Hausdienerschaft bestätigte Rifida's Tod. Wahrlich! der Schmerz kann nicht das Leben nehmen; denn sonst hätte ich es auf der Stelle ausgehaucht. In aller Verzweiflung dachte ich doch meines Freundes, und obschon verwundet, folgte ich seiner Spur bis nach Gaeta. Als ich dort ankam, hatte sich Fabian eben eingeschifft. Erst nach einigen Tagen nahm mich der Capitän eines Catalonischen Fahrzeuges an Bord. Wir fuhren ab, und ich blickte nach der Italischen Küste zurück, wo ich das Theuerste, was mein Herz besaß, verloren hatte."

„Der Wind, der uns Anfangs günstig war, legte sich bald, und unsere Fahrt ging sehr langsam. Viel lieber hätte ich einen Sturm gewünscht. Immer mit Gedanken an Rifida beschäftigt, erbat ich vom Himmel den Tod oder meinen Freund."

„Am zweyten Tag unſerer Abreiſe, als das Morgenroth den Horizont vergoldete, ſaß ich auf dem Verdeck, und blickte über die ungeheure Waſſerwüſte, deren ruhige Wellen die abziehenden Sterne noch im Wiederſchein zeigten. Alles lag im Schlafe: Offiziere, Matroſen; ſelbſt der Pilot am Steuer ſchlummerte; die Segel waren eingezogen; man hörte nur das Geräuſch des Schiffes, welches ſanft die Wogen theilte. Mein Schmerz wachte allein. Ich nahm die Laute, welche mir ein Reiſegefährte lieh, und ſang zu ihr Klagen über den entfernten Freund und die verlorne Geliebte. Mit einmal hörte ich das nahe Getöſe von Rudern. Ich ſah auf, und die erſten Sonnenſtrahlen zeigten mir eine Barke, welche ſich unſerem Schiff näherte. Jetzt erhob ſich in derſelben eine Frauengeſtalt, und gleich darauf hörte ich ihren Ruf mit den Worten: 'Um des Himmels Willen! Sagt mir, ob dies nicht das Cataloniſche Fahrzeug iſt, das vor zwey Tagen von Gaeta abſegelte?' Denkt Euch mein Erſtaunen! Es war Blanca's Stimme. 'Ach! meine Schweſter!' rief ich, eilte, zum Schiffſeile, ließ mich herab in die Barke, und — ſtand zwiſchen Blanca und Riſida. — Faſt ſterbend vor Freude konnte ich kein Wort hervorbringen. Riſida ermuthigte mich. Alles ſchien mir noch ein Traum, und ich bebte vor dem Erwachen, das mein Glück rauben würde.“

„Als ich mich von dem erſten Entzücken erholt hatte, half ich den beyden Schweſtern auf unſer Schiff. Sie waren als Pilgerinnen gekleidet; aber der von mir unterrichtete Capitän empfing ſie mit der Achtung, welche man ihrer Geburt ſchuldig war. Jetzt erfuhr ich von Blanca, daß das Vergeſſen der Schärpe ihrer Schweſter eine dem

Tod ähnliche Ohnmacht bereitet hatte. Sie erwachte erst nach acht Stunden. Da sie nun meinen Sieg über Pranzilles, meinen Irrthum, meine Verzweiflung, und unsere Flucht, vernahm, war sie, trotz ihrer Schwäche, entschlossen, uns zu folgen. Blanca begleitete sie. Gold und Edelsteine wurden verschwendet, um dem väterlichen Hause zu entkommen. Sie wußten, daß ich nach Gaeta geeilt war. Ein Diener verschaffte ihnen Nachts eine Sänfte. Als sie im Freyen waren, schlugen sie, in Pilgertracht und mit ihren Diamanten versehen, den Weg nach jenem Hafen ein. Zwey Stunden nach meiner Abfahrt kamen sie dort an, gewannen Ruderer, und durch die rasche Thätigkeit derselben, begünstigt von jener Windstille, welche der Gott der Liebe bewirkt, erreichten sie bald unser Schiff.“

„Nisida hatte ich wiedergefunden. Aber Du fehltest uns noch, edler Fabian! Und das hieß unser Glück theuer erkaufen. Blanca empfand es, wie ich. Wir kamen glücklich nach Barcelona; aber alle unsere Forschungen nach Dir waren vergeblich. Blanca schlug vor, deshalb ganz Spanien zu durchreisen. Gerne stimmten wir ein. Wir wollten zuerst nach Toledo gehen, wo Verwandte von Nisida wohnen. Aber vor allen Dingen schrieben wir an ihren Vater, meldeten ihm unsere Abentheuer, und baten um seine Erlaubniß, uns zu Toledo ehelich verbinden zu dürfen. Er hat unsere Wünsche erhört, und wir waren auf dem Wege nach jener Stadt, überall nach Fabian fragend, bis der gütige Himmel uns hieher leitete.“ —

Als Timbrio seine Geschichte beendigt, führte ihn der Eremit allein in einen Winkel seiner Zelle. Mit scheuer Stimme fragte er ihn hier: „Werde ich mit nach Toledo

geben?“ Timbrio ſah ihn mit einigem Erſtaunen an. Fabian ſenkte die Augen, und Thränen entfielen ihm. Sein Freund ſchloß ihn in die Arme. „Freylich,“ antwortete er, „mußt Du nach Toledo kommen, um Dich mit der ſchönen Blanca zuvermählen; denn ſie liebt Dich über alles. Auch Dir iſt ſie wohl immer werth geblieben?“ — „Mehr, als mein Leben, erwiederte Fabian; aber Dich liebe ich noch mehr. Nun! (ſetzte er lächelnd hinzu;) ich werde dieſes Eremiten-Gewand ablegen, und Du wirſt mir zu einem helfen, das ſich beſſer für den Bräutigam ſchickt. Haſt Du übrigens meine Geſinnungen, dann kehren wir, ſobald die zwey reizenden Schweſtern unſere Gattinnen ſind, hieher zurück, und leben mit dieſen guten Hirten, welche uns lieben, und auch verdienen, von uns geliebt zu ſeyn.“ — „Daran habe ich ſelbſt ſchon gedacht,“ verſetzte Timbrio. Ich bin der großen Welt müde, und will mein Leben in dieſen Hainen, zwiſchen dem geliebten Weibe und dem Freund, beſchließen.“ Sie theilten ſogleich ihren Vorſatz den beyden Schweſtern und den Hirten mit. Alle gaben Beyfall, und freuten ſich darüber.

Der Mond beſtrahlte ſchon die Auen und Gebüſche. Da ermahnte Elicio, nach den Wohnungen im Thale zu gehen. „Meine Hütte,“ ſagte er, „iſt zu klein, um Euch eine Lagerſtätte darin anzubieten. Aber folgt mir zu Mocris, dem Vater der ſchönen Galatea; es wird ihm eine Ehre ſeyn, Euch aufzunehmen.“ Man beſchleunigte die Schritte, und kam zur Wohnung des Mocris, als dieſer ſich eben mit ſeiner Tochter, einigen ihrer Freundinnen, und den vier Schäfern aus Portugal, unter deren Geleite Galatea den folgenden Tag abreiſen ſollte, zu

Tische setzte. Elieto bat den alten Hirten um Gastfreundschaft für die Fremden. Gern und mit hoher Achtung empfing er dieselben, nöthigte sie zu Tisch, und ließ dem Mahle noch das Beste, was er hatte, beyfügen. Galatea bezwang, so viel wie möglich, ihre Traurigkeit. Elieto hatte am weitsten von den Portugiesen Platz genommen. Er sah diese zornig an, und seine Augen begegneten zuweilen den Blicken Galateens. Nach geendigtem Mahle setzte sich die Gesellschaft, um der Abendkühle zu genießen, vor das Haus auf steinerne Bänke. Moris sprach von der glänzenden Verbindung, die seine Tochter treffen würde, und die Portugiesen erhoben dieselbe noch mehr. Die Fremden glaubten, der schönen Galatea Glück wünschen zu müssen. Sie antwortete nichts, und der unglückliche Elieto unterdrückte mit Gewalt seine Thränen.

Mit einmal erscholl das Thal herauf traurig der Ton einer Posaune. Moris und seine Gäste erhoben sich, gingen ihm nach, und kamen auf den großen, mit Linden umgebenen, Platz, wo schon viele Hüttenbewohner versammelt waren. Hier sahen sie vier Schäfer in Trauerkleidern und mit Cypressen bekränzt. Zwey trugen Fackeln, die zwey andern bliesen auf der Posaune. Unter ihnen stand ein Diener des Ewigen, in priesterlichem Gewande — Es war der ehrwürdige Salvadon, welcher die Hirten in ihrem Leid zu trösten und dem Himmel für ihr Wohl zu danken berufen war. Er trat vor, und sprach: „Hirten! Morgen ist der Tag, an dem wir der Asche unserer abgeschiedenen Lieben im Thale der Gräber huldigen. Denkt dieser heiligen Pflicht, und kommt mit der Morgenröthe zu unserer Feyer!“ —

Als der fromme Priester diese Worte gesprochen, ging er langsamen Schritts nach seiner Wohnung zurück. Alle, die versammelt waren, versprachen sich, bey dem heiligen Feste zu erscheinen. Moeris wünschte, daß auch seine Tochter dabey nicht fehle, und bat die Portugiesen, ihre Abreise aufzuschieben. Elicio bebte vor Freuden; Galatea schöpfte eine glückliche Hoffnung. Jedermann sah diese vier abgesandten Schäfer mit unfreundlichen Augen an, und wandte ihnen den Rücken. Sie waren verhaßt, seitdem man wußte, daß sie die schöne Galatea von dieser Flur hinwegführen sollten.

Am folgenden Morgen erschien der weise Salvador im feyerlichen Trauergewande auf dem großen Platze. Alle Thalbewohner kamen mit Flor behangen, Cypressenkränze um das Haupt, und trugen Hirtenstäbe mit schwarzen Bändern. Eine Reihe bildeten die Schäfer, eine andere die Schäferinnen. Timbrio, Fabian, und die Damen waren im Zuge; kein Hirt blieb aus, nur Erast fehlte.

Das Thal der Gräber liegt zwischen zwey Hügelketten, durch welche der Tajo sanft seine Wogen strömt. Am Eingang steht ein alter Tannenbaum, auf dessen Rinde man folgende Worte lies't:

Geachtet sey der Friedhof Dir,
O Wand'rer! wo nichts Böses soll erscheinen!
Jedoch, wer gut ist, weile hier!
Auf diesen Gräbern kann er weinen.

Das Thal ist mit Cypressen bepflanzt. In der Mitte entspringt eine klare Quelle, welche den Rasen immer frisch und grün erhält. Hie und da befinden sich Gräber, welche zum Theil schon mit Epheu bekleidet, zum Theil noch mit Blumen geschmückt sind.

Als der Zug der Hirten bey der Quelle angekommen war, schlossen sie einen Kreis, und Salvador sprach: „Trennt Euch jetzt, und vereint Euch erst wieder auf den Ton der Posaune!“ alle vertheilten sich, und jedes betete in stiller Wehmuth auf dem Grabe, das die Reste seiner Lieben verschloß.

Timbrio, Fabian, und die beyden Schwestern, hatten Elicio verloren, und suchten ihn durch das Thal. Sie fanden ihn knieend auf dem Grabe seiner Mutter. Er wandte den thränenden Blick zum Himmel: „O Mutter!“ sagte er; „Du bist gewiß dort glücklich, weil Dein Herz hier immer fromm und gut war. Schau' herab von jener göttlichen Flur! Wache über mich, daß ich stets die Tugend liebe, so wie ich Dich geliebt habe!“ hierauf neigte er sich laut weinend auf den Grabstein. Die Freunde nahten. Timbrio faßte ihn bey der Hand, und sprach: „Würdiger Sohn der Entschlafenen! Künftig sind wir uns näher. Wir alle weihen uns dem Hirtenstande, und unsere Wohnung soll neben der Deinigen stehen.“ — „Dann seyd Ihr die Nachbarn eines Unglücklichen,“ antwortete Elicio. „Seit dem Tod meiner Mutter gab es nur ein Gefühl, das mir das Leben werth machte, und morgen werde ich diejenige nicht mehr sehen, welche mir über alles theuer ist.“ Alle baten ihn, sich näher zu erklären. „Hier ist nicht der Ort, von meiner Liebe zu sprechen,“ sagte der Schäfer. „Aber wenn wir das Thal verlassen haben, sollt Ihr mein Unglück erfahren.“ — Jetzt erscholl die Posaune; alle Hirten vereinten sich wieder, und der ehrwürdige Priester hielt an dem geweihten Orte eine rührende und trostvolle Rede, worauf er den Zug aus dem

Thal führte. In der offenen Flur zerstreuten sich Alle wieder nach den lieblichen Triften, welche der Tajo bewässert.

Die neuen Freunde erinnerten Elicio an sein Versprechen. Sie gingen mit ihm nach der erlenbeschatteten Quelle (dem Lieblingsort Galateens), welche sich etwas entfernt vom Strome, zwischen waldigen Hügeln, befand. Hier erzählte der unglückliche Hirt jenen seine Liebe, und wie er über die nahe Verbindung Galateens in Verzweiflung sey. Fabian, Blanca und Nisida suchten ihn zu trösten. Timbrio dachte auf Mittel, welche ihm den Besitz seiner Geliebten schaffen könnten.

Galatea war ihnen mit Thyrsis, Damon und einigen Freundinnen in geringer Entfernung gefolgt. Niemand sprach ein Wort; denn zu traurig wandelte unter ihnen die Tochter des Moeris, welche an den morgenden Abschied dachte. Als sie an die Quelle kamen, hörten sie noch, daß Timbrio zu Elicio sprach: „Geh' auf Deine Trift! Ich werde unterdessen Alles anwenden, daß der Vater ...“ Er hielt ein, und Galatea erröthete. Elicio warf einen Blick auf sie, in dem sich Schmerz und Hoffnung vereinten, und ging, von seinem Nachbar Daman begleitet, durch die Gebüsche hinweg. Nisida und Blanca nahmen Galateen bey Seite, und entdeckten ihr, daß Timbrio mit ihrem Vater sprechen wolle. Sie zweifelte und hoffte. Um aber den edlen Mann in seinen Rathschlüssen nicht zu stören, wandte sie vor, nach ihrer Wohnung zu gehen, und nahm allein mit ihrer vertrauten Freundin, der Schäferin Florise, einen andern Weg durch die Fluren.

Die beyden Jungfrauen waren noch nicht weit ent-

fernt, als plötzlich vier Männer hinter einem Hage hervorsprangen. Sie ergriffen die erschrockenen Mädchen, knebelten ihnen den Mund, und hoben sie mit Gewalt auf zwey bereit stehende Maulthiere. Darauf stiegen die Räuber zu Roß, nahmen jene in die Mitte, und flohen mit ihnen im schnellsten Galopp nach der Gränze Castiliens. Es waren die vier Portugiesen, welche Galateen abholen sollten. Der kalte und gehässige Empfang, den sie bey den Bewohnern dieser Auen fanden, der Grimm, mit welchem sie Elicio während der Mahlzeit ansah, und die Blicke, welche er auf Galateen warf, alles dieses hatte ihnen großen Verdacht erregt; selbst der Aufschub, den Mocris, wegen des heiligen Festes, für seine Tochter begehrt, schien ihnen ein Vorwand. Sie fürchteten, ohne Galateen wieder heimkehren zu müssen, und entschlossen sich zu einer Entführung. Diese, dachten sie, würde man verzeihen, wenn sich ihr Herr mit der Jungfrau vermählt hätte. Das Erste war gelungen; sie eilten mit ihrem Raube dahin; aber die Liebe schirmte Galateen.

Elicio und Damon, welche auf einem nahen Wege gingen, hörten den Hufschlag. Begierig, zu sehen, was das sey, eilten sie durch das Gesträuch, erblickten die vier Reiter, und erkannten die Schäferinnen. Elicio flog mit einem Schrey nach seiner Geliebten. Er hielt mit beyden Händen die Maulthiere. Ein Portugiese erhob den Arm, um ihn mit einem kurzen Speere zu durchbohren, aber der herbeygeeilte Damon versetzte ihm mit seinem tüchtigen Hirtenstabe einen Streich, der den Arm des Barbaren zerschellte. Die beyden Schäferinnen benutzten den Augenblick; sie ließen sich zur Erde fallen, und da sie die

Gegend kannten, eilten ſie um Hülfe nach der Quelle. Indeſſen hatte ſich Elicio der Lanze des Entwaffneten bemächtigt; er ſtellte ſich neben Damon, und die zwey braven Hirten, nur mit einem Stabe und einem kurzen Speer bewaffnet, wehrten ſich zu Fuß tapfer gegen drey berittene Feige. Noch hielt der ungleiche Kampf; aber der Muth fing an, der Uebermacht zu weichen; Elicio, am Arm verwundet, konnte nicht mehr fechten: als Timbrio, mit dem Schwert in der Hand, wie ein Blitzſtrahl auf die Portugieſen fiel. Sein erſter Hieb ſtürzte den zu Boden, der eben auf Elicio eindrang. Thyrſis und Fabian flogen herbey, und die zwey noch übrig gebliebenen Feinde eilten mit verhängtem Zügel davon.

Elicio's Wunde war nicht gefährlich, aber er verlor viel Blut. Galatea ängſtigte ſich darüber; ſie hemmte das Blut mit ihrem Tuche; ſie verband ſelbſt ſeine Wunde. Schon dieſe Sorgfalt mußte ihm Geneſung bringen. Man führte ihn, ſeinen Arm in der Binde, zu den Hütten. Galatea unterſtützte ihren Geliebten auf dem Wege, und dieſe Zärtlichkeit lohnte ihm jede Gefahr, die er beſtanden.

So kam man zu Moeris, und erzählte ihm den Anſchlag der Portugieſen. Im höchſten Unwillen erklärte der Greis, daß er ſich ſeines Worts entledigt halte. „Hier,“ ſagte Timbrio, indem er ihm den Verwundeten vorſtellte, „ſiehſt Du den Befreyer Deiner Tochter: Elicio verdient den Beſitz derjenigen, die er gerettet hat. Seine Armuth allein konnte Dir Bedenken erregen. Aber ich bin reich, und ich will ...“ Ehe er endigen konnte, entſtand ein großes Geräuſch vor dem Hauſe. Alle ſchauten hinaus, und ſahen einen ſtattlichen Widder, mit Bändern geſchmückt

und mit verschiedenen Farben bemahlt, in den Hof gehen. Seine Stimme übertönte das Blöken von hundert Schafen, welche ihm, jedes mit einem Lamme, folgten. Hinter ihnen kam Eraſt, von zwey Hunden begleitet. Er überließ denſelben die Bewachung der ſchönen Heerde, trat, ſeinen Hirtenſtab in der Hand, herein, und ſprach zu Galateens Vater: „Moeris! Ich liebte Deine Tochter, und konnte ſie vielleicht jenem Portugieſen ſtreitig machen. Aber man ſey gerecht! Weder er, noch ich, verdienen Galatea; Elicio allein iſt ihrer werth. Glaube dem Geſtändniß ſeines Nebenbuhlers! — Du willſt einen reichen Eidam. Betrachte dieſe Heerde, die gewiß ſeine ſchöne Mitgift iſt! Nicht aus meinen Mitteln gab ich ſie; aber ich durchging deshalb alle benachbarten Triften. Elicio hat ſo viele Freunde, daß, indem Jeder nur ein Mutterſchaf mit dem Lamme gab, ich in zwey Tagen dieſe Heerde bilden konnte.“ — Kaum hatte er geendet, als ihm Elicio weinend um den Hals fiel. „Eraſt!“ rief er, „was auch mein Schickſal ſey, Deine Freundſchaft macht es beneidenswerth. Ich wage keine Hoffnung auf Galateens Beſitz; aber ...“ — „Sie iſt Dein!“ rief Moeris mit Thränen im Auge. „Komm, meine Tochter! Ich gebe Dich Deinem Befreyer. Umarme Deinen Gatten!“ — Von Röthe glühend, wie die Roſe, nahte ſich Galatea, fürchtend, ſie gehe zu ſchnell. Elicio lag auf den Knieen, und erhob ehrfurchtsvoll gegen ſie den Arm. Galatea ſchlug die Augen nieder, und erröthete noch mehr. Jetzt nahm ſie ihr Vater bey der Hand, und führte ſie zu dem Beglückten; die Liebenden ſanken ſich in die Arme, und dieſer Kuß war der erſte, den Galatea in ihrem Leben empfangen hatte.

Man erzählte jetzt dem Graf die Entführung und Befreyung der beyden Schäferinnen. Timbrio ſagte zu ihm: „Schäfer! Du kamſt mir zuvor. Elicio kann Dir nicht lieber ſeyn, als mir; aber Du hatteſt ein älteres Recht. Jedoch ſey mir erlaubt, ein anderes Vorhaben zu erfüllen. Ich theile mein Gut in drey Theile. Der erſte gehört meinem Freund Fabian, der zweyte ſey durch Euern Prieſter den Armen dieſer Gegend geſpendet, und für den dritten kaufe ich eine Wohnung, Felder und Heerden für Niſida und mich. Ja, meine Freunde, ich werde Hirt, und beſchließe mit Fabian meine Tage in Euerer unſchuldfrohen Mitte.“

Hoher Beyfall und warmer Dank lohnte den edlen Timbrio. Man ſetzte ſich zu Tiſche, die Liebenden Paar an Paar. Flöten und Hirtengeſänge feyerten ihren Bund, bis der Abendſtern über den Wipfeln der Pinien glänzte.

Den folgenden Tag ſandte Timbrio ſein Gefolge nach Toledo zurück, mit einem vertrauten Manne, welcher die, ſo nicht in ſeinem neuen Dienſt bleiben wollten, den Verwandten Niſida's empfehlen und zugleich ſeine ſtädtiſchen Beſitzungen verkaufen ſollte. Unterdeſſen ſchaffte Morris Heerden und Gehöfde für die neuen Hirten an. Der Vater der beyden Schweſtern hatte auch ſchon ſeine Einwilligung zur Verbindung Blanca's mit Fabian gegeben, wenn man dieſen wiederfände. Elicio war in wenigen Tagen gänzlich von ſeiner Wunde hergeſtellt, und man beſtimmte ſogleich den erſehnten Tag der Vermählung.

Als Aurora die Fluren und Bäche erhellte, vereinten ſich alle Bewohner des Thals zu dem frohen Feſte. Timbrio und Fabian trugen ſchon den Hirtenſtab und die

Schäfertasche, und ihre Geliebten erschienen in ländlicher Tracht. Sie zogen mit Morris, seiner Tochter und dem glücklichen Elicio nach dem Tempel, unter dem freudigen Zuruf aller Hirten. Der gute Erast ging als Brautführer neben Galateen. Salvador vermählte die liebenden Paare, und der Himmel segnete ihren Bund. Lange Zeit lebten sie beglückt und zärtlich beysammen, und noch immer wird ihr Andenken in diesem schönen Lande geehrt.

Egbert.

Sonnet.

An meinen Sohn und seine junge Gattin.

Den 29. October 1825, wenige Wochen nach ihrer Verbindung.

Wie soll ich dich, du ernster Tag, begrüßen,
Der mich dem Ernst des Lebens eingereiht!
Vorbey seh' ich so manche Bilder fließen,
Denk' ich zurück an die entschwundne Zeit;

An Freud' und Leid! In Dank will sich ergießen
Mein volles Herz bey dem, was mich erfreut;
Die Schmerzen selbst, die herb mich oft verdrießen,
Des Lebens Schmerzen, opfr' ich mit dem Leid

Der Freud', in Euch verjünget mich zu sehen!
O möcht' aus Eurer Liebe Glanz und Glück
Ein neues Glück mir Alterndem erstehen!

Und wenn der Lebens-Sonne Scheideblick
Mir naht, erhellt von Eurem schönen Glück,
Mein Leben selbst verschönert untergehen.

Conz.

Lieder.

1.

Durch des Lebens sand'ge Wüste
Wallt der Mensch den heißen Tag,
Und ihn kühlt von ferner Küste
Keines Windes Flügelschlag.

Auf den unwirthbaren Pfaden,
Durch den heißgeglühten Sand,
Muß er schmachtend fürder waden
Und erschaut kein grünend Land.

Den die Geister sich erlasen,
Die auf Sternenpfaden gehn,
Der nur blicket die Oasen,
Wo die frischen Palmen wehn.

Kennst Du sie, die heitern Räume,
Wo die Quelle rauscht und fließt,
Wo aus dunklem Dach der Bäume
Duft und Wohllaut sich ergießt?

Wandle mit mir in den Schatten,
Kind, in's Land der goldnen Ruh,
Wo die Palme ihrem Gatten
Lispelt sanfte Grüße zu.

Traue ruhig Deine Glieder
Dem geschwellten Rasen hie,
Weilest ja im Land der Lieder,
Weilst im Eiland Poesie.

2.

Der Tag mit seinem tollen Jagen
Hat jetzt beschlossen seinen Lauf,
Und tausend milde Sternlein schlagen
Die lichten Blumenaugen auf.

Was streng mich als Geschäft beengte,
Das schlummert fest in stiller Nacht,
Wo Poesie, die hartgedrängte,
Aus starrem Todesschlaf erwacht.

Und wie sie sanft die Augenlieder
In fröhlichem Erwachen hebt,
Da tönt es aus den Sternen nieder,
Daß zückend mir's die Brust durchbebt;

Wie ihre Lippen ſich bewegen
Zum Zauberworte ernſt und mild,
Da wogt ein Sternenblumenregen
Herab auf's irdiſche Gefild;

Und was in bebendem Geſtiebe
Herunter blüht, in jungem Glanz,
Das flecht' ich meiner jungen Liebe
Zu einem friſchen Liederkranz.

3.

Ich bin ein Kind geworden
In dieſer Roſenzeit,
Der Lenz iſt mein Geſpiele,
Der ſanft mir Blüthen beut.

Die Erd' iſt meine Mutter,
Ich ſpiel' mit Kinderluſt
Mit ihren weichen Blumen
An ihrer treuen Bruſt.

Dem kindlichen Getändel
Sieht froh in ſüßer Ruh
Mit hellem Vater-Auge
Der blaue Himmel zu.

4.

Vor ihrem Fenſter weil' ich leiſe
Im kühlen Hauch der Mondennacht,
Und ſinge ihr nach Geiſterweiſe,
Das Herz von Liebe angefacht.

Und was mir ſanft als Lied entklungen
Fliegt ihr ein Traumgebilde zu
Und liſpelt meine Huldigungen
In ihrer reinen Seele Ruh.

Und wenn die Träume ſie umweben
Und winden ihr den Kranz in's Haar,
Dann lächelt wohl mit leiſem Beben
Ihr purpurfarben Lippenpaar.

Und leiſe, leiſe flattern wieder
Die Träume ihrem Sänger zu,
Und ſenken tief in's Herz ihm nieder
Der reinen Seele Engelruh.

5.

Jüngſt legt' ich müde von der Reiſe
Das Haupt auf einen moos'gen Stein,
Da wiegten Töne ſanft und leiſe
Mich bald in ſüßen Schlummer ein.

Und goldne Nebelwolken ſtiegen
Am blauen Himmel hoch empor,
D'rin ſah ich tauſend Engel fliegen,
Die ſangen lieblich mir in's Ohr.

In Roſenflor gehüllt die Glieder
Mit zarten Schwingen ſilberweiß,
So rauſchten ſie zu mir hernieder,
Umſtanden mich in buntem Kreis.

Und näher trat zu mir ein Engel
Und ſang mir Ruhe tief in's Herz,
Berührt von ſeinem Lilienſtengel
Vergaß ich Erdenluſt und Schmerz.

Der Lieben freundliche Geſtalten,
Sie alle waren mir entflohn,
Nur Eine hab' ich feſtgehalten
Und ach — die Eine lacht mir Hohn!

6.

Mit jedem Menſchen wandelt
Ein Engel mit leiſem Schritt,
Und fühlet ſeine Freuden
Und ſeine Leiden mit.

Und wenn ſich zwey begegnen,
Die lieben treu und warm,
Dann ſinken ihre Engel
Sich jauchzend in den Arm.

Und wenn ich Dir begegne,
Fein Liebchen, kalt und ſchön,
Dann wagen unſre Engel
Es nicht ſich umzuſeh'n.

Sie halten ſich die Hände
Vor's Strahlenangeſicht,
Und ſeufzen tief und weinen —
Du aber ſiehſt es nicht.

7.

Jüngst hab' ich wieder Dich im Wahne
Des Traums geseh'n,
Du warst die jagende Diane
Und göttlich schön.

Die zarten Glieder ohne Hülle,
Wie weiß, wie voll,
Wie sanft aus engem Kleid die Fülle
Des Busens quoll.

Ich schwebt, ein Vöglein in den Lüften,
Hoch über Dir,
Und sah Dich schweifen auf den Triften
Und sang zu Dir.

Du legtest auf den goldnen Bogen
Den scharfen Pfeil,
Wie ist er mir in's Herz geflogen
In rascher Eil'!

Und wie ich froh zu sinken dachte
In Todesnacht,
Die Deine liebe Hand mir brachte,
Bin ich erwacht.

8.

Es schmachtet eine Blume
Nach einem hellen Stern,
Und weinet Perlenthränen,
Daß er ihr ewig fern.

Die Blume wird verbleichen,
Bald ist ihr Kelch verdorrt;
Der Stern in heiterer Ferne,
Der leuchtet ewig fort.

Kannst Du das Gleichniß deuten,
So kennst Du meinen Schmerz;
Du bist der Stern der Höhe,
Die Blume ist mein Herz.

9.

So ist sie denn gekommen,
Die österliche Zeit,
Die deutungsvoll den Frommen
Der Andacht Weihen beut.

Es blickt an jungen Reisern
Der frische Keim empor,
Es tönt in Gotteshäusern
Der frommen Lieder Chor.

Das hohe Kreuz verkündigt,
Es sagt das heil'ge Grab,
Wie Liebe uns entsündigt
Und sich dem Tode gab.

Des jungen Jahrs Getriebe,
Das in den Fluren webt,
Das kündet, wie die Liebe
In ew'gem Walten lebt.

10.

Wie man Blumen klug nach Fäden
Ordnet, lernt ich nimmermehr;
Wie man Sterne mißt und zählet,
Wird dem flücht'gen Sinn zu schwer.

Aber was die Sterne reden
Und die Blumen auf der Flur,
Lehrte mich verstehn die Mutter,
Die alliebende Natur.

Mögt ihr messen, ordnen, zählen,
Eines mest und zählt ihr nicht,
Die unendlich große Liebe,
Die aus Stern und Blume spricht!

Albert Preuschen.

Der Abschied.

Rheinische Sage.

Es eilet zur Trauten der Ritter so froh —
Doch weh! von der Wange das Lächeln ihm floh.

„Was kümmert Dich, Holde? was trübt Dir den Blick?
Muß Trauer uns stören das friedlichste Glück?“ —

„Das Glück? ach, auf immer für uns ist's dahin!
Entfloh'n für das Leben ist Lebens Gewinn.

Mich weihte der Vater im heiligen Land
Dem Kloſter, würd' Rettung vom Tod ihm geſandt.

Heim kehrt er in Lebens hellfreudigem Licht —
Und dennoch ſchweigt Wehmuth im Buſen mir nicht? —

Für uns blüht kein Lenz mehr; die Hoffnung iſt todt!
Fahr' wohl bis zum helleren Morgenroth!" —

Ein jegliches Wort ein zweyſchneidig Schwert,
So hat der Ritter die Kunde gehört.

„Wir fliehen!" itzt ruft er; „mein Alles biſt Du!" —
„Und Fluch dann des Vaters, und nimmermehr Ruh'?"

Sie dränget hinweg ihn, ſie ruft ihn zurück.
„Nur einmal noch, einmal den liebenden Blick!" —

Wohl ſprenget er ſtürmiſch dahin von dem Schloß;
Es dröhnet der Hufſchlag, es ſchäumet das Roß.

Bang ſchauet die Jungfrau vom Söller hinab;
Der wallende Helmbuſch noch Kunde ihr gab.

Ach! itzt wird auch dieſer nicht ferner geſehn.
„Fahrwohl! o fahrwohl nun! viel Träume verweh'n!" ...

Da ſtürmet's im Buſen: „o quälendes Gut,
Ein Leben, verarmet an Liebe und Muth!

Nimm auf mich, Du leichtes, Du wogendes Grab!" —
Sie ſtürzt ſich in Fluthen des Rheines hinab.

Und wo ſie geblieben, ward keinem bewußt;
Still nahm ſie die Welle an ſchäumende Bruſt.

Am Ufer nur flüſtert's zur Mitternachtszeit:
„Kühl rauſchten die Wellen, und ſtumm ward das Leid."

C. St.

Die Schatten.

„Nebelgeſtalt, die Du vor mir ſchwebſt,
Trüb' itzt und trauernd das Auge erhebſt:
Entfliehe!

Und nun Du andre mit leuchtendem Blick,
Strahlend wie Freude und lächelndes Glück:
Verziehe!“ —

Aber die Schatten, sie wechseln und schwanken,
Bis in dem Wechsel so Aug' als Gedanken
Ermüden.

Einer nur stehet, ein Felsengebild,
Ernst wohl gemahnend die Seele, doch mild,
Wie Frieden.

Wo auch zu diesem Dein Auge sich hebt,
Stärkung den zagenden Muth Dir belebt,
So linde!

Wie auch Dein Streben um jene sich müht,
Oft wohl ihr Lächeln der Spreu gleich entflieht
Im Winde. —

Schatten der Zukunft! euch meinet mein Lied;
Euch, die ihr dämmert, und wanket, und flieht,
Nie weilend.

O nur der Eine nicht weiche dem Blick!
Lenke zum Bleibenden mahnend zurück,
Und heilend.

Bis er, gewandelt in leuchtenden Schein,
Strahlt durch die Dämm'rung des Lebens hinein,
Als Klarheit:

Bis in dem Scheine wird heilig die Bahn,
Leitend zur Heimath der Dauer hinan
Und Wahrheit.

C. St.

Agrionien.

Charade.

Erste Sylbe.

Im schönen Schweizerlande
Grüßt mich der Hirt vertraut,
Trägt kaum des Lebens Bande,
Da, wo er mich nicht schau't.
Doch hier in unserm Deutschen Land
Wird mancher Zwerg wie ich genannt;
Und wer mich auch als Riesen sah,
Steht kalt oft bey dem Anblick da.

Zweyte Sylbe.

Mein Wort hat nur der Zeichen drey,
Doch brauchst Du sie als mancherley,
Als Zweifel, Zeichen, oder Rufen,
Als langer Rede Eingangsstufen:
Und fragt man nach des Nachbars Werth,
Deß offnen Tadel Vorsicht wehrt,
Da, schwankend zwischen Ja und Nein,
Muß oft mein Wörtchen Ausweg seyn.

Das Ganze.

Ein Maler ist's, der die Natur,
Mit Liebe folgend ihrer Spur,
Im treuen, wahren Bilde zeigt;
Von dem gar viele Schüler lernen,
Und den im zarten Duft der Fernen
Kein Landsmann jemals hat erreicht.

C. St.

Logogryphisches Sonnet.

Drey Zeichen vorn, da nennt im stolzen Ton
Sich Dir die Stadt im lachenden Gefilde,
Die, reich an Glanz und That, mit starkem Schilde
Sich einst erhoben als der Erde Thron.

Noch zwey hinzu, und mancher Musensohn
Läßt schauen in des Lebens treuem Bilde
List, Edelmuth, der Liebe Kraft und Milde,
Der Bosheit Kampf, der Tugend Schmerz und Lohn.

Den edlen Styl in Kunst und Wissenschaft,
Der mit der Vorwelt schönem Geiste schafft,
Benennen Dir des Worts fünf letzte Zeichen.

Das Ganze schwebt in heiter'n Feenreichen
Als farb'ge Dichtung voll der Wunderkraft,
Wo Ernst und Scherz sich brüderlich vergleichen.

K. Geib.

Die Auflösungen im folgenden Bändchen.

Auflösungen:

I. Der Logogryphen im zweyten Bändchen. S. 366.

1. La Roche, Choral. — 2 Zug. — 3. Polstern. — 4. Mann. Manna. Anna. — 5. Schutzgeist.

II. Räthsel im vierten Bändchen. S. 80.

1. Pantoffel. 2. Schranke.

III. Charade im fünften Bdch. S. 67.

Mayglöckchen.

Stanford University Libraries
3 6105 014 831 213

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004